Victor Hugo's
ausgewählte Schriften,

teutsch bearbeitet

von

Friedrich Seybold.

Gall. (8°).
231.

Erster Band.

Notre-Dame oder die Liebfrauenkirche
zu Paris.

I.

K. KREISBIBLIOTHEK * REGENSBURG *

Fleischmann

Stuttgart und Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger u. Comp.

1835.

K. KREISBIBLIOTHEK REGENSBURG

Notre-Dame
oder
die Liebfrauenkirche
zu
Paris.

Ein historischer Roman
von
Victor Hugo.

Teutsch bearbeitet
von
Friedrich Seybold.

Erster Theil.

Stuttgart und Leipzig,
Verlag von L. F. Rieger u. Comp.

1835.

I.

Der große Saal.

Heute vor dreihundert acht und vierzig Jahren, sechs Monaten und neunzehn Tagen wurden die Pariser durch das Läuten aller Glocken geweckt, die, in dem dreifachen Umkreise der alten Lutetia, der Universität und der neuen Stadt, einen gewaltigen Bimbam machten.

Dieser sechste Januar des Jahrs vierzehnhundert zwei und achtzig war gleichwohl kein Tag, der in der Geschichte roth angezeichnet ist. Es war nichts Besonderes in dem Ereigniß, das auf solche Weise die Glocken und die Spießbürger von Paris vom frühen Morgen an in Bewegung setzte. Kein Rennen im hohen Zeug der Burgunder und Pikarden, keine Prozession des Allerheiligsten, kein Aufruhr der Schüler im Weingarten von Laas, kein feierlicher Einzug

unseres gnädigsten Herrn des Königs, kein Aufknüpfen von ein paar Duzend Räubern und Gaunern zur Befriedigung des Rechts und der Gerechtigkeit und zum abscheulichen Exempel für die gaffende Menge. Es hatte auch nicht, wie sonst im fünfzehnten Jahrhundert häufig geschah, eine glänzende Gesandtschaft mit wehenden Helmfedern und flatternden Fähnlein ihren Einzug gehalten, denn erst vor zwei Tagen hatte die letzte Cavalcade dieser Art, die flamländischen Botschafter, welche die Heirath zwischen dem Dauphin und Margarethen von Flandern schließen sollten, ihren Einzug in der Hauptstadt gehalten, zum großen Verdruß des Cardinals von Bourbon, der, dem Könige zu gefallen, diesen ganzen Troß bäuerischer Bürgermeister aus Flamland in seinem prächtigen Pallaste bewirthen mußte.

An diesem sechsten Januar, der, wie Jehan von Troyes sagt, Alles, was Leben hatte, auf die Beine brachte, war die doppelte Feierlichkeit, die seit unfürdenklichen Zeiten auf einen Tag fällt: das Fest der Könige und der Narren. Da war jedesmal Freudenfeuer auf dem Greve-Platz, Mayenfest in der Kapelle von Braque und Mysterium im Justizpallast. Am Abend zuvor schon war das Fest auf Straßen und Plätzen durch die Leute des Herrn Prevot, die in veilchenblauen Sammetkleidern stolzirten und große weiße Kreuze auf der Brust trugen, austrompetet worden.

Die ganze Stadt, Männer und Weiber, lief demnach vom frühen Morgen an einem der obenbezeichneten drei Plätze zu: der dem Feuerwerk, dieser dem Maienfest und jener dem Mysterium; man muß es dem alten gesunden Verstand der Pariser Spießbürger zum Ruhme nachsagen, daß der bei weitem größte Theil dem Feuerwerk oder dem Mysterium im großen Saale des Justizpallastes zuströmte, während die Bänder an dem armen Maienbaum auf dem Kirchhofe der Kapelle von Braque fast einsam und verlassen flatterten. Hauptsächlich fluthete die Menge dem Justizpallaste zu, weil man wußte, daß die flamländischen Gesandten der Darstellung des heiligen Mysteriums und der Erwählung des Narrenpabstes, die im gleichen Saale Statt fand, anwohnen wollten.

Es war aber nicht so leicht, an jenem Tage in diesen großen Saal zu gelangen, den man damals für den größten hielt, der auf dem ganzen Erdball unter Dach und Fach stund. Der Platz vor dem Justizpallast, von Menschen wimmelnd, bot den Zuschauern aus den Fenstern den Anblick eines Meeres dar, in welches fünf bis sechs Straßen, gleich Mündungen eben so vieler Flüsse, jeden Augenblick ihre lebendigen Wellen ergossen. Das Geschrei, das Lachen und das Stampfen dieser tausend Füße machten ein großes Geräusch und Gelärm. Von Zeit

zu Zeit verdoppelte sich dieses Rauschen und Lärmen, und der Strom, der diese ganze Masse gegen den großen Thorweg des Pallastes fortriß, dämmte sich und gerieth in Wirbel. Es bedurfte dazu blos des Kolbenstoßes eines Bogenschützen von der Leibwache, oder eines Stadtsergenten, der sein Pferd tummelte, um die Ordnung herzustellen.

Unter den Thüren, an den Fenstern, an den Dachladen, auf den Dächern selbst wimmelten Tausende jener ehrbaren Bürgergesichter, so gutmüthig und so ruhig; sie blickten auf den Pallast, sie blickten auf die strömende Menge, und waren zufrieden, denn solche Leute sind schon zufrieden, wenn sie nur viele andere Leute sehen, und ihre Neugierde ist gereizt, wenn sie nur wissen, daß hinter irgend einer Mauer irgend etwas vorgeht, was sie weder sehen noch hören.

Wenn wir, wie wir jetzt im Jahr 1830 sind, uns in Gedanken unter jene Pariser des fünfzehnten Jahrhunderts mischen und mit ihnen, gedrückt und gestoßen, in jenen unermeßlichen Saal, der am sechsten Januar vierzehnhundert zwei und achtzig dennoch zu klein war, einziehen könnten, so würden wir ein Schauspiel genießen, das uns gewiß Freude machte, und lauter so alte Dinge sehen, daß sie uns nagelneu erschienen. Wenn der geneigte Leser nichts dagegen hat, wollen wir versuchen, ihm den Eindruck

darzustellen, den er empfunden haben würde, wenn er mit uns über die Schwelle jenes großen Saales geschritten wäre, in dem Gedränge der Spießbürger und der Polizeischergen jener Zeit. Man tritt ein, die Ohren gellen, und die Augen werden geblendet. Ueber unsern Häuptern ein doppeltes Bogengewölbe, mit hölzerner Bildnerei eingefaßt, himmelblau gemalt mit goldnen Lilien; unter unsern Füßen abwechselnde Platten von weißem und schwarzem Marmor; einige Schritte von uns ein ungeheurer Pfeiler, dann wieder einer, dann noch einer, im ganzen sieben Pfeiler in der Länge des Saals, die in der Mitte seiner Breite das doppelte Gewölbe halten. Rund um die vier ersten Pfeiler Krämerbuden voll glänzenden Geschirrs, um die drei letzten Bänke von Eichenholz, abgenützt und abgeglättet durch die ledernen Hosen der Klagenden und die Mäntel der Richter. Rings um den Saal, an der hohen Mauer hin, zwischen den Thüren, zwischen den Fenstern, zwischen den Pfeilern, die unübersehliche Reihe der Bildsäulen aller Könige von Frankreich seit Pharamund; die schläfrigen Könige mit herabhängenden Armen und stieren Augen, die tapfern und kriegslustigen Herren mit trotzigem Haupt und hoch erhobener Hand. Hierauf unter den langen Fenstern tausendfarbige Gläser, an den weiten Ausgängen des Saals reiche Thüren mit feiner

Bildnerarbeit, und alles, Bogen, Pfeiler, Mauern, Thüren, Bildsäulen, von oben bis unten in Himmelblau und Gold glänzend. Hiezu denke man sich den unermeßlichen oblongen Saal, von dem bleichen Lichte eines Wintertages erhellt, angefüllt von der rauschenden Menge, die sich an den Mauern entlang und rund um die sieben Pfeiler drängt, und man wird sich eine, wenn auch nicht klare Idee von dem ganzen Gemälde machen können, dessen seltsame Einzelnheiten wir jetzt vor unsern Lesern aufzurollen gedenken.

An den beiden Enden dieses gigantischen Vierecks sah man, an dem einen die berühmte Marmortafel aus einem Stück, das so lang, breit und dick war, daß man, wie alte Schriften berichten, noch kein ähnliches auf der ganzen weiten Welt gesehen hatte, an dem andern die Kapelle, in welcher Ludwig der Eilfte, vor der heiligen Jungfrau auf den Knieen liegend, in Stein gehauen war. Diese Kapelle, damals noch neu und kaum seit sechs Jahren erbaut, war ganz im Geschmacke jener feinen Baukunst, jener wunderbaren Bildnerei, jener feinen und profunden Meißelarbeit errichtet, welche das Ende der gothischen Era bezeichnet und in mährchenhaften Phantasieen bis gegen die Mitte des sechszehenten Jahrhunderts fortgelebt hat.

Mitten im Saale, der großen Eingangsthüre gegenüber, war eine mit Goldstoff bekleidete

Estrade für die flandrischen Gesandten und die andern vornehmen Personen errichtet, die man zur Darstellung des Mysteriums eingeladen hatte. Nach altem Brauche sollte das Mysterium auf der großen Marmorplatte aufgeführt werden. Man hatte zu diesem Ende ein leichtes hölzernes Gerüste auf derselben aufgeschlagen, das zum Theater dienen sollte, und dessen Inneres, mit Tapeten behängt, den handelnden Personen des Stücks zum Ankleidezimmer diente. Eine Leiter, von außen angelegt, wurde als Verbindungsmittel zwischen der Bühne und dem Ankleidezimmer gebraucht, und auf ihr stiegen die Schauspieler, die auftraten oder abgingen, auf und ab. So war es in der Kindheit der Schauspielkunst und der Maschinerie beschaffen.

An den vier Ecken der Marmorplatte stunden, aufrecht und steif, vier Trabanten des Hausmeisters des Justizpallasts, bei Festen wie bei Hinrichtungen verpflichtete Hüter des Volks.

Wann der zwölfte Schlag der großen Uhr des Pallastes Mittag anzeigte, sollte das Stück beginnen; das war allerdings für eine theatralische Darstellung sehr spät, aber man mußte sich nach der Bequemlichkeit der flandrischen Gesandten schicken. Die schaulustige Menge wartete schon seit dem frühsten Morgen. Tausende stunden schon mit Tagesanbruch vor der großen Treppe des Justizpallastes; einige hatten sogar

die Nacht unter dem großen Thore zugebracht, um sich des Eintritts zu versichern, sobald es geöffnet werden würde. Mit jeder Minute wuchs der Haufen an und ergoß sich gleich einem Strome, der über sein Ufer tritt, an Mauern, Pfeiler, Fenstergesimse, und wo irgend ein leerer Fleck war, der einen Menschen fassen konnte. Unbehaglichkeit, Ungeduld, lange Weile, die Freiheit eines Tages cynischer Ungebundenheit, die Händel, die sich durch Stoßen und Treten erhoben, die Abspannung des langen Wartens, gaben bereits lange zuvor, ehe die Gesandten ankommen sollten, dem Treiben dieses eingeschlossenen, gepreßten, halb erstickten Volkes einen Ausdruck bittern Verdrusses. Man hörte nichts als Klagen und Verwünschungen gegen die Flamländer, den Handlungsvorsteher, den Kardinal Bourbon, den Hausmeister des Pallastes, Margarethen von Oesterreich, die Stadtsergenten, die Kälte, die Hitze, das schlechte Wetter, den Bischof von Paris, den Narrenpabst, die Pfeiler, die Bildsäulen, diese geschlossene Thüre und jenes offene Fenster: Alles zum großen Ergötzen der Banden lustiger Schüler und Bedienten, die unter der Masse zerstreut waren und zu ihrer Belustigung überall das Feuer der üblen Laune schürten.

Eine Bande dieser muntern Gesellen hatte die Scheiben eines Fensterflügels eingeschlagen,

und war auf das Gesimse gestiegen, von wo sie abwechselnd nach innen und außen, mit dem Volkshaufen im Saal und dem auf der Straße, schäkerte und Possen trieb. Aus den Frazengesichtern, welche sie gegen diesen und jenen schnitten, aus ihrem schallenden Gelächter, aus dem scherzhaften Zurufen, das sie von einem Ende des Saales zum andern an ihre Spießgesellen ergehen ließen, ließ sich leicht abnehmen, daß sie die allgemeine Abspannung und Langeweile nicht theilten, und einstweilen, bis das Schauspiel anfing, ein Stück auf ihre eigene Faust zu spielen wußten.

Bei meiner armen Seele, Du bist es, Johannes Frollo de Molendino! rief einer derselben einem dieser kleinen Teufelskinder, von blonden Haaren und einem hübschen spitzbübischen Gesichte, zu, das sich in das Schnitzwerk einer Säule eingenistet hatte, und man nennt Dich wohl mit Recht Mühlenhans, denn so wie Du dahängst, haben Deine Arme und Füße die Gestalt der vier Flügel einer Windmühle. Seit wann hängst Du denn so in der Luft zwischen Himmel und Erde?

Bei der ewigen Barmherzigkeit des Teufels, erwiederte Johannes Frollo, es sind schon mehr als vier lange Stunden, und wenn mir die nicht für die Zeit meines Fegfeuers angerechnet werden, so ist kein Gott mehr im Himmel.

Schon diesen Morgen um die siebente Stunde hörte ich die acht Chorsänger des Königs beider Sicilien den ersten Vers des Hochamtes in der heiligen Capelle anstimmen.

Saubere Sänger, die! versetzte der Andere; ihre Stimme ist noch spitziger, als ihre Kappen. Ehe der König eine Messe für den heiligen Johann stiftete, hätte er sich zuvor erkundigen sollen, ob der heilige Johann lateinische Psalmen im Dialect der Provence liebt.

Das hat er blos gethan, um diese vermaledeiten Chorsänger des Königs von Sicilien anzustellen! rief ein altes Weib, das mitten unter der Menge unten am Fenster stund, geifernd aus. Seht doch, Tausend gute Pariser Livres für eine Messe! und dazu noch auf den Pacht des Pariser Fischmarkts angewiesen!

Ruhig, alte Vettel! fuhr sie ein dicker und ansehnlicher Mann an, während er sich die Nase zuhob, um anzudeuten, daß es in der Nähe eines Fischweibes übel rieche. Mußte man nicht eine heilige Messe stiften, oder willst Du, daß der König auf's neue krank werde?

Wohl gesprochen, Meister Gilles Lecornu, königlicher Hofkirschner! rief ihm der kleine Student zu, der am Pfeiler hing.

Der übelklingende Name des armen königlichen Hofkirschners wurde durch schallendes Ge-

lächter aus dem Munde sämmtlicher Studenten begrüßt.

Lecornu! Gilles Lecornu! schrieen die Einen.

Cornutus et hirsutus, fiel ein Anderer ein.

Freilich, er ist es in eigener Person! fuhr der Teufelsjunge von seinem Pfeiler herab fort. Und was habt Ihr denn zu lachen? Es ist der sehr ehrenwerthe Meister Gilles Lecornu, Bruder des Meisters Johann Lecornu, Haushofmeisters des Königs, Sohn des Meisters Mahiet Lecornu, ersten Thürstehers im Park von Vincennes, lauter ehrbare Spießbürger von Paris, sämmtlich geheurathet von Vater auf Sohn!

Diese Apostrophe steigerte die allgemeine lustige Laune auf den höchsten Grad. Der arme Hofkirschner, ohne den Mund aufzuthun, suchte sich den von allen Seiten auf ihn gerichteten Blicken zu entziehen; er blies den Athem von sich wie ein harpunirter Wallfisch, und schwitzte wie ein gehetzter Haase. Vergebens, je mehr er sich Mühe gab, sich durchzudrängen, um so fester speidelte sich seine breite Figur zwischen den Schultern seiner Nachbarn ein. Sein Angesicht war dunkelroth vor Zorn und Verdruß.

Endlich kam ihm einer seiner Nachbarn, dick, stämmig und ehrenfest, wie er selbst, mit christlichem Beistand zu Hülfe.

Gräulich und abscheulich! rief er aus, Stu-

denten, Schulbuben führen eine solche Sprache gegen einen Pariser Bürger! Zu meiner Zeit hätte man sie dafür mit Ruthen gestrichen und auf einem Holzstoß verbrannt.

Diese Worte brachten die ganze Studentenbande in Aufruhr.

Holla! Heda! Wer ist's, der dieses Lied singt? Wer ist diese unglückverkündende Nachteule?

Es ist der Meister Andry Musnièr, ich kenne ihn wohl, rief einer der Studenten aus.

Richtig, einer der vier geschwornen Buchhändler der Universität! fiel ein Anderer ein.

Alles ist vierfach in diesem Kram, fügte ein Dritter hinzu: Die vier Nationen, die vier Fakultäten, die vier Feste, die vier Prokuratoren, die vier Wähler, die vier Buchhändler!

Nun wohl denn, schrie Johannes Frollo, so muß man ihm auch den Teufel vierfach im Glase zeigen:

Musnièr, wir verbrennen Deine Bücher!

Musnièr, wir schlagen Deinen Ladenpurschen den Buckel voll!

Musnièr, wir zerren Dein Schätzchen herum!

Die gute dicke Jungfer Oudarde, die so frisch und munter ist wie eine alte Wittwe!

Hol' euch Alle der Teufel! brummte Meister Andry Musnièr in den Bart.

Meister Andry, rief ihm der Teufelsjunge vom Pfeiler herab warnend zu, wenn Du nicht schweigst, so lasse ich mich auf Deinen Strohkopf herabfallen!

Bei diesen Worten erhob Meister Andry die Augen zum Pfeiler, schien einen Augenblick dessen Höhe und das Gewicht des kleinen Spitzbuben zu messen, multiplicirte in Gedanken dieses Gewicht durch die Geschwindigkeit des Falles vermehrt, und schwieg weislich.

Johannes Frollo, auf solche Weise Meister des Feldes, fuhr triumphirend fort: Das thue ich Dir, so wahr ich der Bruder eines Archidiakonus bin! Das sind saubere Leute, unsere Herren von der Universität, daß sie nicht einmal an einem Tage, wie der heutige ist, unseren Privilegien den nöthigen Respekt verschaffen! Ist nicht Maienfest und Feuerwerk in der Neustadt, heiliges Mysterium, Narrenpabst und flamländische Gesandte in der Altstadt — und in der Universität, nichts!

Und doch wäre der Platz Maubert groß genug dazu! fiel einer der Studenten ein, der auf dem Fenstergesimse saß.

Fort mit dem Rektor, den Wählern und Prokuratoren! schrie Johannes Frollo.

Man muß diesen Abend auf dem Champ-Gaillard mit den Büchern des Meisters Andry ein Freudenfeuer machen.

Da kann man gleich die Pulte der Schreiber mit verbrennen! sagte sein Nachbar.

Und die Stöcke der Pedellen!

Und die Spucknäpfe der Professoren!

Und die Schenktische der Prokuratoren!

Und die Mehlkästen der Wähler!

Und den Fußschemel des Rektors!

Fort, rief auf's neue Johannes Frollo, fort mit dem Meister Andry, fort mit den Pedellen und Schreibern, fort mit den Theologen, den Medicinern und Juristen, fort mit den Prokuratoren, den Wählern und dem Rektor!

Gott stehe uns bei, der jüngste Tag bricht an! murmelte Meister Andry für sich, und bedeckte mit beiden Händen die Ohren.

Vom Rektor redet ihr, da geht er eben über den Platz! rief einer der Studenten.

Alle Blicke wendeten sich nach dieser Gegend.

Richtig curirt, das ist unser in Gott ehrwürdiger Rektor, Meister Thibaut, sagte Johannes Frollo, der Mühlenhans, ich kann ihn zwar nicht sehen, aber ich rieche ihn schon von weitem.

Ja ja, antworteten mit einer Stimme die Anderen, er ist es selbst, unser sehr ehrwürdiger Rektor, Meister Thibaut.

Es war wirklich der Rektor und sämmtliche Lehrer und Diener der Universität, welche in diesem Augenblicke in Prozession über den Platz des Justiz-

pallastes zogen, um die flamländische Gesandtschaft feierlich zu empfangen. Die Studenten, die sich am Fenster drängten, empfingen sie beim Vorüberziehen mit Spottreden und ironischen Beifallsbezeugungen. Der Rektor, der an der Spitze des Zugs einherzog, empfing die erste, sehr gewichtige Ladung derselben.

Guten Morgen, Herr Rektor! Holla! Heda! Guten Morgen, Herr Rektor!

Ist er auch schon da, der alte Spieler? Wo hat er denn seine Würfel gelassen!

Wie er auf seinem Maulthier einhertrampelt! Seine Ohren sind länger, als die seines Maulesels!

Holla! Heda! Guten Morgen, Herr Rektor Thibaut! Tybalde Aleator! Alter Strohkopf! Alter Spieler!

Gott erhalte Dich gesund! Hast Du in dieser Nacht schon oft zweimal sechs geworfen?

Oh! Welche schlotternde Gestalt, welche Züge, von Spielwuth verzerrt!

Wohin denn, alter Thibaut, Tybalde ad Dados, kehrst Du der Universität den Rücken, und zottelst der Stadt zu?

Ohne Zweifel, rief der Mühlenhans dazwischen, sucht er eine Wohnung in der Straße Thibautodé (Thibaut-aux dés).

Diese Anspielung auf die Spielwuth des Rektors wurde mit donnerndem Beifall und schal-

lendem Händeklatschen aufgenommen und von der ganzen lustigen Bande wiederholt:

Er sucht eine Wohnung in der Straße Thibautodé, der alte Meister Thibaut, der dem Teufel die Karten mischt!

Hierauf kam die Reihe an die übrigen Lehrer und Diener der Universität.

Fort mit den Pedellen! Fort mit den Stabträgern!

Sage mir doch, Robin Poussepain, wer ist denn dieser da?

Das ist Gilbert de Suilly, Gilbertus de Soliaco, der Kanzler des Kollegiums von Autun.

Hier hast Du meinen Schuh, wirf ihn ihm in sein Frazengesicht; Du kannst besser beikommen, als ich.

Saturnalitias mittimus ecce nuces.

Fort mit den sechs Theologen in ihren weißen Chorhemden!

Sind das Theologen? Ich hielt sie für sechs weiße Gänse, die das Kloster der heiligen Genofeva der Stadt Paris für das Lehen von Rogny spendet.

Fort mit den Medicinern!

Fort mit den Hauptdisputationen und allen Schulfuchsereien!

Gieb mir meine Mütze, Kanzler von St. Genofeva, Du hast mir einen Einschub gemacht!

Ihr mögt es glauben oder nicht, er hat meine Stelle in der Nation der Normandie dem kleinen Ascanio Falzaspada aus Bourges verliehen, weil er ein Italiener ist.

Das ist eine Ungerechtigkeit, schrie'n alle Studenten mit einer Stimme. Fort mit dem Kanzler von St. Genofeva!

Heda! Meister Joachim de Ladehors! Heda! Luis Dahuille! Heda! Lambert Hoctement!

Hole der Teufel den Prokurator der teutschen Nation!

Und die Kaplane der heiligen Capelle, mit ihren grauen Pelzmänteln, dazu, cum tunicis grisis!

Seu de pellibus grisis furratis!

Holla! Heda! Die Meister der freien Künste! Alle schwarzen und rothen Mützen!

Er führt einen schönen Schweif hinter sich, Meister Thibautodé, der Rektor!

Man sollte ihn für den Doge von Venedig halten, der auszieht, sich mit dem Meer zu vermählen.

Da kommen die Pfaffen der heiligen Genofeva! Zum Teufel mit ihnen und dem ganzen Pfaffenthum!

Abbé Claude Choart! Doktor Claude Choart! Suchst Du Deine Marie Giffarde?

Suche sie in der Straße Glatigny.

Sie macht eben das Bett des Königs der Hurenjäger.

Sie bezahlt eben ihre vier Pfennige, quatuor denarios.

Aut unum bombum.

Seht da, ihr lieben Leute, den Meister Simon Sanguin, Wähler der Picardie, der seine Frau hinter sich auf dem Maulesel sitzen hat!

Post equitem sedet atra cura.

Frisch auf, Meister Simon!

Guten Morgen, Herr Wähler!

Gute Nacht, Frau Wählerin!

Inzwischen hatte der geschworene Buchhändler der Universität, Meister Andry Musnièr, sich zum Ohre des Hofkirschners, Meisters Gilles Lecornu, geneigt: Ich sage euch, lieber Herr, der jüngste Tag ist nahe. Wann hat man je solchen Uebermuth der Studenten gesehen; das Alles dankt man diesen verfluchten Erfindungen des Jahrhunderts: dem Pulver, dem Blei, den Kanonen, den Feldschlangen, den Mörsern, vor allem aber der Buchdruckerkunst, dieser anderen Pest Deutschlands. Es fliegt mit Manuscripten und Büchern, der Buchhandel geht durch die Buchdruckerkunst zu Grunde, ich sage euch, das Ende der Welt ist nahe.

Freilich, freilich, versetzte der Hofkirschner,

ich merke es wohl, denn Sammt und Seide sind jetzt weit mehr gesucht, als die Pelzwaare.

In diesem Augenblicke schlug die Glocke zwölf Uhr.

Ah, ah, ah! rief die ganze Menge aus einem Munde.

Jetzt schwiegen die Studenten. Hierauf großes Geräusch mit den Füßen, Bewegung der Hände und Häupter, Husten und Wehen mit den Sacktüchern; alle machten sich fertig, die Dinge zu schauen, die da kommen sollten. Tiefe Stille, alle Anwesenden starren mit offenem Munde auf die Marmorplatte, auf der die Bühne aufgeschlagen ist. Nichts läßt sich blicken, als die vier Trabanten des Hausmeisters, die noch immer steif und unbeweglich dastehen, wie eben so viele Bildsäulen. Jetzt wenden sich die Blicke dem erhöhten Sitze zu, der für die flamländischen Gesandten errichtet ist; aber die Thüre bleibt geschlossen und die Estrade leer. Seit frühem Morgen hatte diese ungeduldige Menge auf dreierlei gewartet: auf die Mittagsstunde, die Flandrische Gesandtschaft, und das heilige Mysterium. Jetzt, zu dieser Frist, war blos die Mittagsstunde da.

Das war allzuviel für ein schaulustiges Publikum. Man wartet eine, zwei, drei, fünf Minuten, eine Viertelstunde, nichts zeigt sich. Die Estrade steht verlassen, das Theater bleibt stumm. Auf Ungeduld folgt jetzt Zorn. Erst leise, dann

lauter, laufen trotzige Reden von Mund zu Mund. Das Mysterium! das Mysterium! murmelt man halblaut. Die Köpfe erhitzen sich, der Sturm ist dem Ausbruch nahe. Jetzt wirft der Mühlenhanns den ersten Funken in den Zündstoff.

Das Mysterium, und zum Teufel mit den Flamländern! ruft er aus voller Brust über den Haufen hin.

Tausend Hände klatschen ihm Beifall, und tausend Zungen wiederholen donnernd: Das Mysterium und zu allen Teufeln mit den Flamländern!

Das Mysterium, und zwar auf der Stelle, wiederholte der Student, oder wir führen selbst ein christliches Schauspiel auf, und henken den Hausmeister des Pallastes an seine eigenen Pfosten.

Wohl gesprochen, schrie die Menge tobend, und laßt uns gleich das Geschäft mit seinen Trabanten beginnen!

Dieser Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen. Die vier armen Teufel, auf solche Weise bedroht, wurden todtblaß und warfen sich ängstliche Blicke zu. Bereits drängte sich die Menge dem aufgeschlagenen Gerüste zu, das unter dem allgemeinen Andrang krachte und zu brechen drohte.

Der Augenblick war kritisch. An den Strick! An den Strick! rief man von allen Seiten.

In diesem Augenblicke hoben sich die Tapeten, die das Ankleidezimmer der Schauspieler bedeckten, und eine Person trat heraus, deren bloser Anblick dem Andrang der Menge Einhalt that, und, wie mit einem Zauberschlag, ihren Zorn in Neugierde verwandelte.

Stille! Stille!

Jene Person, wenig gefaßt und an allen Gliedern zitternd, trat bis an den Rand der Marmorplatte vor, unter hundert Verbeugungen, die sich, nach Maasgabe ihres Vorschreitens, mehr und mehr in förmliche Kniebeugungen verwandelten.

Inzwischen hatte sich die Ruhe so ziemlich wiederhergestellt, und man vernahm nur noch jenes leichte Murmeln, das selbst bei dem Stillschweigen einer großen Menschenmasse immer hörbar ist.

Meine Herren Bürger und meine Damen Bürgerinnen, sprach das Individuum, wir werden die Ehre haben, vor Sr. Eminenz, dem Herrn Cardinal, aufzuführen und darzustellen ein sehr schönes moralisches Schauspiel, das den Namen führt: Das gute Urtheil der heiligen Jungfrau Maria. Ich spiele den Jupiter. Se. Eminenz befindet sich in diesem Augenblicke bei der Gesandtschaft des verehrtesten

Herrn Herzogs von Oesterreich, welche eben jetzt an dem Thore Baudéts von dem Herrn Rector der Universität mit einer Anrede empfangen wird. Sobald Se. Eminenz der Herr Cardinal eingetroffen seyn wird, werden wir das Stück beginnen.

Es war allerdings nichts Geringeres erforderlich, als die Vermittlung des Donnergottes in eigener Person, um die vier armen Trabanten des Hausmeisters zu retten. Wenn wir so glücklich gewesen wären, diese wahrhaftige Geschichte selbst zu erfinden, und mithin vor unserer Dame der Kritik dafür verantwortlich zu seyn, so könnte man in diesem Augenblicke gegen uns die klassische Vorschrift anwenden: Nec Deus intersit. Im übrigen war das Costüm unseres Herrn Jupiters sehr schön und hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Menge zu beruhigen, indem es ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Donnergott hatte ein Panzerhemd mit goldenen Nägeln beschlagen an; auf dem Haupte trug er einen Helm mit silbernen und vergoldeten Knöpfen, und hätte er nicht einen ungeheuern Bart gehabt und etwas in seiner Hand getragen, das den Blitz vorstellen sollte, den er zu schleudern pflegt, so hätte man ihn für einen Bogenschützen der königlichen Leibwache halten können.

II.

Pierre Gringoire.

Was des Donnergottes glänzender Anzug bei der ungeduldigen Menge gut gemacht hatte, das verdarb seine ungeschickte Anrede wieder, und als er zu der unglücklichen Stelle kam: „Sobald Se. Eminenz, der Herr Kardinal eingetroffen seyn wird, werden wir das Stück beginnen", verlor sich seine Stimme unter tausendfältigem Geschrei und Zischen.

Gleich angefangen! Auf der Stelle! Das Mysterium! Sogleich das Mysterium! schrie man von allen Seiten. Mitten unter dem allgemeinen Getöse vernahm man deutlich die helle, gellende Stimme des Mühlenhanns: Fort mit Jupiter und dem Kardinal Bourbon!

Sogleich das moralische Stück! Auf der Stelle! den Strick für die Komödianten und den Kardinal! schrie die Menge ungeduldig.

Der arme Donnergott, vor Entsetzen bleich, ließ den Blitz fallen, nahm demüthig seinen Helm ab, grüßte zitternd mit hundert Verbeugungen das Volk, und stotterte: Se. Eminenz ... die Gesandten ... Frau Margarethe von Oesterreich ...: hier blieb er stecken, denn die Angst

vor dem Strick schnürte ihm die Gurgel zu. Fing er das Stück nicht an, so henkte ihn das Volk; fing er es an, so ließ ihn der Kardinal henken: von beiden Seiten drohte ihm der Strick.

In diesem kritischen Moment trat ein langer hagerer Mann, in einem abgetragenen schwarzen Rocke, auf die Bühne zu und sprach: Jupiter, mein lieber Jupiter!

Dem Donnergott war vor Angst Hören und Sehen vergangen. Da schrie ihm der Andere unter die Nase: Michèl Giborne!

Wer ruft mich, antwortete Jupiter wie aus einem Traume erwachend.

Ich bin's, erwiederte der Schwarzrock.

Ah, ah, ah! sagte Jupiter tief aufathmend.

Fange sogleich an, sprach der Schwarze weiter. Thue den Willen des Volkes, ich will den Hausmeister besänftigen, und dieser wird den Kardinal beschwichtigen.

Diese Worte hauchten dem Vater der Götter und der Menschen neues Leben ein, und er schrie mit einer Jupiters ähnlichen Donnerstimme: Meine Herrn Bürger, das Stück wird sogleich beginnen.

Evoe, Jupiter! Plaudite, cives! riefen die Studenten.

Das Christfest! das Christfest! schrie das Volk.

Ein betäubendes Händeklatschen folgte, und der Saal ertönte noch von rauschendem Beifall, als Jupiter längst hinter der Tapete verschwunden war.

Inzwischen hatte sich die Person, die, gleich einem Zauberer, den Sturm so plötzlich in Sonnenschein verwandelt, bescheiden in den Schatten eines Pfeilers zurückgezogen, und wäre vielleicht dort unbemerkt geblieben, wenn nicht zwei junge Damen das Zwiegespräch zwischen ihm und Jupiter mit angehört hätten.

Meister, rief eine derselben dem Manne zu, und gab ihm ein Zeichen, sich zu nähern.

Was machst Du denn da, liebe Lienarde, sagte ihre junge und reizende Nachbarin zu ihr, das ist kein Geistlicher, sondern ein Laie, und man sagt zu ihm nicht: „Meister," sondern: „Herr."

In Folge dessen rief ihm Lienarde zu: „Herr!"

Auf diesen Ruf näherte sich der Unbekannte der Ballustrade mit den Worten: Was steht Euch zu Dienst, meine Damen?

Oh! erwiederte Lienarde verwirrt, nichts, meine Nachbarin Gisquette wünscht Euch zu sprechen.

Nein, unterbrach sie Gisquette erröthend, Lienarde hat Euch zugerufen: Meister! und ich sagte ihr blos, Du mußt „Herr!" sagen.

Die beiden jungen Mädchen schlugen die Augen nieder. Der Unbekannte betrachtete sie lächelnd und sagte: Ihr habt mir also nichts zu sagen, meine Damen?

Ganz und gar nichts, antwortete Gisquette.

Im geringsten nichts, sprach Lienarde.

Als hierauf der Unbekannte sich entfernen wollte, siegte die weibliche Neugierde und Gisquette rief ihm lebhaft nach: Herr, Ihr kennt also den Soldaten, der in dem Mysterium die Rolle der heiligen Jungfrau spielen wird?

Ihr wollt wohl sagen: die Rolle Jupiters? versetzte der Anonymus.

Freilich, freilich, wie einfältig! Ihr kennt also den Jupiter? fiel Lienarde ein.

Michèl Giborne? antwortete der Unbekannte, ja, den kenne ich.

Er hat einen gewaltigen Bart! sprach Lienarde.

Ist es schön, was sie da sagen werden? fragte schüchtern Gisquette.

Sehr schön, erwiederte der Anonymus.

Was ist es denn eigentlich? fragte Lienarde.

Das gute Urtheil der heiligen Jungfrau, ein moralisches Stück, mit Eurem Wohlnehmen.

Ah! so! sagte Lienarde. Hierauf folgte eine kurze Pause, welche der Unbekannte mit den

Worten unterbrach: Es ist ein ganz neues moralisches Stück, das noch nie aufgeführt wurde.

Es ist also nicht das nemliche, das man vor zwei Jahren bei dem Einzug des Legaten gab, und worin drei schöne Mädchen auftraten, welche die Rolle . . .

Der Syrenen spielten, ergänzte Lienarde.

Und zwar splitternackt, fügte der Unbekannte hinzu.

Lienarde schlug schaamhaft die Augen nieder. Gisquette sah sie an und machte es ebenso.

Der Unbekannte fuhr lächelnd fort: Das war lustig anzuschauen. Das heutige Schauspiel ist aber ein moralisches Stück, das man ausdrücklich für die Dame von Flandern gemacht hat.

Wird man auch Schäferliedchen singen? fragte Gisquette.

Nicht doch, erwiederte der Unbekannte, das kommt in einem moralischen Stück nicht vor. Man muß die Gattungen nicht verwechseln. Ja, wenn es eine Posse wäre, dann allerdings.

Das ist Schade, versetzte Gisquette. Damals kamen Wilde, Männer und Weiber, vor, die lustige Stückchen sangen.

Das ist schön genug für einen Legaten, sagte trocken der Unbekannte, aber einer Prinzessin gehört etwas anderes.

Und wie die Musik, sagte Lienarde, so schöne Melodien spielte.

Und der Brunnen, aus dem Wein, Milch und süßer Wein floß, wo Jedermann soviel trinken konnte, als ihm beliebte.

Und die stumme Passion auf dem Dreifaltigkeitsplatze, fuhr Lienarde redselig fort.

Der Heiland am Kreuz und die zwei Schächer daneben, rief Gisquette aus.

Jetzt, nachdem die beiden Plaudertaschen einmal in Gang gekommen waren, floß der Strom ihrer Rede zumal und unaufhaltsam.

Und am Malerthor andere Personen, sehr reich gekleidet!

Und am Brunnen der unschuldigen Kindlein der Jäger, der unter großem Gebell der Hunde, und unter dem Schalle der Jagdhörner ein Reh verfolgte!

Und als der Legat vorüberzog, lief man Sturm und hieb allen Engländern die Köpfe ab!

Und ließ mehr als zweihundert Dutzend Vögel aller Art fliegen, das war sehr schön!

Heute wird es noch schöner! fiel ihnen der Anonymus ungeduldig in die Rede.

Noch schöner! rief Gisquette verwundert aus.

Allerdings, antwortete der Unbekannte mit Selbstgefühl, ihr erblickt in mir, meine Damen, den Verfasser des Stücks.

Den Verfasser! riefen die beiden jungen Mädchen.

Ihn selbst! antwortete mit wichtiger Miene der Dichter; d. h. wir sind unser zwei: Jean Marchand, der das Theater aufgeschlagen, und ich, der das Schauspiel verfertigt hat. Ich heiße: Piérre Gringoire.

Inzwischen hatte die zuvor so tobende Menge geduldig die Eröffnung des Schauspiels erwartet, aber noch immer blieb das Theater leer. Da rief Johannes Frollo mit lauter Stimme: Holla! Heda! Jupiter, heilige Jungfrau, Gaukler der Hölle! Wo bleibt ihr denn! Das Stück! das Stück! Fangt an, in's Teufels Namen!

Augenblicklich ließ sich im Inneren des Gerüstes Musik hören, der Vorhang hob sich; vier Personen stiegen die Leiter herauf und stellten sich, nachdem sie mühsam auf die Bühne gelangt waren, in einer Reihe auf. Sie begrüßten mit demüthiger Verbeugung das gestrenge Publikum, die Symphonie schwieg, und nun nahm das heilige Mysterium seinen Anfang.

Hierauf wurde der Prolog gesprochen, den wir dem geneigten Leser schenken. Die Wahrheit zu sagen, zog das damalige Publikum, wie das heutige noch, mehr das Costüm der Schauspieler an, als die Worte des Stücks. Unsere vier Personen trugen gleiche Röcke, halb gelb

und halb weiß, und untereinander blos durch die Gattung des Stoffs verschieden. Das erste Kleid war von Gold- und Silberstoff, das zweite von Seide, das dritte von Wolle, das vierte von Leinwand. Die erste der handelnden Personen trug in der rechten Hand ein Schwert, die zweite zween goldene Schlüssel, die dritte eine Waage, die vierte einen Spaten; um dem Verstande der Zuschauer, wenn sie sich die Bedeutung dieser Attribute nicht erklären konnten, zu Hülfe zu kommen, las man mit großen schwarzen Buchstaben unten an dem goldenen Kleide: „Ich nenne mich Adel"; unten an dem seidenen Kleide: „ich nenne mich Geistlichkeit"; unten an dem wollenen Kleide: „ich nenne mich Handelstand"; unten an dem leinenen Kleide: „ich nenne mich Landmann". Das Geschlecht der beiden männlichen und der beiden weiblichen Allegorien war durch die mehr oder minder lange Kleidung und den Kopfputz angedeutet.

Durch den Prolog erfuhr man übrigens, daß Landmann mit der Kaufmannschaft, und Adel mit der Geistlichkeit vermählt sey und daß beide glücklichen Paare gemeinschaftlich einen prächtigen goldenen Delphin (Dauphin) besaßen, den nur die Schönste der Schönen bekommen sollte. Zu diesem Ende waren sie durch die Welt aus und eingezogen, die Schönste der Schönen zu suchen. Sie hatten aber dieselbe weder im Königreich

Golkonda, noch im Kaiserthum Trapezunt, noch sonst irgendwo in der Welt gefunden, waren so eben höchst ermüdet zu Paris angekommen, und ruhten auf der Marmorplatte im großen Saale des Justizpallastes aus, von wo herab sie einen Schwall von Sentenzen und heilsamen Lehren unter das lauschende Publikum warfen. Das Alles war schön anzuschauen und fein anzuhören.

Niemand lieh den Schauspielern und ihren Worten ein aufmerksameres Ohr, als der Verfasser des Stücks, der Dichter, Piérre Gringoire, der Poet. Da stund er hinter einem Pfeiler, reckte seinen langen Hals aus, schaute mit trunkenen Blicken auf die Bühne, und lauschte mit offenem Ohr den Worten der handelnden Personen. Der Beifall, der bei Eröffnung des Prologs von dem Publikum gezollt worden war, hatte ihn bereits berauscht. Würdiger Piérre Gringoire!

Bald jedoch, so wollte es das grausame Schicksal, sollte ein bitterer Tropfen in den Kelch seiner Freude fließen. Ein zerlumpter Bettler, der, eingekeilt in die Menschenmenge, kein Almosen fordern konnte, suchte irgend einen erhöhten Platz einzunehmen, wo er die Blicke auf sich ziehen und milde Gaben sammeln konnte. Zu diesem Ende stieg er auf einen Pfosten der Estrade, welche für die flamländischen Gesandten errichtet war. Hier suchte er durch seinen zerlumpten Anzug und eine häßliche

offene Wunde, die fast den ganzen rechten Arm bedeckte, die Blicke und das Mitleiden der Menge auf sich zu ziehen. Im übrigen jedoch saß er still und schweigend und hätte den Fortgang des Stücks nicht gestört, wenn er nicht zum Unglück dem muthwilligen Johannes Frollo, der von seinem Pfeiler umherschaute, in die Augen gefallen wäre. Alsbald rief er, wenig sich um die Unterbrechung des Schauspiels bekümmernd, mit tollem Gelächter: Seht dort den armen Lazarus und werft ihm auch einen Brocken von dem Ueberfluß eures Tisches zu!

Wer jemals einen Stein in einen Froschteich geworfen, oder unter einen Flug Tauben geschossen hat, kann sich einen Begriff davon machen, welche Wirkung diese, während der allgemeinen Aufmerksamkeit hingeworfenen Worte unter der Menge hervorbrachten. Der arme Pierre Gringoire war wie vom Blitze getroffen, denn der Prolog stockte plötzlich und alle Köpfe drehten sich stürmisch dem Bettler zu, der sich dadurch im geringsten nicht aus der Fassung bringen ließ, sondern vielmehr in diesem Zufall eine günstige Gelegenheit zu einer reichlichen Erndte erblickte; er schloß demnach die Augen zur Hälfte, machte ein Jammergesicht und sagte in kläglichem Tone: ein Allmosen, um Gotteswillen! Kranker Mann! armer Mann!

Beim Teufel und meiner armen Seele, rief

ihm Johannes Frollo zu, das ist ja Clopin Trouillefou! Holla! guter Freund, hat Dich denn Deine Wunde am Schenkel gehindert, daß Du sie jetzt auf den Arm gemacht hast?

Mit diesen Worten warf er ihm, mit der Geschicklichkeit eines Affen, eine Silbermünze in den schmutzigen Filz, den der Bettler mit seinem kranken Arm ausstreckte. Clopin Trouillefou nahm Allmosen und Spott gleichmüthig hin und fuhr im nämlichen lamentabeln Tone fort: Kranker Mann, armer Mann! ein Allmosen um Gotteswillen!

Diese Episode hatte die Aufmerksamkeit der Zuhörer bedeutend gestört; viele von ihnen, Robin Poußepain und sämmtliche Studenten an der Spitze, klatschten diesem seltsamen Duo, das der Mühlenhans mit seiner kreischenden Stimme und der Bettler mit seiner ewigen Litaney, als Schauspiel im Schauspiel, aufführten, stürmischen Beifall.

Der arme Verfasser des Stücks war sehr mißvergnügt. Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, rief er den Schauspielern mit lauter Stimme zu: Fortgefahren! Ins Teufels Namen! Fortgemacht!

In diesem Augenblicke zupfte ihn Jemand am Rock; er drehte sich um, es war der runde Arm der schönen Gisquette, der auf solche Art seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Herr, fragte das Mädchen, werden sie wohl fortfahren?

Allerdings, antwortete der Dichter.

In diesem Falle, mein Herr, werdet Ihr wohl die Güte haben mir zu erklären . . . .

Was sie weiter sagen werden? unterbrach sie der Dichter schnell. Mit größtem Vergnügen werde ich . . . .

Verzeihung, ich meine, erwiederte Gisquètte, was sie bis jetzt gesagt haben.

Der verblüffte Dichter verzuckte das Gesicht wie ein Mensch, dessen wundesten Fleck man berührt. „Dummes, einfältiges Gänschen!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Von dieser Minute an hatte es die schöne Gisquètte, so reizend sie war, für immer mit ihm verdorben.

Inzwischen hatten die Schauspieler seinem Befehl Folge geleistet und das Publikum hörte ziemlich aufmerksam zu. Der Störenfried Johannes Frollo verhielt sich ruhig, der Bettler zählte die gesammelten Pfennige in seinen alten Hut, und das Stück hatte seinen ungestörten Fortgang.

Es war aber auch ein sehr schönes Stück, und man könnte vielleicht heute noch Gebrauch davon machen, wenn man dort etwas wegschnitte und hier etwas zusetzte. Die Einleitung, zwar etwas lang und etwas langweilig, war einfach, und Piérre Gringoire, in der Aufrichtigkeit

seines Herzens, bewunderte deren Klarheit. Man kann sich denken, daß die vier allegorischen Reisenden, nachdem sie drei Welttheile durchwandert hatten, ohne auf eine angemessene Weise sich ihres goldenen Dauphin entledigen zu können, etwas ermüdet waren. Sie hatten demnach, während sie ausruheten, volle Muse, das Lob dieses wunderbaren Fisches zu singen und dabei tausend feine Anspielungen auf den jungen Bräutigam Margarethens von Flandern anzubringen, der damals in seinem traurigen Neste Amboise gewiß nicht daran dachte, daß Landmann und Geistlichkeit, Adel und Kaufmannschaft so eben von einer Reise um die Welt zurückgekommen waren, welche sie in seinen Geschäften gemacht hatten. Besagter Dauphin war, wie man aus dem Munde des allegorischen Frankreichs, das sich auf dem Theater bewegte, vernahm: jung, schön, tapfer, und vor allem (glorreicher Ursprung aller königlichen Tugenden!), vor allem war er der Sohn des Löwen von Frankreich. Diese Metapher war kühn und einzig in ihrer Art; auf der Bühne, besonders an einem allegorischen Tage, wo von Hochzeiten, Geburtsfesten &c. großer Herren die Rede ist, nimmt man es mit der Naturgeschichte nicht so genau und stoßt sich nicht an einem Fisch, dem Sohn eines Löwen; gerade diese seltsamen und pindarischen Mischungen deuten auf wahren Enthusiasmus. Allerdings hätte

der Dichter diesen schönen Gedanken in etwas weniger als zweihundert Versen entwickeln können, aber man muß bedenken, daß, laut Verordnung des Herrn Prévot, das Stück von der Mittagsstunde bis vier Uhr Abends dauern sollte, und in vier Stunden läßt sich vieles sagen.

Das Stück war, zur Freude des Dichters, in vollem Gang, als es zu seinem Verdruß aufs neue gestört wurde. Als eben die Kaufmannschaft und der Adel in einem Streite begriffen waren, und der gute Bauersmann, von dem Löwen von Frankreich sprechend, mit Entzücken ausrief:

Dort brüllt er durch den Wald, und
schüttelt seine Mähnen!

öffnete sich die Thüre der bisher verschlossenen Estrade, und der Thürsteher verkündete mit tönender Stimme: Se. Eminenz, unser gnädigster Herr Kardinal von Bourbon!

III.

Der Kardinal.

Armer Pierre Gringoire! der Donner von zwanzig Kanonen und hundert Büchsen hätte Deinen Ohren nicht so weh gethan, als die in diesem feierlichen und dramatischen Augenblicke

von dem Munde eines Thürstehers ausgegangenen Worte: Se. Eminenz, der gnädigste Herr Kardinal von Bourbon!

Nicht als ob Pierre Gringoire den Kardinal gefürchtet oder mißachtet hätte: er hatte weder jene Schwäche noch diese Vermessenheit. Wahrhafter Eklektiker, gehörte Pierre Gringoire zu jenen erhabenen und festen, gemäßigten und ruhigen Geistern, welche sich stets in der Mitte Aller Dinge zu halten wissen (stare in dimidio rerum), und die der reinen Vernunft, der liberalen Philosophie, der theoretischen Freiheit, und Allem, was groß und edel ist, huldigen, unbeschadet, daß sie dabei Minister, Kardinäle, Bischöfe und Staatsräthe sind und bleiben. Ein kostbares Geschlecht praktischer Philosophen, das sich ununterbrochen fortgepflanzt hat vom Anfang der Dinge, und dem der Himmel den Knäuel der Klugheit verliehen hat, durch den es im Labyrinth aller Zeiten und Ereignisse stets einen erwünschten Ausgang findet! Zu allen Epochen ist und war dieses Geschlecht sich selbst gleich: es weis sich in alle Zeiten zu schicken.

Nicht also aus Haß gegen den Kardinal oder aus Mißachtung war ihm dessen Eintritt unangenehm, sondern weil er eine neue Störung des Stücks fürchtete. Die Besorgniß des Dichters verwirklichte sich nur allzusehr. Der Eintritt Sr. Eminenz zog die ganze Schaulust des Pu-

blikums auf sich. Alle Köpfe drehten sich der Estrade zu. Der Kardinal! Der Kardinal! wiederholten tausend Stimmen. Der unselige Prolog gerieth abermals ins Stocken. Der Kardinal blieb einen Augenblick auf der Schwelle der Estrade stehen und warf einen ziemlich gleichgültigen Blick auf die Zuschauer im Saale. Die Gährung stieg, jeder wollte die Eminenz sehen.

In der That war auch diese Eminenz ein Herr von großer Gestalt und eben so sehenswerth, als manches andere Schaustück. Karl, Kardinal von Bourbon, Erzbischof und Graf von Lyon, Primas der Gallier, war mit Ludwig dem XI. und Karl dem Kühnen verwandt, mit jenem durch seinen Bruder Pierre de Beaujeu, der die älteste Tochter des Königs geheirathet hatte, mit diesem durch seine Mutter Agnes von Burgund. Der Hauptzug im Charakter des Primas der Gallier war jener Höflingsgeist, jene Ergebenheit gegen die herrschende Macht, wie wir sie heute noch, so sehr wir uns auch der Fortschritte unserer Civilisation rühmen, noch tausend- und hunderttausendfältig sehen. Man kann sich denken, in welche zahllose Verlegenheiten ihn diese doppelte Verwandtschaft brachte, und welche weltliche Klippen sein geistliches Schifflein zu umsegeln hatte, um weder an Ludwig noch an Karl zu scheitern, dieser Scylla und Charybdis, die den Her-

zog von Nemours und den Connetabel Saint-Pol verschlungen hatte. Unter dem Beistand des Himmels hatte er die Durchfahrt glücklich vollendet und war in dem Hafen zu Rom angelangt, um den rothen Hut, als Preis seiner Bemühungen, in Empfang zu nehmen. Aber obgleich er jetzt im sichern Hafen war, und gerade eben deshalb, dachte er niemals ohne Unruhe an die verschiedenen Wechselfälle seines politischen Lebens, das so lange Zeit stürmisch und thatenreich war.

Im übrigen war der Kardinal, was man einen guten Mann heißt; er führte ein lustiges Leben, wie die hohe Geistlichkeit pflegte, trank seinen schäumenden Champagner und war einem feinen Nönnchen nicht abgeneigt, gab lieber hübschen Mädchen als alten Weibern Allmosen, und war deshalb, als ein munterer, leutseliger Herr, wohl gelitten beim Volke von Paris. So oft er öffentlich erschien, umgab ihn ein Schwarm junger Geistlicher, die so galant waren, als heutige Stutzer, und so lüderlich, als man nur immer wünschen mochte. Mehr als einmal, wann alte Betschwestern Abends am erleuchteten Pallast des Kardinals vorüber gingen, hörten sie zu ihrem Entsetzen die nämlichen Stimmen, die ihnen erst noch in der Kirche zur Vesper gesungen, das bacchische Lied Benedikts XII. anstimmen: Bibamus papaliter.

Ohne Zweifel war es diese so wohl erworbene Popularität, die bei seinem Eintritt dem Kardinal einen schlimmen Empfang von Seiten der Menge ersparte, die eben noch so unzufrieden gewesen war, und wenig geneigt schien, an dem Tage, wo sie einen Pabst wählte, mit einem Kardinal viel Umstände zu machen. Es ist ein guter Schlag Leute um diese Pariser, sie vergessen und vergeben gerne, und zudem hatten sie ja, da sie das Stück aus eigener Machtvollkommenheit beginnen ließen, einen Sieg über den Kardinal davongetragen, und dieser Triumph genügte ihnen. Ueberdies war der Herr Kardinal von Bourbon ein großer, stattlicher Herr, trug einen sehr schönen Scharlach-Mantel, wußte sich eine vornehme Haltung zu geben, und hatte mithin den einflußreichsten Theil des Publikums, die Weiber, für sich. Es wäre aber auch die höchste Ungerechtigkeit und Gemeinheit, einen Kardinal auszuzischen, weil er im Schauspiel auf sich warten ließ, wenn dieser Kardinal ein stattlicher Herr ist, einen Scharlachmantel trägt und eine vornehme Haltung hat.

Der Kardinal trat demnach ein und grüßte die Versammlung mit jenem fürstlichen Lächeln, das den Großen gegen das Volk immer zu Gebot steht, und, gleich Krone und Scepter, von Vater auf Sohn erbt. Hierauf setzte er sich mit abgemessenen Schritten gegen den rothsammtnen

Lehnsessel in Bewegung, der für ihn bereit gestellt war. Ihm auf dem Fuße folgte sein geistlicher Generalstab, dessen Erscheinen den Lärm und die Neugierde im Parterre verdoppelte. Man deutete mit Fingern auf jeden Einzelnen und nannte seinen Namen.

Das Volk, und besonders die Studenten, machten vollen und ungemessenen Gebrauch von den Privilegien, die ihnen das heutige Narrenfest verlieh. Nichts war so gemein und frech, das nicht an diesem Tage gestattet und fast geheiligt gewesen wäre. Jeder wählte sich unter dem geistlichen Generalstab des Kardinals eine schwarze, graue, weiße oder violette Mütze zur Zielscheibe seines Witzes aus. Damit war aber Johannes Frollo de Molendino, als Bruder eines Archidiaconus, noch nicht zufrieden, sondern griff kühnlich den rothen Hut selbst an, indem er freche Blicke auf den Kardinal warf und aus vollem Halse sang: Cappa repleta mero!

Alle diese Einzelnheiten, welche wir hier zur Erbauung des Lesers mittheilen, verloren sich so sehr unter dem allgemeinen Geräusch, daß fast keine Spur von ihnen bis zur Estrade gelangte. Im Uebrigen würde sie der Kardinal geduldig hingenommen haben, weil die Freiheiten dieses Tages ganz in den Sitten jener Zeit lagen. Zudem lag ihm noch etwas ganz anderes auf dem Herzen, nemlich die Gesandtschaft von Flan=

dern. Nicht als ob er ein großer Politiker gewesen wäre, den die möglichen Folgen einer Verbindung Margarethens von Burgund mit dem Erben von Frankreich schreckten, sondern blos weil er den flamländischen Gesandten Feste geben und Höflichkeiten erweisen mußte, er, Karl von Bourbon, gemeinen Bürgern, er, Kardinal, ungehobelten flamländischen Schöppen, er, artiger und lustiger Franzose, niederländischen Bierlümmeln! Mit solchen Leuten öffentlich zu erscheinen, war eine harte Probe, welche nur die geprüfte Königsliebe eines geprüften Höflings zu bestehen vermochte.

Als nun die Thüre sich mit Geräusch öffnete und der Thürsteher mit lauter Stimme ausrief: „Die Herren Gesandten des Herrn Herzogs von Oesterreich!" wendete der Kardinal mit der zärtlichsten Miene von der Welt (so sehr hat ein Höfling sich in der Gewalt) sein Gesicht der Eingangspforte zu.

Jetzt erschienen paarweise mit einem ernsten Wesen, das in auffallendem Gegensatz zu dem muthwilligen, geistlichen Generalstaab Karls von Bourbon stund, die acht und vierzig Gesandten Maximilians von Oesterreich, an ihrer Spitze der sehr ehrwürdige Vater in Gott, Jehan, Abt von Saint-Bertin, Kanzler des Ordens vom goldenen Bließ, und Jakob Van Goy, Herr zu Dauby, Bür-

germeister von Gent. Die Versammlung im Saale hörte mit halb erstickten Lachen die fremdartigen Namen und die bürgerlichen Qualifikationen der flandrischen Gesandten an, die der Thürsteher, wie Kraut und Rüben, entstellt und verstümmelt von der Estrade unter das Publikum warf. Da hörte man die für ein französisches Ohr barbarisch klingenden Namen: Loys Roelof, Schöppe der Stadt Löwen, Paul Baeust, Präsident der Provinz Flandern, Jehan Coleghens, Bürgermeister der Stadt Antwerpen, Meister Georg Van Moeren, erster Schöppe der Stadt Gent, Meister Geldolf Van der Haagen, Schöppe gedachter Stadt, Jehann Pinnock, u. s. w., lauter gute, dicke, wohlgenährte flamländische Figuren.

Ein einziger derselben machte eine Ausnahme von der Regel. Das war ein feines, verständiges, verschmitztes Gesicht, gegen welches der Kardinal drei Schritte vorwärts und eine tiefe Verbeugung machte, obgleich dasselbe blos einem gewissen Wilhelm Rym, Rathsherrn der Stadt Gent, angehörte. Wenigen war es damals bekannt, welche Bedeutung dieser Wilhelm Rym hatte — ein seltener Geist, der in stürmischen Zeiten, wie wir sie erlebt haben, an der Spitze einer Revolution erschienen wäre, im fünfzehnten Jahrhundert aber zum Handlanger

der lichtscheuen Ränke jener Zeit verdammt war. Ludwig XI., der erste Maulwurf des damaligen Europa's, wußte ihn in seinen geheimen Aufträgen wohl zu gebrauchen. Das war aber dem großen Haufen im Saale gänzlich unbekannt, und er ergötzte sich daher nicht wenig an den Höflichkeitsbezeugungen, die seiner Meinung nach der Kardinal an die unscheinbare Figur eines flandrischen Stadtraths verschwendete.

IV.

Meister Jakob Coppenole.

Während der Rathsherr von Gent und die Eminenz tiefe Verbeugungen wechselten und einige leise Worte miteinander flüsterten, trat ein Mann von hoher Gestalt, breiten Schultern und kräftigem, fast plumpem Gesicht, zu gleicher Zeit unter die Thüre. Man konnte ihn für einen Bullenbeißer neben einem Fuchs halten. Seine einfache Filzkappe und sein ledernes Koller nahmen sich schlecht aus in der Mitte seiner Umgebungen, die von Gold, Sammt und Seide starrten. Der Thürsteher, der ihn für irgend einen Troßknecht hielt, der sich eindrängen wolle, verwehrte ihm den Eintritt.

He da, guter Freund! Hier wird nicht passirt.

Der Mann im ledernen Koller faßte den Thürsteher mit kräftiger Faust an der Schulter und rief mit einer Donnerstimme, die den ganzen weiten Saal erfüllte: Was willst Du, Bengel? Siehst Du nicht, daß ich auch dazu gehöre?

Euer Name? fragte der Thürsteher.

Jakob Coppenole.

Eure Qualitäten?

Strumpfweber zu den drei Ketten in Gent.

Der Thürsteher prallte vor Schrecken drei Schritte zurück. Bürgermeister und Schöppen anzukünden, das ging noch an, aber einen Strumpfweber, das war allzuhart. Der Kardinal saß auf Nadeln. Alles Volk horchte und schaute. Seit zwei Tagen bereits hatte sich die Eminenz alle Mühe gegeben, diese flamländischen Bären etwas glatt zu lecken, um sie für das Publikum möglichst präsentabel zu machen, und nun kam dieser Akt dazwischen! Wilhelm Rym, um den Kardinal aus der Verlegenheit zu ziehen, näherte sich dem Thürsteher mit seinem feinen Lächeln und flüsterte ihm in die Ohren: Kündiget Meister Jakob Coppenole an, Schreiber des Schöppenstuhls der Stadt Gent.

Thürsteher, wiederholte der Kardinal mit lauter Stimme, kündiget Meister Jakob Cop-

penole an, Schreiber des Schöppenstuhls der erlauchten Stadt Gent.

Das war ein Fehler; Wilhelm Rym, für sich allein, hätte die Schwierigkeit beseitigt, jetzt aber hatte Jakob Coppenole die Worte des Kardinals vernommen.

Nein, beim heiligen Kreuz! schrie er mit seiner Donnerstimme. Jakob Coppenole, Strumpfweber. Hörst Du's, Thürsteher. Kein Wort mehr, noch weniger. Beim heiligen Kreuz! Strumpfweber, das ist genug. Der Erzherzog hat schon mehr als einmal seinen Handschuh in meinem Strumpfladen geholt*).

Diesen kräftigen Worten folgte stürmischer Beifall und schallendes Gelächter der Menge. Ein Quodlibet fällt in Paris nie unbeachtet auf den Boden.

Dazu kam noch, daß Coppenole ein Mann aus dem Volke war, und das Publikum, das ihn umgab, war auch vom Volk. Das gegenseitige Verständniß war folglich hergestellt. Das trotzige Wort des flamländischen Strumpfwebers, das den Hof demüthigte, hatte in allen plebejischen Herzen ein gewisses Gefühl von Würde erweckt, das freilich im fünfzehnten

*) Unübersetzbar. Gant, Handschuh. Gand, Gent. L'archidue a plus d'une fois cherché son Gant dans mes chausses, darauf anspielend, daß ihm, dem Strumpfweber, der Erzherzog mehr als einmal den Besitz von Gent verdankte.

Jahrhundert noch vag und unbestimmt war. Es war ein bloßer Bürger, einer ihresgleichen, der hier dem Kardinal die Spitze bot! Dies war ein sehr süßes Gefühl für unterthänig gehorsamste Spießbürger, die selbst die Bedienten des Schlosses und der Großen mit Respekt zu betrachten und zu behandeln pflegten.

Jakob Coppenole grüßte mit stolzer Miene den Kardinal, der dem allmächtigen Bürger von Gent, den selbst Ludwig XI. fürchtete, seinen Gruß höflich wiedergab. Wilhelm Rym folgte ihnen mit einem ironischen Lächeln, in welchem sich das Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit über beide kund gab; sie traten an ihre Plätze, der Kardinal außer Fassung und nachdenklich, Coppenole ruhig und trotzig, und bei sich erwägend, daß sein Strumpfweberstitel wohl noch so viel werth sey, als ein anderer, und daß Maria von Burgund, die Mutter der Margarethe, die er jetzt verheirathete, ihn weniger gefürchtet hätte, wenn er nur Kardinal, und nicht Strumpfweber, gewesen wäre, denn niemals hätte ein Kardinal vermocht, so wie er, die Bürger von Gent gegen die Günstlinge der Tochter Karls des Kühnen in Aufruhr zu bringen und mit einem einzigen Worte sie gegen ihre Bitten und Thränen zu verhärten, so daß die Fürstin von Flandern am Fuße des Schaffots vergebens um das Leben ihrer Räthe

flehte, während der Strumpfweber blos seinen ledernen Handschuh zu erheben brauchte, um zwei erlauchte Köpfe, Guy d'Hymbercourt's und Guillaume Hugonet's Haupt, fallen zu machen.

Inzwischen hatte sich das Unglück an diesem armen Kardinal noch nicht erschöpft, und er sollte den Kelch der schlechten Gesellschaft, worin er sich befand, bis auf die Hefe leeren.

Der geneigte Leser wird sich wohl des unverschämten Bettlers noch erinnern, der beim Beginnen des Prologs auf einen Pfosten der gesandtschaftlichen Estrade gestiegen war. Er hatte sich durch die Ankunft der erlauchten Gäste im Geringsten nicht stören lassen, und während die Prälaten und Gesandten, gleich wahrhaften niederländischen Häringen, sich in den Logen drängten, saß er mit gekreuzten Beinen auf seinem Balken, als ob er ein anerkanntes Recht auf diesen Sitz hätte. Niemand kümmerte sich um ihn und seine Unverschämtheit, weil die allgemeine Aufmerksamkeit anderswohin gerichtet war. Er, seinerseits, nahm keinen Antheil an Allem, was im Saale vorging; er wiegte, mit der Gleichgültigkeit eines Lazzaroni, sein Haupt hin und her und wiederholte von Zeit zu Zeit, mitten im Geräusch, mit einer gleichsam mechanischen Gewohnheit: „Kranker Mann, armer Mann! Ein Allmosen um Gotteswillen!" Und sicherlich war er der

Einzige in der ganzen Versammlung, der bei dem Streit zwischen Jakob Coppenole und dem Thürsteher nicht einmal den Kopf nach jener Seite drehte. Nun wollte der Zufall, der so ziemlich Alles in der Welt regiert, daß der Meister Strumpfweber von Gent, mit dem das Volk bereits so lebhaft sympathisirte, und auf den Aller Augen gerichtet waren, gerade in die erste Logenreihe der Estrade, oberhalb dem Bettler, zu sitzen kam und man war nicht wenig verwundert, als man sah, daß der flamländische Gesandte, nachdem er den unter ihm sitzenden Burschen näher in Augenschein genommen hatte, seine Hand freundschaftlich auf dessen zerlumpte Schulter legte. Der Bettler wendete sich um. Staunen, Wiedererkennen, vor Freude strahlende Gesichter von beiden Seiten! Hierauf unterhielten sich der diplomatische Strumpfweber und der zerlumpte Bettler, ohne sich im mindesten um die Zuschauer zu kümmern, mit leiser Stimme untereinander, Hand in Hand, und die Lumpen von Clopin Trouillefou, neben dem Galastoff der Estrade herabhängend, brachten die Wirkung einer grauen Raupe hervor, die auf einer goldgelben Pomeranze kriecht.

Die Neuheit dieser sonderbaren Scene erregte ein so tolles, lustiges Geräusch im Saale, daß es dem Kardinal nicht entgehen konnte; er neigte sich mit halbem Leibe vorwärts, und da er von

seinem Platze aus die schmähliche Gestalt des Bettlers nur unvollständig wahrnehmen konnte, so glaubte er natürlich, daß er ein Allmosen fordere, und rief, empört über diese Frechheit: „Hausmeister des Pallastes, laßt mir doch diesen Schuft in den Fluß werfen.“

Beim heiligen Kreuz! Herr Kardinal, schrie Jakob Coppenole, ohne Clopin's Hand loszulassen, er ist mein Freund, und das lasse ich nicht geschehen.

Christfest! Christfest! schrie die jubelnde Menge, und von diesem Augenblick an war der Handschuhmacher von Gent zu Paris eben so populär, als in seiner Vaterstadt.

Der Kardinal biß sich in die Lippen, wandte sich zu seinem Nachbar, dem Abt von St. Genofeva, und sprach zu ihm mit halblauter Stimme: Saubere Gesandtschaft, die uns der Erzherzog hier schickt, um uns Madame Margarethen anzukündigen!

Eminenz, antwortete der Abt, Ihr werft Eure Perlen vor die Schweine. Das sind flamländische Säue, an welche alle Höflichkeit vergebens verschwendet ist. Margarita ante porcos.

Sagt vielmehr, erwiederte der Kardinal lächelnd: Porcos ante Margaritam.

Der ganze kleine geistliche Hof ergoß sich in Bewunderungen dieses Wortspiels, wodurch sich die Eminenz in etwas getröstet fand. Der Kar-

dinal war nun wett mit dem Strumpfweber, denn sein Quodlibet war auch beklascht worden.

Mögen uns nun diejenigen unserer Leser, welche sich, wie man im Styl des Tags zu sagen pflegt, eine umfassende Ansicht eines Bildes oder einer Idee zu machen vermögen, uns die Frage erlauben, ob sie sich wohl eine deutliche Vorstellung von dem Schauspiel machen können, das der Riesensaal des Justizpallastes in diesem Augenblicke darbot: in der Mitte des Saals, angelehnt an die westliche Mauer, eine breite und mit Goldstoff prachtvoll verzierte Estrade, auf welche durch eine kleine Bogenthüre die Eintretenden eingeführt und durch die schnarrende Stimme des Thürstehers angemeldet werden. Auf den ersten Bänken bereits viele ehrwürdige Figuren, in Hermelin, Sammt und Scharlach gekleidet; rings um die Estrade, die ernst und schweigsam bleibt, unten, gegenüber, um und um, eine sich drängende Menge und großes Geräusch. Tausend Blicke des Volks auf jedes Gesicht der Estrade gerichtet, tausendfaches Kichern bei jedem Namen, der genannt wird. Seltsames Schauspiel, das gewiß die ganze Aufmerksamkeit der Zuschauer verdiente! Dort unten aber, an der Bühne, sehen wir die lange, dürre, schwarze Figur des armen verlassenen Schauspieldichters bleichen Angesichts stehen. Armer Peter Gringoire, was machst Du und

Dein Prolog, beide sind vergessen, und das ist das schlimmste, was einem Dichter begegnen kann.

Von dem Eintritt des Kardinals an hatte der Dichter Allem aufgeboten, die Aufmerksamkeit auf sich und sein Schauspiel zu ziehen. Erst gebot er den handelnden Personen, ihre Stimme zu erheben, damit sie den Lärmen der Zuschauer überbiete; als er sah, daß Niemand auf seinen Prolog hörte, ließ er die Schauspieler innehalten, und seit der Viertelstunde, welche jetzt die Unterbrechung dauerte, hörte er nicht auf, mit dem Fuß auf den Boden zu stampfen, geberdete sich wie rasend, rief Gisquette und Lienarde, forderte seine Nachbarn links und rechts auf, dem Schauspiel zuzuhören — Alles vergebens! Armer Poët! Niemand wendete seine Blicke von dem Kardinal, den Gesandten und der Estrade ab. Was verlangten die Zuschauer auch Besseres! Auf der Estrade, wie auf der Marmorplatte, wurde das gleiche Schauspiel aufgeführt: der Konflikt zwischen Landmann und Geistlichkeit, zwischen Adel und Kaufmannschaft. Was Wunder, daß die Zuschauer lieber die wirklichen Schauspieler, in Fleisch und Bein, dargestellt in dieser flandrischen Ambassade und in diesem erzbischöflichen Hofstaat, unter dem Purpurmantel des Kardinals, und unter dem ledernen Koller des Strumpfwebers von Gent, schauen

wollten, als die fratzenhaften allegorischen Figuren in ihren gelben und weißen Röcken, mit denen sie der poëtische Peter Gringoire ausgestattet hatte!

Unser Poët jedoch verzweifelte noch nicht, und als er die Ruhe nothdürftig hergestellt sah, ersann er eine Kriegslist, die sein Stück retten konnte.

Mein Herr, sprach er zu einem seiner Nachbarn, einem ehrlichen, dicken Bürgersmann, aus dessen Zügen überall Ruhe, Ergebung, Geduld sprachen, wie wäre es, wenn man von vornen anfinge?

Was? fragte der Nachbar.

Hm, das Mysterium, sagte Gringoire.

Wie es Euch gefällig ist, erwiederte der Nachbar.

Diese halbe Billigung genügte dem Dichter, und, da er seine Geschäfte selbst machen mußte, so schrie er, während er sich möglichst unter der Menge verbarg, aus vollem Halse: Von Vornen angefangen das Mysterium! Von Vornen!

Was Teufels, rief der Mühlenhans, was singen sie denn da unten für ein Lied? (Der Dichter machte ein Geschrei, als ob es ihrer ein Duzend wären.) Ist denn das Mysterium noch nicht zu Ende? Sie wollen es von Vornen anfangen. Ist das billig? Sprecht, Kameraden?

Nein, nein, schrieen alle Studenten, fort, fort mit dem Mysterium!

Als Gringoire dieses hörte, verdoppelte er seinen Eifer, und schrie noch lauter: Von Vornen! Von Vornen!

Dieses Geschrei zog die Aufmerksamkeit des Kardinals auf sich.

Herr Hausmeister des Pallastes, sprach er zu einem langen, schwarz gekleideten Manne, der in seiner Nähe stund, riechen diese Teufel das Weihwasser, daß sie einen solchen höllischen Lärmen machen? Der Hausmeister des Pallastes war gewissermaßen ein amphibischer Beamter, eine Art Fledermaus des richterlichen Standes, dem Mäusegeschlecht und dem Vogelgeschlecht zumal angehörend, ein Richter und ein Soldat.

Er näherte sich der Eminenz und stattete, nicht ohne einige Angst, Bericht ab von der Unverschämtheit des Volkes, das die Schauspieler gezwungen habe, das Stück anzufangen, ehe der Kardinal angekommen sey.

Der Kardinal, weit entfernt sich zu erzürnen, schlug ein helles Gelächter auf und sprach: Meiner Treu, daran haben sie wohl gethan, und wenn es nur der Rektor der Universität auch so gemacht hätte! Was sagt Ihr dazu, Meister Wilhelm Rym?

Gnädigster Herr, erwiederte dieser, wir wollen zufrieden seyn, daß wir der Hälfte der Komödie entgangen sind. Soviel wenigstens haben wir gewonnen.

Sollen die Schufte da unten in ihrem Possenspiel fortmachen? fragte der Hausmeister.

Fortmachen! versetzte der Kardinal gähnend. Meinetwegen! Ich will inzwischen in meinem Brevier lesen.

Der Hausmeister trat an den Rand der Estrade, gebot durch ein Zeichen der Hand Stille, und rief: Bürger, Insassen und Einwohner, um Diejenigen, welche wünschen, daß man von Vornen anfange, und diejenigen, welche wollen, daß man schließe, gleichmäßig zu befriedigen, befiehlt Seine Eminenz, daß man fortfahre, wo man stehen geblieben ist.

Man mußte sich von beiden Seiten diesem Gebote fügen. Die Schauspieler fuhren demnach in der unterbrochenen Handlung fort, und der Dichter hoffte, daß er wenigstens für den Rest seines Werks ein aufmerksames Publikum finden werde. Das Stillschweigen hatte sich zwar so ziemlich hergestellt, aber durch die neuen Ankömmlinge, welche der Thürsteher jeden Augenblick von der Estrade herab mit lauter Stimme anmeldete, wurde gleichwohl der Gang des Stücks immer gestört.

So eben waren die vier allegorischen Personen in grausamer Verlegenheit, wie sie ihres goldenen Dauphin los werden sollten, und ergoßen ihren Jammer in kläglichen Versen, da erschien ihnen, vom Himmel gesandt, V e n u s

in eigener Person, und zwar in einem Rocke von Goldstoff, auf welchem das Wappen der Stadt Paris prangte. Sie nahm, als die Schönste der Schönen, den goldenen Dauphin für sich in Anspruch. Jupiter, der von der Leiter herauf Blitze schleuderte, unterstützte ihre Ansprüche, und die Göttin war auf dem Punkt, zu siegen und den goldenen Dauphin davonzutragen. Da erschien plötzlich ein junges Mädchen, in weißen Damast gekleidet und ein Gänseblümchen *) in der Hand tragend (deutliche Anspielung auf Margarethen von Flandern) den Kampf um den goldenen Dauphin mit der Göttin der Liebe und Schönheit zu bestehen. Hierauf erfolgte ein hitziger Streit zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen, welcher Gelegenheit zu vielen trefflichen Versen gab und mit der Uebereinkunft endigte, die heilige Maria zur Schiedsrichterin zu bestellen. Als so eben dieselbe in Begleitung des Königs von Mesopotamien auf dem Theater angekommen war und der Dichter jetzt zum Knall-Effekt seines Stücks zu gelangen hoffte, erhob sich plötzlich der Strumpfweber von Gent und hielt mit seiner Donnerstimme folgende Standrede an das Publikum: Ihr Herren Bürger und Junkherren von Paris, ich sehe, beim heiligen Kreuz, nicht ein, was wir hier machen.

*) Marguerite, Gänseblümchen. Margarethe von Flandern.

In jenem Winkel dort, auf dem Gerüste, erblicke ich zwar einige Leute, die, wie es scheint, sich boxen wollen. Ich weis zum Teufel nicht, ob das das Mysterium seyn soll, von dem ich hier immer sprechen höre, aber verflucht langweilig ist es, denn sie streiten nur mit der Zunge, und nicht mit den Fäusten. Jetzt sitze ich schon eine Viertelstunde da und warte immer auf den ersten Faustschlag, aber da könnte ich lange warten, bis diese feigen Hunde aneinander gerathen. Ihr hättet sollen Boxer aus London oder Rotterdam kommen lassen, da wären Schläge gefallen, die man bis draußen auf dem Platze gehört hätte. Aber die Leute da unten dauern einen! Wenn sie doch wenigstens einen Mohrentanz oder irgend eine andere Mummerei aufgeführt hätten! Zum Henker auch, man hat mir was ganz Anderes versprochen: ein Narrenfest und die Wahl eines Narrenpabsts. Wir haben zu Gent auch unser Narrenfest, und beim heiligen Kreuz, wir stehen hierin Niemand nach. Aber wir machen es ganz anders: Wann ein Haufen versammelt ist, wie hier, steckt jeder seinen Kopf durch ein Loch und schneidet den Anderen Gesichter, und wer die häßlichste Grimasse macht, der wird zum Pabst gewählt. So machen wir's, und das ist sehr lustig. Wollt Ihr nun euren Pabst nach der Weise meines Landes wählen, so werdet Ihr mehr Freude

dabei haben, als wenn Ihr den Schwätzern da unten zuhört. Wenn sie an die Lücke kommen und ihre Grimasse machen wollen, so dürfen sie auch mitspielen. Was sagt Ihr dazu, Ihr Herren Bürger von Paris? Es giebt hier eine so hinreichende Auswahl häßlicher Gesichter beider Geschlechter, daß wir eine Ausbeute belustigender Grimassen hoffen dürfen.

Der Vorschlag des Strumpfwebers von Gent wurde von den Pariser Bürgern, welche sich sehr geschmeichelt fühlten, daß man sie Junkherren genannt hatte, mit rauschendem Beifall aufgenommen. Dem verzweifelnden Poëten blieb keine Hoffnung übrig, sein unseliges Stück zu Ende gebracht zu sehen. Bestürzung, Unwillen, verschlossen ihm den Mund, und er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

V.

Quasimodo.

In einem Augenblicke war Alles bereit, Jakob Coppenole's Vorschlag in Ausführung zu bringen. Die kleine Kapelle, der Marmorplatte gegenüber, wurde zum Schauplatze der Grimassen gewählt. Man schlug eine Fenster-

scheibe über der Thüre ein, und durch diese Oeffnung sollten die Konkurrenten um die dreifache Krone ihre verzerrten Gesichter zeigen. Man mußte zu diesem Ende auf zwei Fässer steigen, welche man eilig herbeigeschafft hatte. In einem Augenblicke war die Kapelle mit Kandidaten des heiligen Stuhls angefüllt, und die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Der Strumpfweber von Gent ordnete von seinem Platze aus mit lauter Stimme Alles an und führte den Vorsitz bei der Wahl des Narrenpabsts. Der Kardinal, eben so sehr außer Fassung, als der arme Peter Gringoire, hatte sich, unter dem Vorwand von Geschäften, mit seinem ganzen Gefolge entfernt. Das Volk, das eben erst sein Eintritt so sehr aufgeregt hatte, nahm seinen Abgang kaum wahr. Die ganze Aufmerksamkeit der Menge war auf die Pabst-Wahl gerichtet.

Die Grimassen nahmen ihren Anfang: Unter der Lucke erschien ein Gesicht, mit weit geöffneten Augenliedern, die das Rothe zeigten, einem offenen Munde, der dem Rachen eines Raubthieres glich, und einer mit tausend Runzeln bedeckten Stirne. Der Anblick dieses Schlaraffengesichts erregte ein schallendes Gelächter. Ihm folgte ein Zweites, ein Drittes, ein Viertes u. s. w., und mit jedem neuen stieg der Jubel der Menge, bis er zur wahren Orgie wurde.

Es gab keine Gesandte, keine Studenten, keine Bürger, keine Männer, keine Weiber mehr, keinen Clopin Trouillefou, keinen Gilles Lecornu, keinen Johannes Frollo, keinen Robin Poussepain: Alles verwischte sich in der allgemeinen Zügellosigkeit. Der weite Umkreis des Saals war nur noch ein großer Brennpunkt der Jovialität und Schaamlosigkeit, jeder Mund war ein Schrei, jedes Auge ein Blitz, jedes Gesicht eine Grimasse, jedes Individuum ein Hanswurst: Alles schrie und heulte bunt durcheinander. Die verzerrten Gesichter, die nacheinander durch die Lucke das Publikum angrinsten, waren wie Fackeln, die man auf einen Holzstoß wirft; sie schürten das Feuer der Zügellosigkeit unter der Menge bis zur höchsten Glut.

Holla! Heda! Donnerwetter!

Seht einmal dieses Gesicht an!

Es taugt nichts!

Ein anderes! Ein anderes!

Guillomette, sehe doch einmal diesen Stierkopf an, es fehlen ihm nur die Hörner. Es ist nicht Dein Mann.

Ein anderer! Ein anderer!

Beim heiligen Bauche des heiligen Vaters! Seht einmal diese Grimasse da!

Holla! Heda! Das ist betrogen! Man darf nur das Gesicht zeigen!

Diese verfluchte Perrette Callebotte! Sie ist im Stande, uns statt des Gesichts . . .

Christfest! Christfest!

Hört auf! Hört auf! Ich ersticke vor Lachen!

Da kommt Einer, der die Ohren nicht durch die Oeffnung bringt, u. s. w.

Inzwischen, nachdem die erste Abspannung vorüber war, hatte unser Dichter frischen Muth gefaßt. Fahrt fort! sprach er zum Drittenmale zu seinen redenden Maschinen, den Komödianten. Er selbst ging mit großen Schritten vor der verlassenen Bühne auf und ab. Da kam ihm der Gedanke, selbst an der Lucke aufzutreten und der undankbaren, für das Kind seines eistes fühllosen Menge ein Gesicht zu schneiden. Aber nein, sagte er zu sich selbst, das wäre eines Dichters unwürdig. Keine Rache, sondern Kampf auf Leben und Tod! Die Dichtkunst übt eine magische Kraft auf die Herzen des Volks, ich werde es zur Bühne zurückführen. Bald soll sich zeigen, wer siegt: die Grimassen oder die Wissenschaften.

Leider aber hatten die Schauspieler in diesem Augenblicke nur noch zwei Zuschauer: den Dichter selbst und den obengenannten dicken geduldigen Bürgersmann.

Peter Gringoire war tief gerührt von der unwandelbaren Treue seines einzigen Zuschauers. Er näherte sich ihm, und gab ihm

einen leichten Druck auf den Arm, denn der wackere Bürger hatte sich an eine Säule gelehnt und schlummerte ein wenig.

Mein Herr, sprach der Dichter zu ihm, ich danke Euch!

Wofür, mein Herr? antwortete der Dicke.

Ich sehe, erwiederte der Poët, daß dieser Lärm Euch zum Ekel ist, weil er Euch hindert, dem Gang des Stücks mit Muse zu folgen; aber beruhigt Euch, Euer Name wird auf die Nachwelt kommen. Wie heißt Ihr, wenn ich fragen darf?

Renauld Chateau, Salzmesser in dieser guten Stadt Paris, Euch zu dienen.

Mein Herr, sprach Gringoire weiter, Ihr seyd in dieser großen Versammlung der einzige Repräsentant der Musen.

Ihr seyd allzu gütig, mein Herr, erwiederte der Salzmesser.

Ihr seyd der Einzige, fuhr der Dichter fort, der meinem Stücke ein aufmerksames Ohr geliehen hat. Wie findet Ihr es?

He, he! antwortete der Bürger, recht lustig.

Der arme Dichter mußte sich mit diesem mäßigen Lobspruche begnügen, denn eben kündigte ein donnernder Beifallruf an, daß der Narrenpabst gewählt sey.

Christfest! Christfest! Christfest! schrie die Menge von allen Seiten.

Es war in der That eine bewundernswerthe Grimasse, welche sich in diesem Augenblick unter der Lucke zeigte, und sie allein war würdig, zum Pabst gewählt zu werden: diese abgeplattete Nase, dieser Hufeisenmund, das kleine linke Auge mit rothen Borsten bedeckt, das rechte Auge unter einer ungeheuern Warze gänzlich verschwindend, diese ungeheuern Zähne, die den Hauern eines Keilers glichen, dieses gabelförmige Kinn, dieses ganze Gesicht, ein Gemisch von Bosheit, Blödsinn und Trübsinn!

Der Anblick dieses Gesichts erregte den stürmischen Beifall der Menge, und der glückliche Besitzer desselben wurde einstimmig zum Narrenpabst gewählt. Man stürzte in die Kapelle und führte den neuen Pabst im Triumph heraus. Ueberraschung und Staunen erreichten jetzt ihren höchsten Grad: die Grimasse war sein wirkliches Gesicht, oder vielmehr seine ganze Person war eine Grimasse: ein dicker Kopf, mit buschigem rothem Haare bedeckt, hinten und vornen einen Höcker, sichelförmige Beine, Plump-Füße, lange Arme mit gewaltigen Fäusten, und bei aller dieser Unförmlichkeit ein gewisses Furcht einflößendes Wesen von Kraft, Behendigkeit und Muth, seltsame Ausnahme von der ewigen Regel, nach der Kraft und Schönheit aus Harmonie entspringen. Dies war der neugewählte Narren-Pabst, man konnte ihn einen zertrümmerten

und schlecht wieder zusammengesetzten Riesen nennen.

Als dieser Cyklope auf die Schwelle der Kapelle trat, unbeweglich, mit seiner untersetzten Gestalt, fast eben so breit als lang, erkannte ihn das Volk alsbald, und von allen Seiten wurde gerufen:

Es ist Quasimodo, der Glöckner!

Quasimodo, der Großbuckel von Notre-Dame!

Quasimodo, der Einäugige!

Quasimodo, Krummbein!

Christfest! Christfest!

Schwangere Weiber weg! schrien die Studenten.

Oder die es werden wollen, fügte der Mühlenhanns hinzu.

In der That wendeten auch die Weiber ihre Blicke von der Mißgeburt ab.

Oh! der garstige Affe! sagte die Eine.

Er ist eben so boshaft als häßlich! fügte eine Andere hinzu.

Es ist der Teufel selbst! fuhr eine Dritte fort.

Ich wohne bei der Liebfrauenkirche, bei Nacht hört man ihn über Dächer und Dachrinnen spazieren.

Wie ein alter Kater!

Er ist immer auf unsern Dächern!

Er wirft uns Zauberzettel durch das Kamin herab!

Er fährt zum Hexentanz, neulich ließ er einen Besen auf meiner Dachrinne liegen!

Oh! der garstige, buckliche, krummbeinige, einäugige Hexenmeister!

So sprachen die Weiber, die Männer dagegen waren ganz verliebt in ihren neuen Pabst.

Quasimodo, dieser Mann des Tages, stund unbeweglich unter der Thüre der Kapelle, ernst und trübsinnig, wie er war.

Robin Poussepain, der naseweise Student, trat hart auf ihn zu und lachte ihm unter die Nase. Der riesenhafte Zwerg ergriff ihn, ohne ein Wort zu sagen, am Gürtel und warf ihn mit der Kraft seines athletischen Armes zehn Schritte von sich mitten unter die Menge.

Hieran hatte Meister Coppenole, der Strumpfweber von Gent, eine große Freude. Er näherte sich dem Zwerg und sprach: Beim heiligen Kreuz, heiliger Vater! Du bist so schön häßlich, wie ich in meinem Leben Niemand gesehen habe, und verdienetest nicht blos zu Paris, sondern auch zu Rom Pabst zu seyn.

Mit diesen Worten legte er seine breite Faust vertraulich auf die Schulter des Zwergs. Quasimodo rührte sich nicht, und der Strumpfweber fuhr fort: Wahrhaftig, guter Bursche, du gefällst mir ausnehmend, und ich habe große

Lust, mit dir tüchtig zu schmausen, sollte es mich auch ein Dutzend neue Thaler kosten. Was meinst du?

Quasimodo antwortete nicht.

Beim heiligen Kreuz! sagte der Strumpfweber, bist du denn taub, guter Freund?

Der Zwerg war wirklich taub, und da er den Meister Coppenole nicht verstand und sich durch seine Zudringlichkeit belästigt fand, wendete er plötzlich seinen dicken Kopf gegen ihn, und blöckte die Zähne auf eine so furchtbare Art, daß der flamländische Riese vor ihm zurückschreckte, wie ein Bullenbeißer vor einer Katze.

Nun bildete sich um die seltsame Person des Narren-Pabst's ein Zirkel, der sich in der respektvollen Entfernung von zwölf Schritten hielt. Ein altes Weib belehrte den Strumpfweber von Gent, daß der heilige Vater taub sey.

Taub! rief Meister Coppenole lachend aus. Bei'm heiligen Kreuz! Das ist der Pabst, wie er seyn sollte!

Johannes Frollo trat hinzu und begrüßte den Narren-Pabst mit den Worten: Guten Tag, Quasimodo, der du die Glocken meines heiligen Bruders, des Erzpriesters der Liebfrauenkirche, läutest!

Teufelskerl! sagte Robin Poussepain, dem die Rippen von seinem Falle noch knackten, buckliche, krummbeinige, einäugige, taube Bestie!

Was macht denn der Hund mit seiner Zunge, daß er nicht spricht?

Er spricht, wann es ihm beliebt, belehrte ihn die Alte; er ist nicht taubstumm, sondern durch das Geläute der Glocken taub geworden.

Dieser Vorzug geht ihm allein ab, sagte Johannes Frollo.

Auch hat er ein Auge zuviel, fügte Robin Poussepain hinzu.

Nicht doch, erwiederte der Mühlenhanns, ein Einäugiger ist viel mangelhafter, als ein Blinder, denn er weis, was ihm fehlt.

Jetzt brachte man die papierene dreifache Krone und die phantastische Simarre des Narren-Pabstes herbeigetragen. Der Zwerg ließ sich, mit einer Art stolzer Fügsamkeit, ankleiden. Hierauf setzte man ihn auf einen buntscheckigen Tragsessel. Zwölf Hausbeamte von der Gesellschaft der Narren hoben ihn auf ihre Schultern. Als der Cyklope so da saß und alle die Köpfe wohlgestalteter und gerade gewachsener Menschen unter seinen sichelförmigen Beinen erblickte, stieg auf seinem mürrischen Gesichte ein Strahl bitterer und gehässiger Freude auf. Nun setzte sich die Procession in Bewegung, um erst durch die Gallerien des Pallastes und dann auf die öffentlichen Plätze und Straßen zu ziehen.

VI.

Die Esmeralda.

Während dieses ganzen Auftrittes hatte Peter Gringoire sein Schauspiel beharrlich fortsetzen lassen. Immer noch hoffte er, daß sich doch am Ende das Publikum ihm zuwenden werde. Dieser Hoffnungsstrahl belebte sich, als er den Narren-Pabst mit seinem ganzen Gefolge unter großem Geräusch aus dem Saale ziehen sah.

Gut, sprach er für sich, daß diese Störenfriede endlich abziehen!

Leider aber waren diese Störenfriede das gesammte Publikum, und in einem Nu war der ganze weite Saal leer, bis auf einige Weiber, alte Männer, oder Kinder, die da und dort noch um die Pfeiler stehen blieben. Einige Studenten saßen noch auf dem Fenstergesimse und schauten auf den Platz hinaus.

Je nun, dachte der Poët, es sind ihrer noch genug, um die Entwickelung meines Stücks zu hören; obwohl klein an der Zahl, ist es ein um so ausgewählteres, wissenschaftliches Publikum.

Der Dichter blickte mit Selbstgefühl nach der Bühne hin, wo eben eine Symphonie die Ankunft der heiligen Jungfrau Maria verkünden sollte. Doch keine Musik ließ sich hören, sie war mit

der Procession des Narren-Pabstes abgezogen. Nur weiter! immer fortgefahren! sprach der Poët mit stoischem Gleichmuth.

In diesem Augenblicke schrie einer der Studenten, die unter dem Fenster saßen: Die Esmeralda! die Esmeralda da unten!

Dieses Wort brachte eine magische Wirkung hervor. Wer noch im Saale war, stürzte den Fenstern zu, um auf den Platz hinunter zu schauen, und Alle wiederholten mit einer Stimme: Die Esmeralda! die Esmeralda!

Zu gleicher Zeit hörte man von außen rauschenden Beifallruf.

Was will das heißen: die Esmeralda? sprach der trostlose Poët mit gefalteten Händen. Jetzt gucken sie gar auf die Straße, weil es im Saal keinen Spektakel mehr giebt!

Er wendete sich seiner Bühne zu und sah, daß die Vorstellung unterbrochen war. Eben sollte Jupiter, den Blitz in der Hand, auftreten. Der gute Jupiter stund aber unbeweglich unten am Gerüste.

Michel Giborne, rief ihm der erzürnte Poët zu, was machst du da unten? Ist das Deine Rolle? Steige herauf!

Ich kann nicht, erwiederte der Donnergott kläglich, ein Student hat mir die Leiter genommen.

Und warum denn? fragte der Poët.

Um die Esmeralda zu sehen, erwiederte Jupiter.

Das war der letzte Schlag, der unsern armen Dichter traf; er gab das Stück verloren und sprach zu den Schauspielern: Packt Euch zum Teufel! Wenn ich bezahlt werde, will ich Euch auch bezahlen.

Hierauf entfernte er sich mit gesenktem Haupt und murmelte, während er die Wendeltreppe des Pallastes hinabstieg, für sich: Esel, Dummköpfe, diese Pariser! Sie kommen, ein Mysterium zu hören, und hören nicht darauf! Sie achten auf Alles, was außer der Bühne vorgeht, auf Clopin Trouillefou, auf den Kardinal von Bourbon, auf Jakob Coppenole, auf Quasimodo den Großbuckel, aber auf das Schauspiel und die heilige Jungfrau Maria nicht! Hätte ich das gewußt, so würde ich Euch was Anderes gekocht haben, als die heilige Jungfrau Maria, ihr Lümmel! Ich, ein Dichter, will strahlende Gesichter sehen, die vor Freude und Bewunderung meines Stücks glänzen, und erblicke nichts, als die Rücken eines rohen und unwissenden Haufens! Doch ein Poët muß sich an Mißgeschick gewöhnen. Homer bettelte von einem griechischen Dorfe zum anderen und Ovidius Naso starb in der Verbannung am unwirthlichen Gestade Pannoniens. Aber was Teufels

wollen sie denn mit ihrer Esmeralda! Was ist das für ein Wort? Es ist ägyptisch!

VII.

Von der Charibdys in die Scylla.

Im Januar wird es bald Nacht. Es war schon finster auf der Straße, als Gringoire aus dem Pallaste trat; er suchte irgend eine abgelegene Straße zu erreichen, wo er in der Stille nachdenken und das Pflaster der Philosophie auf die Wunde legen konnte, die der Dichter empfangen hatte. Die Philosophie war allerdings seine einzige Zuflucht, denn er hatte nicht einmal die Tonne des Diogenes zur Wohnung, und wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Nach dem schmähligen Durchfall, den sein theatralischer Versuch erlitten hatte, wagte er nicht, in seine alte Wohnung zurückzukehren, weil er die sechsmonatliche Miethe, die zwölf Sous betrug, noch schuldig war und den Hausbesitzer auf die gehoffte Einnahme von seinem Stück vertröstet hatte. Als er in diesen düsteren Gedanken über den Platz des Pallastes ging, um sich in das Labyrinth der Altstadt zu werfen,

stieß er auf die Procession des Narren-Pabstes, die mit brennenden Fackeln, Musik und lautem Geschrei einherzog. Dieser Anblick riß die Wunden seiner Eigenliebe wieder auf; er floh davon und schlug den Weg nach der St. Michelsbrücke ein. Hier liefen Kinder mit Fackeln herum und ließen Feuerwerk los.

Hole der Teufel alles Licht und mache die Welt so schwarz wie die Nacht! fluchte der grämliche Poët und schlug einen anderen Weg ein. Da stieß er auf ein illuminirtes Haus, die Portraits des hohen Brautpaars glänzten in bunten Farben. Der Dichter kehrte ihnen den Rücken und wendete seine Schritte einer dunkeln Straße zu, die vor ihm lag. So erreichte er den westlichen Theil der Stadt. Als er auf den Greve-Platz kam, fand er ihn von einer großen Menschenmenge erfüllt. Ein junges Mädchen tanzte vor einem Kreise von Zuschauern, der sie umgab. War es ein menschliches Wesen, oder eine Fee, oder ein Engel, das wußte sich Peter Gringoire, obgleich skeptischer Philosoph, im ersten Augenblicke nicht zu sagen, so sehr hatte ihn diese glänzende Erscheinung ergriffen.

Die Tänzerin war nicht groß, sie schien es aber, so fein und schlank war ihr Wuchs, ihr Gesicht war braun, aber ihre Haut hatte jenen schönen, goldenen Wiederschein der Andalusierinnen und Römerinnen; ihr Fuß war klein und

niedlich; sie tanzte, wendete, drehte sich auf einem persischen Teppich herum, der nachlässig unter ihre Füße geworfen war, ihre großen schwarzen Augen strömten Blitze aus.

Alle Blicke waren auf die Tänzerin geheftet, und in der That, wenn man sie so schweben sah, mit hocherhobenem Tambourin in ihren runden Armen, schlank und lebendig wie eine Wespe, in ihrem goldenen Mieder, ihrem mit Bändern besetzten Rocke, ihren nackten Schultern, ihren schwarzen Haaren und blitzenden Augen, so konnte man sie für ein übermenschliches Wesen halten.

Nicht anders, dachte Peter Gringoire bei sich, es ist ein Salamander, eine Nymphe, eine Göttin, eine Bacchantin!

In diesem Augenblicke ging eine der Locken auf dem Haupte der Nymphe auf, und das Kupferblech, das sie zusammengehalten hatte, fie zur Erde.

Potz tausend! verbesserte sich der Poët, es ist eine Zigeunerin.

Alle Illusion war auf einmal verschwunden.

Die Zigeunerin tanzte jetzt mit zwei blosen Säbeln auf der Stirne. Obwohl entzaubert, hatte doch der Anblick des ganzen Gemäldes, das sich ihm darbot, etwas Magisches für unseren Dichter: das Freudenfeuer, das auf dem Platze brannte, erhellte ihn mit einem rothflammenden Scheine,

der sich auf den Gesichtern der Menge und auf der braunen Stirne der jungen Tänzerin lebhaft abspiegelte. Unter den tausend Gesichtern, welche diese Flamme beleuchtete, erschien eines, das, noch mehr als alle andern, in die Betrachtung der Tänzerin vertieft war. Es war das ernste, ruhige und düstere Gesicht eines Mannes. Dieser Mann, dessen Kleidung man wegen der ihn umgebenden Menge nicht sehen konnte, schien nicht über 35 Jahre alt, obwohl er kahl war und nur noch einzelne, schon ergraute Haare sein Haupt nothdürftig deckten; seine hohe und breite Stirne war von Runzeln gefurcht; in seinen tiefliegenden Augen aber leuchtete das Feuer der Jugend und heftiger, tiefer Leidenschaften. Er hatte fortwährend seine Blicke auf die Zigeunerin gerichtet; sie wurden immer düsterer, und von Zeit zu Zeit flog ein düsteres, unheimliches Lächeln über seine Lippen.

Jetzt hörte das Mädchen auf zu tanzen, und das Volk klatschte ihr Beifall.

Djali, sagte die Zigeunerin.

Auf diesen Ruf kam eine schöne kleine Ziege mit vergoldeten Hörnern, vergoldeten Füßen und einem vergoldeten Halsbande.

Djali, sagte die Tänzerin, jetzt ist es an Dir.

Sie setzte sich und hielt der Ziege ihren Tambourin hin.

Djali, fuhr sie fort, in welchem Monat des Jahres sind wir?

Die Ziege hob ihren Vorderfuß und gab einen Schlag damit auf das Tambourin. Die Menge staunte und klatschte Beifall.

Djali, fuhr die Zigeunerin fort, den wie vielten Tag des Monats haben wir?

Die Ziege hob ihren kleinen vergoldeten Fuß und gab damit 6 Schläge.

Djali, wie viel Uhr ist es jetzt?

Die Ziege gab 7 Schläge, und in demselben Augenblicke zeigte die Thurmuhr die siebente Stunde an.

Die Menge staunte und war bezaubert.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist Hexerei, sagte der Kahlköpf, der die Zigeunerin nicht aus den Augen ließ, in einem finstern Tone.

Beim Klang dieser Stimme schauderte das Mädchen zusammen, aber der stürmische Beifall der Menge gab ihr wieder frischen Muth.

Djali, fuhr sie fort, mache einmal den Meister Guichard Grand-Remy bei der Procession an Mariä Reinigung.

Die Ziege setzte sich auf die Hinterfüße, fing an zu blöcken und marschirte so gravitätisch im Kreise herum, daß alle Zuschauer laut auflachten.

Djali, fuhr das Mädchen, durch den stei-

genden Beifall ermuntert, fort, wie predigt der Meister Jakob Charmolue?

Die Ziege setzte sich auf das Hintertheil, fing an zu blöcken und focht mit den Vorderfüßen so eifrig durch die Luft, daß man einen orthodoxen Pfarrer auf der Kanzel zu sehen glaubte.

Die Menge schlug ein wieherndes Gelächter auf.

Kirchen-Schändung! Entweihung des Heiligen! rief die Stimme des Kahlkopfs.

Die Zigeunerin wandte sich gegen ihn und sagte: „Oh der garstige Mensch!" warf den Mund auf, drehte sich auf dem Absatz herum und hielt den Tambourin hin, um die Gaben der Zuschauer einzusammeln. Als sie an die Stelle kam, wo unser armer Dichter stund, fuhr er mechanisch in die Tasche und fand sie leer. Das schöne Kind stund vor ihm, betrachtete ihn mit ihren schwarzen Augen, hielt den Tambourin in der ausgestreckten Hand und wartete der Gabe. Der unglückliche Poët schwitzte große Tropfen. Hätte er Peru in der Tasche gehabt, er würde es hingegeben haben; aber Peter Gringoire hatte Peru nicht, und Amerika war noch nicht entdeckt. Glücklicherweise kam ein unerwarteter Zufall dem armen Dichter zu Hilfe.

Willst du dich packen, egyptische Heuschrecke? rief eine kreischende Stimme aus dem dunkelsten Winkel des Platzes. Die Tänzerin wendete sich

erschrocken um. Es war nicht die Stimme des Kahlkopfs, sondern eine Weiberstimme, die Stimme einer bösen, garstigen Betschwester.

Dieser Zuruf, der die Zigeunerinn erdchreckte, erweckte ein Hellauf unter einem Rudel Kinder, die sich auf dem Platze herumtrieben.

Die alte Klausnerin vom Rolandsthurm! riefen sie mit lautem Lachen. Die alte Hexe brummt! Hat sie nicht zu Nacht gegessen? Wir wollen ihr etwas von den Ueberresten des Buffet der Stadt zutragen!

Der ganze Haufen stürzte sich zumal der Tafel zu, an welcher heute die Stadt Paris öffentlich speisen ließ.

Diesen Zwischenakt hatte der Dichter benützt, um sich von der Tänzerin wegzuschleichen. Das Geschrei der Kinder brachte ihm in Erinnerung, daß er auch noch nicht gespeist habe. Er lief demnach dem Buffet zu; aber die kleinen Spitzbuben hatten flinkere Beine, als er, und als er ankam, hatten sie bereits die Tafel geleert.

Es ist ein böses Ding, hungrig zu Bette zu gehn; noch schlimmer ist es aber, wenn man weder Nachtessen noch Bett hat. In diesem Falle befand sich unser Poët. Kein Brod, kein Obdach, Mangel an Allem! Er hatte schon lange die Entdeckung gemacht, daß Jupiter die Menschen in einem Anfall von Misanthropie geschaffen habe, und daß der Weise sein ganzes

Lebenlang mit den Tücken eines feindlichen Schicksals zu kämpfen hat.

Aus diesem düstern Gedanken weckte ihn ein, obgleich lieblicher, doch seltsam klingender Gesang. Es war die junge Zigeunerin, die ihn angestimmt hatte. Die Worte, welche sie sang, gehörten einer, unserem Dichter unbekannten Sprache an. Gleichwohl wurde er von der Lieblichkeit desselben ganz hingerissen, und dieß war seit mehreren Stunden der erste Augenblick, wo er weder Hunger noch Durst fühlte.

Dieser Moment war nur kurz. Die nämliche Weiberstimme, welche den Tanz der Zigeunerin unterbrochen hatte, unterbrach auch ihren Gesang.

Willst du wohl schweigen, du höllische Grille? schrie sie aus dem nämlichen dunkeln Winkel.

Die arme Grille hielt plötzlich inne. Peter Gringoire hielt sich die Ohren zu und rief: Verdammte, schnarrende Säge, welche die Leier zermalmt!

Die übrigen Zuschauer murrten gleich ihm. Zum Teufel mit der alten Klosterschwester! riefen mehrere Stimmen, und die geifernde Betschwester hätte vielleicht ihre Ausfälle gegen die Zigeunerin zu bereuen gehabt, wenn nicht in diesem Augenblicke die Procession des Narrenpabstes, nachdem sie zuvor durch hundert Gassen gezogen, mit Fackeln und großem Geräusch auf dem Greve-Platz erschienen wäre.

Diese Procession hatte sich, seit sie den Justizpallast verlassen, vollständig organisirt und Alles an sich gezogen, was die Stadt Paris an disponiblen Gaunern, Dieben und Landstreichern besaß. Auch bot sie, als sie auf dem Greve-Platz ankamen, einen sehr respektabeln Anblick dar.

Voran marschirte Egyptenland. Der Herzog von Egypten zu Pferd an der Spitze, neben ihm her seine Grafen zu Fuß, Steigbügel und Zaum seines Rosses haltend; hinter ihnen Egypter und Egypterinnen, mit ihren schreienden Kindern auf der Schulter, in bunter Mischung.

Hierauf kam das Königreich Kauderwelsch, d. h. sämmtliche Diebe von Frankreich, nach Stand und Würden geordnet; die Geringsten an Stand und Würde zogen voran, je vier und vier mit den verschiedenen Insignien ihrer Grade in dieser seltsamen Fakultät. Zuletzt kam, von den Großwürdeträgern seines Reichs umgeben, der König des Königreichs Kauderwelsch in einem kleinen Wagen, den zwei große Hunde zogen, dann kam das Kaiserreich Galiläa mit seinem Kaiser in der Mitte seines Hofstaats. Endlich erschien, im Mittelpunkt dieses Gewimmels, auf seinem, von hundert Kerzen erhellten, Tragsessel der Narrenpabst, von den Großwürdeträgern seines Reichs auf den Schul-

tern getragen. Dieser Pabst, auf seinem glänzenden Sessel sitzend, die dreifache Krone auf dem Haupt, Sankt Peters Stab in der Hand, war der Glöckner der Liebfrauenkirche, Quasimodo der Buckliche.

Das häßliche und düstere Gesicht des Zwergs hatte einen Anflug von Selbstgefühl und Wohlbehagen angenommen. Dieß war der erste Genuß seiner Eigenliebe, den er jemals empfunden. Bis auf diese Stunde hatte er blos Demüthigung, Verachtung seines Gewerbs, Ekel an seiner Person, erfahren. Obgleich taub, schlürfte er doch, wie ein wahrer und wirklicher Pabst, den Beifallruf der Menge behaglich ein. Ob sein Volk ein zusammengeraffter Haufe von Narren, Gaunern, Dieben und Bettlern war, was liegt daran! Es war immer ein Volk und er ein Souverain. Der Zwerg nahm die ironischen Beifallsbezeugungen, die man ihm erwies, als vollen Ernst auf. Man muß jedoch gestehen, daß sie nicht ohne eine Beimischung von Furcht dargebracht wurden, denn der Buckliche war stark, der Krummbeinige behend, und der Taube bösartig: lauter Eigenschaften, die den Scherz ermäßigen.

Im übrigen glauben wir nicht, daß der neue Narrenpabst sich von den Gefühlen, die er empfand und einflößte, sich selbst Rechenschaft ablegen konnte. Der Geist, der in diesem verwahr-

losten Körper wohnte, hatte natürlich auch etwas Unvollständiges und Mangelhaftes. Was der Zwerg in diesem Augenblicke fühlte, war für ihn durchaus unklar und unbestimmt. Nur das ließ sich erkennen, daß die Freude auf seinem Gesichte schimmerte und der Hochmuth auf seiner Stirne thronte.

Nicht ohne Staunen und Schrecken sah man daher, als Quasimodo in der Trunkenheit seiner Macht triumphirend einherzog, einen Mann aus der Menge auf ihn zustürzen und ihm mit zorniger Geberde den vergoldeten Stab, den er als Zeichen seines Pabstthums in der Hand trug, entreißen. Dieser Verwegene war der Kahlkopf, der kurz zuvor das arme Zigeunermädchen durch seine drohenden Worte erschreckt hatte. Er trug geistliche Kleidung. Im Augenblicke, da er aus der Menge trat, erkannte ihn Peter Gringoire, der ihn bis jetzt nicht bemerkt hatte, und rief erstaunt: Das ist ja mein Meister in Hermes, Don Claude Frollo, Archidiakonus! Was Teufels will er von diesem garstigen Einäugigen? Hat er etwa Lust, sich von ihm mit den Zähnen zerreißen zu lassen?

In der That erhob sich eben auch ein Schrei des Entsetzens. Der furchtbare Zwerg war schnell von dem Tragsessel herabgestürzt, und die Weiber wendeten bereits ihre Augen ab, denn

sie glaubten nicht anders, als daß er den Archidiakonus mit Haut und Haar auffressen würde.

Quasimodo hatte mit einem mächtigen Satze den Angreifer erreicht, blickte ihm verwundert ins Gesicht und fiel dann auf die Kniee nieder. Der Priester riß ihm seine dreifache Krone ab und zerschlug seinen vergoldeten Stab. Quasimodo blieb auf den Knieen liegen, mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen.

Jetzt erhob sich zwischen den Beiden ein seltsames Zwiegespräch von Zeichen und Geberden, denn weder der Eine noch der Andere redete. Der Priester, aufrecht, zornig, drohend, gebieterisch; Quasimodo bestürzt, demüthig, flehend!

Endlich faßte der Priester den Zwerg an seiner mächtigen Schulter rauh an und gab ihm ein Zeichen, aufzustehen und ihm zu folgen. Quasimodo erhob sich.

Jetzt wollte die Brüderschaft der Narren, nachdem sie von ihrer Ueberraschung zurückgekommen war, ihren so plötzlich entthronten Pabst vertheidigen. Das Königreich Egypten und ganz Kauderwelsch stürzten auf den Priester los.

Da stellte sich der Zwerg vor ihn hin, ballte seine mächtigen Fäuste und grinzte mit den Zähnen, wie ein erboster Tiger. Der Priester gab ihm ein Zeichen und wendete sich stillschwei-

gend von der Menge ab. Der Zwerg schritt vor ihm her und öffnete ihm links und rechts einen Weg.

Ein Haufe Neugieriger und Müßiger folgte ihnen schreiend nach. Jetzt deckte der Zwerg den Rückzug des Priesters. Als ihn die Menge so erblickte, in seiner untersetzten kräftigen Gestalt, mit seinem düstern, unglückverkündenden Gesichte, seine unförmlichen Glieder zum Kampf anspannend, gleich einem Keuler des Waldes seine Hauer leckend, grinsend wie ein wildes Thier, hielt sie sich in gemessener Entfernung.

Bald hatten der Priester und der Zwerg eine enge finstere Gasse erreicht, wohin ihnen Niemand zu folgen wagte, so sehr schreckte schon der Gedanke an das grinsende Thier Quasimodo Jeden zurück.

Seltsam! Sonderbar! sprach Peter Gringoire, der diesem Auftritt angewohnt hatte, aber wo Teufels werde ich Etwas zu essen finden?

VII.

Wie Peter Gringoire zur Nachtzeit einem schönen Mädchen nachlief, und wie es ihm übel erging.

Peter Gringoire hatte gesehen, daß das schöne Zigeunermädchen mit ihrer Ziege in die Messerschmiedstraße einlenkte; er nahm denselben Weg.

Und warum denn nicht? sprach er zu sich selbst.

Peter Gringoire, der alle Gassen von Paris mit seinen langen Füßen gemessen hatte, war zu der sublimen Entdeckung gelangt, daß nichts poëtischer sey, als einem schönen Mädchen auf dem Fuße zu folgen, ohne daß man weis, wohin sie geht. Es lag, wie er behauptete, in dieser ungezwungenen Entsagung, in dieser Phantasie, welche sich einer anderen Phantasie unterordnet, eine Mischung phantastischer Unabhängigkeit und blinden Gehorsams, ein Mittelding zwischen Sclaverei und Freiheit, das unserem Dichter, der sich gern in der Mitte der Dinge hielt, wohl gefiel. Schade, daß Peter Gringoire todt ist, wenn er noch lebte, könnte er die richtige Mitte zwischen Klassikern und Romantikern halten!

Unser guter Dichter, der ohnedies nicht wußte, wo er die Nacht zubringen sollte, folgte der schönen Zigeunerin auf dem Fuße, welche flüchtig einherschritt und ihre Ziege an der Hand mit sich führte. Als dieser Wettlauf, denn Gringoire folgte ihr eben so rasch, ohne sie je zu erreichen, kein Ende nehmen wollte und Straße auf Straße ab führte, wurde unser Dichter nachdenklich und sprach für sich: Nun, irgendwo muß sie doch wohnen! Diese Zigeuner-Mädchen sind gutmüthig.... wer weis!

An dieses „wer weis!" schienen sich allerhand angenehme Ideen zu knüpfen; denn, trotz Hunger und Durst, verklärte sich das Gesicht des Poëten durch ein freundliches, bedeutungsvolles Lächeln.

Die Hausbewohner schlossen ihre Thüren und löschten ihre Lichter. Die Straßen wurden allmählig immer finsterer und einsamer. Nur selten noch fand man einen verspäteten Nachtwanderer, oder sah an irgend einem Fenster noch ein Lichtlein brennen. Die Zigeunerin und ihre Ziege schritten rüstig vorwärts; Peter Gringoire folgte ihnen immer gleich rasch auf dem Fuße. Jetzt hatten sie sich in das Labyrinth der unzähligen Gassen und Winkel der Altstadt verirrt. Das Zigeunermädchen schien den Weg genau zu kennen, denn sie schritt immer eilig vorwärts, ohne einen Augenblick anzuhalten.

Seit Kurzem erst schien sie den Mann bemerkt zu haben, der ihr immer auf dem Fuße folgte; sie drehte einigemal den Kopf nach ihm um und beflügelte dann ihre Schritte, wie Jemand, den die Angst weiter treibt. Jetzt verschwand das Mädchen um eine Ecke, und in demselben Augenblicke hörte unser Dichter einen durchdringenden Schrei. Er eilte schnell vorwärts und erblickte beim Schein einer Lampe, die vor einem Mutter-Gottes-Bilde brannte, das Zigeunermädchen sich gegen zwei Männer sträuben, welche sie umfaßt hielten und ihr Geschrei zu ersticken suchten. Die arme kleine Ziege stund dabei, senkte die Hörner und blöckte jämmerlich.

Halt, Ihr Gaudiebe! schrie unser Dichter ritterlich und stürzte tapfer auf sie los. Einer der Männer drehte sich gegen ihn um. Es war das scheußliche Angesicht des einäugigen Zwergs.

Peter Gringoire floh nicht, aber er wagte keinen Schritt weiter vorwärts. Der Zwerg hob den mächtigen Arm und schleuderte ihn mit einem einzigen Stoß vier Schritte von sich auf das Pflaster, ergriff dann das Mädchen und trug sie so leicht davon, als ob er eine Flaumfeder auf dem Arme hätte. Sein Spiesgeselle folgte ihm und hinter beiden rannte mit kläglichem Blöcken die Ziege.

Räuber! Mörder! schrie das unglückliche Zigeunermädchen.

Halt, ihr Schufte! laßt das Mädchen los! schrie plötzlich mit einer Donnerstimme, ein Reiter, der um die nächste Ecke kam.

Es war ein Hauptmann der königlichen Bogenschützen, vom Kopf bis zum Fuß gepanzert und die eingelegte Lanze in der Faust.

Der Reiter entriß das Zigeunermädchen dem bestürzten Zwerg und nahm sie vor sich auf den Sattelknopf. Von seinem ersten Schrecken zurückgekommen, stürzte der furchtbare Zwerg auf den Reiter los, um ihm seinen Raub wieder abzunehmen; aber in demselben Augenblicke sah er sich von einem Duzend Lanzenreitern umringt, die ihrem Offizier auf dem Fuße gefolgt waren. Quasimodo wurde gepackt und geknebelt. Er heulte, er schäumte vor Wuth und biß mit den Zähnen um sich. Sein Spiesgeselle war während des Kampfes entflohen.

Das Zigeunermädchen richtete sich mit Grazie auf dem Sattel empor, blickte den Offizier mit ihren schalkhaften Augen an und fragte mit dem ganzen Wohllaut ihrer Stimme: Wie heißt Ihr, Herr Gendarme?

Hauptmann Phöbus de Chateaupers, Euch zu dienen, mein schönes Kind! erwiederte der Offizier, und während er sich im Sattel aufrichtete und behaglich seinen Schnurrbart strich,

gleitete die behende Zigeunerin rasch vom Pferde herab und entfloh mit der Schnelligkeit des Windes.

Beim Nabel des heiligen Vaters! sagte der Offizier, ich hätte lieber das Mädchen behalten, als den garstigen Zwerg. Schnallt dem Schuft die Riemen fester.

Je nun, Herr Hauptmann, erwiederte einer der Gendarmen, die Grasmücke ist davon geflogen und die Fledermaus zurückgeblieben!

Inzwischen lag der arme Peter Gringoire noch immer auf dem Pflaster vor der Lampe, welche die Nische des Mutter-Gottes-Bildes erhellte, und wohin ihn die kräftige Faust des Zwergs geschleudert hatte. Allmählig kam er wieder zu sich. Anfangs zwischen Traum und Wachen schwebend, vermischten sich in seinem Geiste die schlanken Figuren des Zigeunermädchens und der Ziege mit der gewichtigen Faust des Zwergs, die ihn zu Boden geschleudert hatte. Dieser Zustand war vorübergehend. Eine empfindliche Kälte am unteren Theile seines Körpers brachte ihn bald völlig zu sich; er lag mit dem halben Leibe in dem Bach, der durch diese Gasse rieselte.

Der arme Dichter versuchte aufzustehen, aber alle seine Glieder waren wie gelähmt. Verfluchter buckliger Cyklop! brummte er zwischen den Zähnen.

Der Name des Zwergs führte ihm das Bild des Archidiakonus Claude Frollo, des Begleiters von Quasimodo, ins Gedächtniß zurück. Die gewaltsame Scene, welcher er angewohnt hatte, schwebte an ihm vorüber; er erinnerte sich, daß es zwei Männer waren, gegen welche sich das Zigeunermädchen wehrte, und das finstere, hochmüthige Gesicht des Archidiakonus trat verwirrt vor den Blick seines Geistes.

Das wäre doch seltsam! dachte er bei sich selbst, und auf den Grund dieses Gedankens baute er eine Menge Hypothesen, deren eine immer sonderbarer war, als die andere. Nässe und Kälte weckten ihn aus seinen Träumen zur rauhen Wirklichkeit: Mich hungert! mich dürstet! mich friert! seufzte er in kläglichem Tone.

Ein Haufe jener kleinen Halbwilden, die halbnackt gehen, und von jeher zu Paris unter dem Namen der Gamin's bekannt waren und noch sind, lief unter lautem Geschrei und Lachen der Stelle zu, an welcher unser armer Dichter ausgestreckt lag. Sie zogen einen Strohsack hinter sich nach, und das bloße Geräusch ihrer Holzschuhe hätte einen Todten erwecken können. Peter Gringoire, der noch etwas Leben in sich spürte, erhob sich mit halbem Leibe.

Juchhe! Juchhe! schrieen die Jungen aus voller Kehle, der alte Eustach Moubon, der

Hufschmied an der Ecke, ist gestorben. Wir wollen mit seinem Strohsack ein Freudenfeuer machen!

Mit diesen Worten warfen sie den Strohsack gerade auf den unglücklichen Poëten, in dessen Nähe sie gekommen waren, ohne ihn zu sehen. Zugleich nahm einer der Jungen eine Handvoll Stroh, um es an der Lampe der heiligen Jungfrau anzuzünden.

Hunger! Durst! Kälte! Hitze! soll ich durch alle Qualen der Hölle gehen und zuletzt noch den Feuertod sterben? seufzte der geängstigte Dichter, raffte sich, von Todesfurcht getrieben, gewaltsam auf und warf den Strohsack mitten unter den Haufen der Gamin's.

Heilige Jungfrau! Der todte Hufschmied! schrieen die Jungen und liefen über Hals und Kopf davon.

Der Dichter entfloh nach der andern Seite, und der Strohsack blieb Meister des Schlachtfeldes. Am andern Morgen wurde er gefunden und mit großem Pomp in die Kirche Sainte-Opportune gebracht. Man konnte dort bis auf die neuesten Zeiten aus dem Munde des Sakristan das Wunder vernehmen, welches das Marienbild im Winkel der Straße Mauconseil in der ewig denkwürdigen Nacht vom 6ten auf den 7ten Januar 1482 verrichtet hatte, indem es den verstorbenen Hufschmied Moubon, den

der Teufel in seinen Strohsack gebannt hatte, durch seine bloße Gegenwart aus demselben herausbeschwor.

VIII.

Der zerbrochene Krug.

Der geängstigte Dichter durchrannte mit langen Beinen manche Straße und manchen Winkel; ein panischer Schrecken trieb ihn fort, bis ihm der Athem ausging. Jetzt gewann die Philosophie des Dichters über die blinde Furcht wieder die Oberhand und er stellte sich folgendes Dilemma: Es scheint mir, sprach er zu sich selbst, indem er mit dem Finger an seinen Hirnkasten klopfte, Meister Pierre Gringoire, daß Ihr davon gelaufen seyd, wie ein Narr. Die Teufelsjungen hatten sicherlich vor Euch eben so viel Angst, als Ihr vor ihnen. Habt Ihr denn nicht das Klappern ihrer Holzschuhe gehört, als sie gegen Süd davon liefen, während Ihr nach Nord entflohet. Eines von beiden: entweder haben sie die Flucht ergriffen, und dann ist der Strohsack, den sie in ihrem Schrecken auf dem Platze ließen, gerade das gastliche Bett, nach dem Ihr Euch schon so lange sehnt, und das

Euch jetzt die heilige Jungfrau so wunderbar zuschickt, um Euch für das moralische Stück zu belohnen, welches Ihr ihr zu Ehren gedichtet habt; oder aber die Jungen haben nicht die Flucht ergriffen, und in diesem Falle haben sie Feuer an den Strohsack gelegt, und das ist gerade das Feuer, dessen Ihr benöthigt seyd, um Euch zu wärmen und zu trocknen. In beiden Fällen also, gutes Feuer oder gutes Bett, bleibt immer der Strohsack ein Geschenk, das Euch der Himmel verliehen hat. Vielleicht hat die gebeneidete Jungfrau Maria an der Straßen-Ecke Mauconseil den Hufschmid Eustach Moubon blos darum sterben lassen, um Euch für diese Nacht eine Lagerstätte zu verschaffen, und es wäre sehr undankbar von Euch, wenn Ihr diese himmlische Gabe verschmähen wolltet. Reißt also nicht ferner aus, wie ein Burgunder vor einem Franzosen, und sucht vor Euch, was Ihr hinter Euch laßt! Und kurz und gut, Meister Pierre Gringoire, Ihr seyd ein Esel!

Nachdem unser Dichter dieses Selbstgespräch gehalten hatte und zu besagtem Schlußsatze gekommen war, kehrte er um, den ersehnten Strohsack zu suchen. Er irrte jedoch vergebens in dem verworrenen Knäuel dieser Gassen und Winkel herum, und konnte keinen Ausgang aus ihnen finden. Verflucht seyen die Sackgäßchen und Straßenwinkel! rief er unmuthig aus. Der

Teufel hat sie nach dem Bilde seiner höllischen Ofengabel gemacht!

In diesem Augenblicke blendete seine Augen ein röthlicher Schein, der aus dem Ende einer langen und engen Straße kam. Gelobt sey Gott! sprach Peter Gringoire freudig, dort unten brennt mein Strohsack. Salve, Salve, maris stella!

Mit diesen Worten schritt er rasch vorwärts in der engen ungepflasterten Straße, die immer kothiger und abschüssiger wurde. Sie war nicht einsam und verlassen; da und dort bewegten sich, in ihrer ganzen Länge, undeutliche und unförmliche Gestalten, die alle ihre Richtung nach dem röthlichen Scheine nahmen, der vom äußersten Ende der Straße leuchtete, gleich jenen schwerfälligen Insekten, die bei Nacht, von einem Grashalm zum andern, dem Feuer eines Hirten zufliegen.

Peter Gringoire schritt rasch vorwärts und hatte bald eine dieser Larven erreicht, welche sich mühsam hinter den andern herschleppte; es war ein elendes krüppelhaftes Wesen, dem die Beine fehlten, und das auf den Händen fortrutschte. Als er verwundert stehen blieb, rief ihm eine klägliche Menschenstimme zu: La buona mancia, signor! La buona mancia, Signor!

Hol' mich der Teufel, sagte unser Dichter und ging weiter, wenn ich verstehe, was Du willst!

Bald stieß er auf eine andere dieser wandelnden Massen. Es war ein Lahmer, hinkend und einarmig, und zwar so einarmig und so hinkend, daß das verwickelte System der Krücken und hölzernen Füße, auf denen er wandelte, ihm das Ansehen eines vorwärts schreitenden Mauergerüstes gab. Unser Dichter, welcher klassische Vergleichungen liebte, nannte ihn in Gedanken den lebenden Dreifuß des Neptun.

Dieser lebende Dreifuß erhob seinen Hut bis zur Höhe des Kinn's unseres Poëten und schrie ihm in die Ohren: Sennor caballero, para comprar un pedaso de pan!

Es scheint, sprach Peter Gringoire für sich, daß diese Mißgeburt auch eine Sprache hat, aber der Teufel verstehe sie!

Er verdoppelte den Schritt. Ein Blinder ging vor ihm her, mit einem langen Bart, mit einem Knotenstock vor sich hintappend und von einem großen Hunde geführt. Facitote caritatem! rief ihm der Blinde in näselndem Tone zu.

Endlich, sagte der Poët, treffe ich doch einen, der eine christliche Sprache spricht. Ich muß ein sehr mildthätiges Aussehen haben, daß man bei der gänzlichen Schwindsucht meiner Börse doch Allmosen von mir bettelt. Mein Freund, ich habe vergangene Woche mein letztes Hemd verkauft, oder, weil Du doch nur Cicero's

Sprache verstehst: Vendidi hebdomade nuper transitâ meam ultimam chemisam.

Mit diesen Worten kehrte er dem Blinden den Rücken und setzte seinen Weg fort. Der Blinde aber holte auf einmal weit aus und schritt so rasch vorwärts, wie Einer, der zwei gute Augen hat. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Lahmen und Hinkenden und rannten mit großer Geschwindigkeit und unter furchtbarem Geräusch ihrer Krücken und hölzernen Beine hinter ihm her.

Caritatem! La buona mancia! Un pedaso de pan! gellte es in die Ohren des geängstigten Poëten.

O babylonische Sprachverwirrung! rief er aus und rannte davon. Der Blinde und die Lahmen rasch hinter ihm her; und rund um ihn, so lang und breit die Straße war, wimmelte es von Blinden, Lahmen, Einarmigen, Einäugigen und Aussätzigen, die sich alle vorwärts nach der röthlichen Flamme bewegten. Der arme Peter Gringoire, immer noch von den drei Mißgeburten verfolgt, und in der Mitte dieser sonderbaren, fremdartigen Wesen wandelnd, wußte nicht, was aus ihm werden sollte.

Der Gedanke kam ihm, einen Versuch zu machen, ob er nicht umkehren könne, aber es war zu spät, die ganze Legion der Mißgeburten hatte sich hinter ihm geschlossen. Er schritt dem-

nach vorwärts, getrieben von der unwiderstehlichen Fluth seiner Verfolger und von seiner eigenen Angst, und von einem Schwindel ergriffen, der ihm die ganze Scene als ein furchtbares Traumgesicht erscheinen ließ.

Endlich erreichte er das äußerste Ende der Straße, die an einen ungeheuern freien Platz gränzte, auf welchem, da und dort, in dem düstern Nebel der Nacht viele tausend zerstreute Lichter und Feuer ihren flackernden Schein von sich warfen. Peter Gringoire hoffte durch die Schnelligkeit seiner Beine den drei Mißgeburten zu entgehen, die ihn wie sein Schatten verfolgten.

Onde vas, hombre! schrie ihm der Lahme zu, indem er seine Krücken wegwarf und ihm mit den beßten zwei Beinen nachlief, die je das Pflaster von Paris betreten hatten.

Die Mißgeburt ohne Beine stund jetzt aufrecht auf ihren Füßen und hing dem Dichter ihre schwere Krücke um den Hals, während ihn der Blinde mit weit geöffneten, flammenden Augen betrachtete.

Wo bin ich denn? rief der arme Poët schrekkenvoll aus.

In dem Hofe der Wunder, antwortete ein viertes Gespenst, das sich zu ihnen gesellt hatte.

Bei meiner armen Seele, die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, aber wo ist der Heiland, der diese Wunder wirkt?

Hierüber lachten die magischen Gestalten aus vollem Halse.

Der arme Poët blickte verwundert umher. Er befand sich wirklich in jenem furchtbaren Hofe der Wunder, in den noch niemals ein ehrbarer Mann um diese Stunde gekommen war, in dessen magischem Zirkel die Polizeibeamten, welche sich dahin wagten, spurlos verschwanden, in dieser Stadt der Räuber und Diebe, aus der jeden Morgen ein Strom von Lastern, Bettelei und Landstreicherei sich über die Straßen von Paris ergoß und jeden Abend zu seiner Quelle zurückkehrte; in diesem ungeheuren Bienenstock, in den jede Nacht alle Raubbienen des Staats mit ihrer Beute zurückkehrten, wo der ausgetretene Mönch und der liederliche Student, die Taugenichtse aller Nationen und aller Religionen, Spanier, Italiener, Teutsche, Juden und Christen, Muhamedaner und Götzendiener, bei Tag Bettler und Beutelschneider, sich zur Nachtzeit in Straßenräuber verwandelten; in dieses unermeßliche Ankleidezimmer, wo sich damals sämmtliche Schauspieler jener ewigen Komödie aus und anzogen, welche Raub und Mord, Diebstahl und Betrug, und jede Art von Laster, unausgesetzt auf dem Pflaster von Paris üben.

Es war ein ungeheuer weiter Platz, unregelmäßig und schlecht gepflastert, wie alle Plätze des damaligen Paris. Einzelne Feuer, um

welche es von seltsamen Gruppen wimmelte, brannten da und dort. Geräusch, Geschrei, Gelächter, Stimmen von Männern, Weibern und Kindern, Gehen und Kommen, Sitzen und Stehen, Alles floß vor den Augen und Ohren bunt durcheinander. In dem flackernden röthlichen Feuer, das einen ungewissen Schein in die Schatten der Nacht warf, sah man unbestimmte, seltsame Gestalten hin und her wandeln. Die Gränzen der Geschlechter und Gattungen schienen sich in diesem seltsamen Pandämonium zu verwischen. Man konnte einen Hund sehen, der fast ein Menschengesicht hatte, und einen Menschen, der beinahe einem Hunde glich.

Männer, Weiber, Thiere, Alter, Geschlecht, Gesundheit und Krankheit, Alles schien unter diesem Volke gemeinsames Erbtheil, Alles floß in bunter Mischung durcheinander.

Das schwache und schwankende Licht, das die Feuer von sich warfen, zeigte dem verblüfften Dichter, rings um den unermeßlichen Platz, ein häßliches Gemisch alter, halb verfallener Häuser. Das Ganze erschien ihm wie eine neue Welt, unbekannt, unerhört, mißgestaltet, phantastisch, kriechend und wimmelnd.

Der unglückselige Poët, den die drei Gauner fest hielten, den hundert andere bizarre Gesichter, gleich eben so vielen Masken, anstarrten, um den hundert Stimmen heulten und bellten,

suchte vergebens seinen Geist zu sammeln. Der Faden seines Gedächtnisses war wie abgeschnitten; er zweifelte an der Wirklichkeit, zweifelte an seinem Deseyn selbst und sagte bei sich: wenn ich bin, ist dieses? wenn dieses ist, bin ich?

Jetzt erhob sich unter der ihm umgebenden Menge der allgemeine Ruf: führt ihn vor den König! führt ihn vor den König!

Heilige Jungfrau! murmelte der Dichter, der König dieses Reichs kann nicht weniger als ein Bock seyn.

Zum König! zum König! wiederholten hundert Stimmen. Man riß ihn fort.

Während er über den furchtbaren Platz hinschritt, kehrte sein Bewußtseyn zurück. Die Wirklichkeit, auf die er mit jedem Schritte stieß, zerstörte den furchtbaren Traum, den seine kranke Einbildungskraft geschaffen hatte. Er nahm endlich wahr, daß er noch lebe, daß er nicht an den Ufern des Styx, sondern im Straßenkoth wandle, daß nicht Dämonen, sondern Räuber und Diebe ihn geleiten, daß es nicht auf seine arme Seele, sondern auf sein Leben abgesehen sey, denn ihm fehlte, was allein einen Banditen mit einem ehrlichen Manne versöhnen kann: ein voller Beutel.

Man brachte ihn in ein altes, wurmstichiges, durchlöchertes Haus. In einem großen Zimmer oder Saale stunden in bunter Unordnung einige

morsche Tafeln, unreinlich, von verschüttetem Wein und Bier triefend, um welche her viele bacchische Gesichter saßen, die von dem Feuer der Trunkenheit glänzten. Rund umher schallendes Gelächter und unzüchtiger Gesang, Anstoßen der Kannen und Gläser, Streit und Zank. Dazwischen saßen Hunde umher und Kinder spielten auf dem Boden. In dem Kamin brannte ein großes Feuer und daneben stund ein umgestürztes Faß. Auf dem Fasse saß ein Bettler. Dieser Bettler war der König, und dieses Faß sein Thron.

Man brachte den Gefangenen vor den Thron des furchtbaren Hauptes dieses gefürchteten Staats. Peter Gringoire wagte weder zu athmen, noch die Augen zum Throne des Königs der Gauner zu erheben.

Der König, von der Höhe seiner Tonne herab, richtete folgende Worte an den armen Patienten: Was ist das für ein Schuft?

Dem zitternden Dichter schien diese Stimme bekannt, er hob schüchtern die Augen: es war Clopin Trouillefou, der auf dem Throne saß.

Clopin Trouillefou, mit den Zeichen seiner königlichen Würde bekleidet, hatte weder einen Lumpen mehr noch weniger am Leibe, als diesen Morgen, wo er im Saale des Justizpallastes als Bettler figurirte. Seine offene Wunde

am Arm war bereits verschwunden. Er führte eine Peitsche in der Hand und trug auf dem Kopf eine runde, oben geschlossene Kappe, die man eben so gut für einen Kinderbausch, als für eine Königskrone halten konnte, so sehr gleichen beide einander. Peter Gringoire, ohne zu wissen warum, faßte einige Hoffnung, als er in dem König der Diebe den vermaledeiten Bettler im großen Saale des Justizpallastes wieder erkannte.

Meister, gnädigster Herr, Sire, Euer Majestät.... ich weiß in der That nicht, welchen Titel ich euch beizulegen habe, stotterte der verlegene Poët.

Gnädigster Herr, Euer Majestät, oder Kamerad, nenne mich, wie Du willst; aber spute Dich, erwiederte der Bettelkönig barsch. Was hast Du zu Deiner Vertheidigung zu sagen?

Zu deiner Vertheidigung! das gefällt mir nicht, murmelte Peter Gringoire zwischen den Zähnen und fuhr stammelnd fort: ich bin der nämliche, der diesen Morgen....

Bei den Klauen des Teufels! unterbrach ihn der König der Diebe, Deinen Namen will ich wissen, Du Schuft, und weiter nichts. Hör' einmal! Du stehst vor drei mächtigen Herrschern: vor mir, Clopin Trouillefou, souverainem König des Königreichs Kauderwelsch, vor Matthias Hungadi Spicali,

Herzog von Egyptenland, und Wilhelm Rousseau, Kaiser von Galiläa. Du bist in das Königreich Kauderwelsch eingedrungen, ohne ein Unterthan des Reichs zu seyn; Du hast die geheiligten Vorrechte unserer Stadt verletzt. Dafür verdienst Du Strafe, es wäre denn, daß Du in dem Reiche der sogenannten ehrlichen Leute ein Dieb, Bettler oder Landstreicher wärest. Bist Du etwas dieser Art? Rechtfertige Dich und nenne Deine Eigenschaften.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, erwiederte der geängstigte Dichter, aber ich habe nicht die Ehre, das Eine oder das Andere der benannten drei Gewerbe zu treiben. Ich bin vielmehr der Verfasser....

Gut, unterbrach ihn der Bettelkönig trocken, so wirst Du also gehenkt werden. Das ist ganz einfach, ihr ehrbaren Herrn Bürger! wie ihr die Unsrigen bei euch behandelt, so behandeln wir die Eurigen bei uns. Das Gesetz, das ihr gegen die Landstreicher anwendet, wenden die Landstreicher gegen euch an. Ist es ungerecht, so sind wir nicht schuld daran. Es ist erquicklich, von Zeit zu Zeit ein ehrbares Bürgergesicht auf der Galgenleiter Gesichter schneiden zu sehen. Das giebt der Sache selbst einen ehrenvollen Anstrich. Mache Dich gefaßt zur letzten Reise, guter Freund, und vertheile Dein Geld und Deine Kleider nach Gefallen unter die ehrlichen

Leute des Königreichs Kauderwelsch. Bedarfst Du vor Deinem seligen Hintritt noch einiger geistlichen Mummerei, so findest Du dort unten einen steinernen Herrgott, den wir zu diesem Gebrauche zu St. Peter am Schlachthause gestohlen haben. Du hast vier Minuten Zeit, ihm Deine arme Seele an den Kopf zu werfen.

Das war ein sehr tröstlicher Zuspruch, der dem Kaiser von Galiläa wohl gefiel; denn er rief über die Tafel herüber: Beim heiligen Peter und seinem Fischerring! unser König Clopin Trouillefou predigt wie der heilige Vater selbst!

Als sich die Dinge so drohend gestalteten, kehrten Bewußtseyn und Festigkeit in die Seele des armen Dichters zurück: Meine Herrn Kaiser und Könige, sprach er kaltblütig, ihr denkt vermuthlich nicht daran, daß ich der nämliche Peter Gringoire bin, dessen moralisches Stück man diesen Morgen im großen Saale des Justizpallastes aufgeführt hat.

Beim Teufel, ja, Du bist es, Meister! rief der Bettelkönig aus. Ich war dabei, so wahr mich Gott geschaffen hat! aber, lieber Freund, weil Du uns diesen Morgen Langeweile gemacht hast, sollen wir Dich diesen Abend nicht henken lassen? Dazu ist kein Grund vorhanden.

Ich werde Mühe haben dem Strick zu entgehen, dachte der Poët bei sich. Gleichwohl

wollte er noch einen letzten Versuch machen, sich diesem schmählichen Tode zu entziehen.

Ich sehe nicht ein, sagte er, warum man die Poëten nicht unter die Landstreicher rechnet. Aesop war ein Vagabund, Homer ein Bettler und Merkur ein Dieb.

Willst Du uns dumm machen mit Deinem Gesaalbader? unterbrach ihn der König der Gauner. Mache nicht so viel Umstände, sondern lasse Dich henken!

Verzeiht, gnädigster Herr König der Landstreicher, erwiederte Peter Gringoire, es ist hier von keiner Kleinigkeit die Rede; Ihr werdet mich doch nicht verurtheilen, ohne mich zuvor gehört zu haben.

Der gerechte König des Königreichs Kauderwelsch ließ sich diese Einwendung zu Herzen gehen. Se. Majestät beriefen den Herzog von Egypten, den Kaiser von Galiläa und den gesammten Staatsrath ihres Reichs vor sich. Diese hochansehnliche Versammlung bildete einen Halbkreis um das Faß, von welchem herab Clopin Trouillefou das Königreich der Beutelschneider regierte. In der Mitte dieses furchtbaren Kreises stund der arme Peter Gringoire als Delinquent. Clopin Trouillefou, der Doge dieses Senats, der König dieses Oberhauses, der Pabst dieses Conclave, thronte auf seinem Fasse in furchtbarer Majestät.

Hör' einmal, sagte er zu dem Dichter, ich sehe nicht ein, warum man Dich nicht henken sollte. Es scheint Dir zwar unangenehm zu seyn, und ich will es gerne glauben, denn ihr ehrlichen Bürger seyd nicht daran gewöhnt, ihr macht euch eine viel zu schauerliche Vorstellung von der Sache. Im Uebrigen wollen wir Dir nicht übel, und es giebt ein Mittel, Deinen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Willst Du ein Bürger des Königreichs Kauderwelsch werden?

Peter Gringoire ergriff unbedenklich diesen letzten Rettungsbalken und erwiederte hastig: Ob ich will! Mit Freuden will ich.

Du willigst also ein, in die Reihen der Leute von der Blendlaterne zu treten?

Von der Blendlaterne, ja wohl, wiederholte Peter Gringoire mechanisch.

Du erkennst Dich als Mitglied der Freibürgergesellschaft an?

Der Freibürgergesellschaft, wiederholte der Dichter.

Unterthan des Königreichs Kauderwelsch?

Unterthan des Königreichs Kauderwelsch.

Landstreicher?

Landstreicher.

Mit Leib und Seele?

Mit Leib und Seele.

Sehr brav, fuhr der Bettelkönig fort, aber

ich muß Dir bemerken, daß Du darum nicht minder gehenkt werden wirst.

Teufel auch! rief der Poët erschrocken und fuhr drei Schritte zurück.

Nur, sprach Clopin Trouillefou weiter, wirst Du später gehenkt werden, mit mehr Feierlichkeit, auf Kosten der guten Stadt Paris, an einen schönen steinernen Galgen, und durch die ehrlichen Leute. Das ist allerdings ein Trost.

Ganz gewiß, sagte Peter Gringoire.

Du erlangst noch andere Vortheile. Als Freibürger hast Du kein Pflaster, keine Armentaxe, kein Laternengeld zu bezahlen, womit die ehrlichen Leute der Stadt Paris belegt sind.

Amen! sprach der Poët. Ich bin Landstreicher, Freibürger, Unterthan des Königreichs Kauderwelsch, Blendlaterne, alles, was Eure Majestät aus mir machen will, und ich war es im Voraus schon, gnädigster Herr König, Euch zu dienen, denn ich bin Philosoph, et omnia in philosophia, omnes in philosopho continentur, wie Ihr selbst wißt.

Der Bettelkönig runzelte die Stirne und erwiederte zornig: Für wen hältst Du mich, Freund, daß Du mir da in Deiner ungarischen Judensprache vorleyerst? Ich kann nicht hebräisch, und wer ein Bandit ist, ist noch lange kein Jude. Ich stehle sogar nicht mehr, ich stehe höher, ich morde.

Verzeihung, gnädigster Herr König, versetzte demüthig der Poët, es ist nicht hebräisch, sondern lateinisch.

Halt's Maul, erwiederte zornig der Bettelkönig; ich sage Dir noch einmal, daß ich kein Jude bin, und wenn Du nicht schweigst, so lasse ich Dich henken.

Peter Gringoire schwieg weislich, worauf der König ruhig fortfuhr: Du willst also ein Unterthan unseres Reichs werden, Du Spitzbube?

Allerdings, antwortete der Poët.

Der Wille allein thut es nicht, sprach der König, der schafft keine Zwiebel weiter in die Suppe und taugt zu nichts, als ins Paradies zu kommen; das Paradies und das Königreich Kauderwelsch sind aber zwei verschiedene Dinge. Im Paradies ist gut faullenzen, aber im Königreich Kauderwelsch muß man zu Etwas tauglich seyn, und deßhalb mußt Du vor allen Dingen dem Gliedermann die Taschen leeren.

Alles will ich leeren, was Euch beliebt, Herr König, entgegnete der Poët.

Auf ein Zeichen des Königs wurde ein tragbarer hölzerner Galgen herbeigebracht.

Sie werden doch nicht gar des Teufels seyn! sprach Peter Gringoire mit innerlicher Angst.

Ein Glockengeläute, das er in diesem Augen=

blicke hörte, machte seiner Furcht ein Ende; es war der Gliedermann, den man am Strick des Galgens befestigte. Die tausend Glöckchen, mit denen er bedeckt war, hallten noch nach, so lange die Schwingung des Stricks dauerte, bis sie allmählig ganz schwiegen.

Hierauf deutete der Bettelkönig auf einen alten schwankenden Schemel, der unterhalb des Gliedermann's stund, und sprach zu Peter Gringoire: Steige da hinauf, guter Freund!

Tod und Hölle! rief der Dichter, da muß ich den Hals brechen. Euer Schemel hinkt, wie ein Distichon von Martial; es hat einen Fuß Hexameter und einen Fuß Pentameter.

Steige hinauf! wiederholte Clopin Trouillefou.

Jetzt faßte sich der Dichter ein Herz und gelangte, nicht ohne einige Schwankungen des Hauptes und der Arme, auf die Höhe des Schemels, wo er den Centralpunkt seines Gleichgewichts wieder fand.

Jetzt, fuhr der König fort, drehe Deinen rechten Fuß um Dein linkes Bein und richte Dich auf der Spitze des linken Fußes in die Höhe.

Gnädigster Herr, versetzte der Poët, Ihr wollt also durchaus, daß ich den Hals breche?

Clopin Trouillefou schüttelte den Kopf und sprach: Höre, guter Freund, Du plauderst

mir zu viel. Ich will Dir mit zwei Worten sagen, um was es sich hier handelt: Du richtest Dich, wie ich Dir schon gesagt, auf der linken Zehenspitze in die Höhe, um die Tasche des Gliedermannes mit ausgestreckter Hand erreichen zu können; Du ziehst den Beutel heraus, der darin steckt; und wann dieses vollbracht ist, ohne daß der Ton einer Glocke hörbar wird, so hast Du wohlgethan und bist ein Unterthan unseres Königreichs Kauderwelsch. Dann bleibt uns nichts mehr übrig, als Dich acht Tage lang tüchtig durchzuprügeln.

Und wenn sich eine Glocke bewegt? fragte unser Dichter.

Dann wirst Du gehenkt. Verstehst Du?

Ganz und gar nicht, antwortete Peter Gringoire in der Angst seines Herzens.

So höre noch einmal: Du ziehst dem Gliedermann die Börse aus der Tasche, und wenn dabei ein einziges Glöckchen sich hören läßt, so wirst Du gehenkt. Verstehst Du das?

Wohl, ich verstehe es jetzt. Und hernach?

Nimmst Du die Börse, ohne daß man eine Glocke hört, so bist Du Unterthan unseres Reichs und wirst acht Tage hintereinander tüchtig durchgeprügelt. Verstehst Du es jetzt?

Nein, Herr König, das verstehe ich nicht. Welchen Vortheil habe ich denn? In dem einen Falle gehenkt, in dem andern halbtodt geschlagen!

Und unser Unterthan, Unterthan des Königreichs Kauderwelsch, ist das nichts? fragte mit ernster Stimme Clopin Trouillefou, der König der Diebe. Wirst Du geschlagen, so geschieht es blos zu Deinem eigenen Beßten, damit Du Dich gegen Schläge abhärtest.

Schönen Dank! erwiederte der Poët.

Jetzt spute Dich, sprach der König ungeduldig und stampfte mit dem Fuße auf seinen Thron, frisch an's Werk, und wenn eine einzige Glocke läutet, so hängt man Dich an den Platz des Gliedermann's.

Der königliche Staatsrath und die Zuschauer bei diesem offenen Gericht klatschten den Worten des Königs Beifall und reihten sich unter wildem Gelächter um den Galgen. Es blieb nun unserem Patienten nichts anderes übrig, als das große Werk zu vollbringen. Er betrachtete mit angsterfüllter Seele den Gliedermann, und die tausend Glöckchen, die an ihm hingen, mit ihren kleinen kupfernen Zungen, erschienen ihm als eben so viele Nattern mit weit offenem Munde, jeden Augenblick bereit, zu pfeifen und zu beißen.

Oh! sprach er leise für sich, soll mein Leben an der geringsten Schwingung des kleinsten dieser Glöckchen hängen? Oh! fügte er mit gefalteten Händen hinzu, ihr Glocken, läutet nicht! ihr Schlegel, rührt Euch nicht!

Noch einmal machte er einen Versuch auf die Barmherzigkeit des Bettelkönigs.

Und wenn, fragte er, ein plötzlicher Windstoß käme?

So wirst Du gehenkt, erwiederte Clopin Trouillefou ohne Zaudern.

Da nun alle Mittel, aus diesem Labyrinth zu gelangen, erschöpft waren, ergab sich unser Dichter in sein unabwendbares Schicksal, drehte den rechten Fuß um das linke Bein, richtete sich auf der linken Zehenspitze in die Höhe und streckte den Arm aus; in dem Augenblick aber, wo er den Gliedermann berührte, schwankte sein Körper, der nur noch auf einem Fuße stund, auf dem Schemel, der nur drei Füße hatte; mechanisch wollte er sich an dem Gliedermann halten, verlor das Gleichgewicht und stürzte schwerfällig zu Boden, während der Ton von tausend Glocken in seinen Ohren wiederhallte.

Verflucht! rief er im Fallen, und blieb, das Gesicht der Erde zugekehrt, wie todt auf dem Boden liegen. In diesem schrecklichen Augenblicke gellte der Schall der Glocken todtverkündend in seine Ohren; er hörte das teuflische Gelächter der diebischen Rotte und vernahm des Bettelkönigs Stimme: Hebt mir diesen Schuft auf und henkt ihn an den Galgen!

Pierre Gringoire erhob sich vom Boden, und als er aufblickte, sah er, daß man bereits

den Gliedermann abgenommen hatte, um ihm Platz zu machen.

Man ließ ihn auf den Schemel steigen, der König in eigener Person legte ihm den Strick um den Hals, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach: Gott befohlen, mein Herzenssohn! Du kannst jetzt dem Stricke nimmer entgehen, und wenn Du auch mit dem Magen des Pabstes verdautest.

Das Wort Gnade! erstarb auf den Lippen unseres armen Dichters; er blickte trostlos um sich her, denn auf keinem dieser grinsenden Gesichter erblickte er einen Funken von Mitgefühl.

Bellevigne de l'Etoile, sprach der König zu einem Vagabunden von riesenhafter Gestalt, steige auf den Queerbalken.

Schnell und gewandt stieg der Riese hinauf, und mit Entsetzen erblickte ihn Peter Gringoire über seinem Haupte schweben.

Jetzt, fuhr Clopin Trouillefou fort, sobald ich in die Hände klatsche, wirfst Du, Andry le Rouge, den Schemel um, Du, François Chante-Prune, hängst Dich an die Füße des armen Sünders, und Du, Bellevigne de l'Etoile, steigst auf seine Schultern, und alle Drei zumal, hört Ihr's?

Dem armen Peter Gringoire lief es eiskalt über den Rücken hinab.

Seyd Ihr fertig? fragte der Bettelkönig.

Der letzte Augenblick des armen Dichters war nahe.

Seyd Ihr fertig, wiederholte Clopin Trouillefou und schickte sich an, mit den Händen zu klatschen. Noch eine Sekunde, und es war um unseren Poëten geschehen.

Plötzlich hielt Clopin Trouillefou inne, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen.

Halt! sagte er, fast hätte ich vergessen.... Es ist unter uns gebräuchlich, daß wir keinen Mann henken, ohne zuvor bei den Weibern Umfrage zu halten, ob ihn eine von ihnen will. Kamerad, das ist jetzt Dein letztes Rettungsmittel, ein Bettelmensch zum Weibe oder den Strick.

Peter Gringoire schöpfte frischen Athem. Zum zweitenmal, seit einer halben Stunde, kehrte er ins Leben zurück. Es war aber noch nicht allzusehr darauf zu bauen.

Holla! schrie Clopin Trouillefou mit lauter Stimme, holla! Ihr Weiber und Weiblein, ist unter Euch irgend eine alte oder junge Hexe, die diesen Schlingel zum Manne will? Holla! Kommt und schaut! Ein Mann umsonst! Wer will ihn?

Unser Peter Gringoire, in seinem kläglichen Zustande, bot nicht den reizendsten Anblick dar; auch schienen die Damen des Königreichs

Kauderwelsch den Antrag ihres gnädigsten Souverain's wenig zu beachten.

Nein! nein! antworteten viele Stimmen, knüpft ihn lieber auf, dann haben doch alle einen Genuß davon!

Ein Trio dieser Damen trat jedoch aus dem Haufen, den Brautwerber zu beschauen. Die erste derselben, ein dickes Bettelmensch mit viereckigem Gesicht, musterte ihn und seinen abgeschabenen Anzug. Sie warf das Maul auf und sprach: Alte Wetterfahne! wo hast Du Deinen Mantel?

Ich habe ihn verloren, erwiederte mit kläglicher Stimme der Poët.

Deinen Hut?

Man hat mir ihn genommen.

Deine Börse?

Es ist kein Pfennig mehr darin.

So lasse Dich henken und bedanke Dich schön dafür! sagte die Bettlerin und wendete ihm den Rücken.

Die zweite, alt, runzlich, von Rauch und Schmutz geschwärzt und so häßlich, daß sie selbst in dem Hofe der Wunder Aufsehen machte, umschlich ihn wie eine Katze, betrachtete ihn von allen Seiten und entfernte sich dann mit den Worten: Den dürren Häring mag ich nicht!

Die dritte war ein junges Mädchen, ziemlich frisch und nicht allzuhäßlich.

Rette mich! rief ihr der arme Teufel mit gedämpfter Stimme zu.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick mit anscheinendem Mitleid, schlug die Augen nieder, spielte an ihrer Schürze und war unschlüssig.

Peter Gringoire folgte allen diesen Bewegungen, die ihm für Leben und Tod entscheidend waren, mit gierigen Blicken.

Nein! sprach endlich das Mädchen, nein! Guillaume Lonjoue würde mich prügeln! Mit diesen Worten trat sie in den Haufen zurück.

Kamerad, sprach Clopin Trouillefou, Du hast Unglück!

Hierauf erhob sich der Bettelkönig aufrecht auf seinem Throne und rief mit der Stimme eines Ausrufers: Wer will ihn haben? Ist Niemand da? Wer will ihn haben? Zum ersten.... zweiten.... zum.... zum.... drittenmal!

Bei diesen Worten machte er einen Knix gegen den Galgen und sagte: Zum dritten- und letztenmal!

Bellevigne de l'Etoile, Andry le Rouge und François Chante-Prune näherten sich dem Patienten.

In diesem Augenblicke erhob sich der allgemeine Ruf: die Esmeralda! die Esmeralda!

Peter Gringoire schauderte zusammen und wendete das Haupt nach der Seite, woher

der Ruf kam. Die Menge öffnete sich, und man erblickte die reizende Gestalt des schönen Zigeunermädchens.

Die Esmeralda! seufzte der arme Poët, dem dieses magische Wort alle Erinnerungen des vergangenen Tages in's Gedächtniß zurückführte.

Dieses seltsame Geschöpf schien bis in den Hof der Wunder die Herrschaft ihres Liebreizes zu erstrecken. Männer und Weiber bildeten eine Reihe, durch welche sie leichten Schrittes hinschwebte, und ihre finsteren Gesichter erheiterten sich bei dem Anblick dieses lieblichen Geschöpfes.

Sie trat auf den armen Peter Gringoire zu, der mehr todt als lebendig war, betrachtete ihn einen Augenblick stillschweigend, und sprach dann ernst zu Clopin Trouillefou: Du willst diesen Menschen henken lassen?

Ja, Schwester, erwiederte der Bettelkönig, es wäre denn, daß Du ihn zum Manne nähmest.

Ich nehme ihn, sagte sie.

Als unser armer Dichter dieß hörte, glaubte er steif und fest, daß es ihm seit diesem Morgen blos geträumt habe, und daß er jetzt aus dem Schlaf erwache.

Man nahm ihm den Strick ab und ließ ihn vom Schemel steigen. Er war so erschöpft, daß er sich setzen mußte.

Der Herzog von Egypten brachte, ohne ein Wort zu sagen, einen irdenen Krug. Das Zigeunermädchen bot ihn dem Dichter mit den Worten dar: Wirf ihn zu Boden!

Der Krug zerbrach in vier Stücke.

Bruder, sprach jetzt der Herzog von Egypten, indem er Beiden die Hände auf die Stirne legte, sie ist Dein Weib, Schwester, er ist Dein Mann: auf vier Jahre.

IX.

Eine Hochzeit-Nacht.

Nach wenigen Minuten befand sich unser Dichter in einem kleinen gewölbten Zimmer, das gegen den Zugang der Luft wohl verwahrt und wohl geheizt war, und saß vor einem Tische, der zwar noch nicht besetzt war, aber die Aussicht auf einen an der Wand hängenden Speiseschrank darbot, aus dem man nur für die Tafel entnehmen durfte; ein gutes Bett stund in der Ecke, und er befand sich unter vier Augen mit einem schönen Mädchen. Seliger Peter Gringoire! Dieser Wechsel der Dinge glich einer wahrhaften Verzauberung. Unser Poët begann im Ernst sich für eine Art irrenden Ritters zu

halten, an dessen Person die Feen und Zauberer guten und schlimmen Antheil nehmen. Er blickte von Zeit zu Zeit um sich, um den mit zwei geflügelten Genien bespannten Feenwagen zu suchen, der allein vermocht hatte, ihn mit so reißender Schnelligkeit aus dem Tartarus in den Olymp zu bringen. Dann, um diesen magischen Schwung abzukühlen und sich in die Wirklichkeit zurückzuversetzen, sah er wieder seinen abgeschabten, zerrissenen Rock an, und dies war der einzige Faden, an dem seine schwankende Vernunft noch fest hielt.

Das schöne Zigeunermädchen schien gar nicht auf ihn zu achten; sie ging, kam, verrichtete dieses und jenes, plauderte mit ihrer Ziege. Endlich setzte sie sich an den Tisch, und unser Dichter konnte sie mit Muse betrachten.

Je mehr und mehr in seine Träumereien versinkend und nur von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf das Mädchen werfend, sprach er zu sich selbst: Das ist also die Esmeralda! Fürwahr ein himmlisches Geschöpf! Sie tanzt zwar auf der Straße, aber gleichviel! Sie ist es, die heute meinem Mysterium den Garaus gemacht hat, sie ist es, die diesen Abend mein Leben gerettet hat. Mein böser Genius! Mein guter Engel! In der That ein schönes Weib, und die ganz rasend in mich verliebt seyn muß, da sie mich auf solche Weise geheirathet hat!

Potztausend! fügte er, sich besinnend, hinzu, ich bin also ihr Mann, obgleich ich nicht recht weis, wie das zugegangen ist.

Diese Idee im Kopfe und in den Augen, näherte er sich dem Mädchen mit einer so legitimen Galanterie, daß sie vor seinen Blicken zurückwich.

Was willst Du von mir? fragte sie.

Kannst Du fragen, angebetete Esmeralda? antwortete Peter Gringoire mit einem so leidenschaftlichen Ausdruck, daß er sich über sich selbst wundern mußte.

Das Zigeunermädchen öffnete ihre großen, schwarzen Augen: Ich weis nicht, was Du damit sagen willst.

Nun wahrlich! erwiederte der Poët, der immer hitziger wurde und zu bedenken anfing, daß er am Ende doch nur eine Tugend, wie sie im Hofe der Wunder zu finden waren, vor sich habe, bin ich nicht Dein, bist Du nicht mein, mein süßes Mädchen?

Mit diesen Worten umfaßte er sie ohne Umstände. Das Mieder der Zigeunerin glitschte in seine Hand, wie die Haut eines Aals, den man abzieht. Das Mädchen sprang wie eine Gemse von einem Ende des Zimmers zum andern, einen kleinen Dolch in der Hand, stolz und zürnend, mit aufgeworfenen Lippen und offenen Naslöchern, mit vor Schaam und Wuth brennenden Wangen und Augen, die Blitze von

sich schleuderten. Zu gleicher Zeit stellte sich die Ziege auf die Hinterbeine, blöckte und bedrohte unseren Dichter mit ihren spitzigen Hörnern. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks.

Unser Philosoph war wie verzaubert und festgebannt, und betrachtete mit stieren Blicken bald die Ziege, bald das Zigeunermädchen. Heilige Jungfrau! sprach er für sich, die Beiden muß der Teufel gemacht haben!

Du bist ein kecker Bursche! sprach die Zigeunerin zu ihm.

Aber warum, in's Teufels Namen, hast Du mich denn geheirathet?

Sollte ich Dich denn henken lassen?

Also, versetzte der in seinen verliebten Hoffnungen getäuschte Poët, hattest Du keinen andern Gedanken dabei, als mich vom Galgen zu retten?

Welchen anderen Gedanken hätte ich denn haben sollen?

Peter Gringoire biß vor Verdruß in die Lippen und sagte: Ich bin also noch nicht so sieghaft in Cupido's Reiche, wie ich glaubte; aber wozu hat es denn jetzt genützt, den armen Krug zu zerbrechen?

Inzwischen waren die Hörner der Ziege und Esmeralda's Dolch noch immer zur Vertheidigung gerüstet.

Als unser Philosoph seine Bemühungen frucht-

los sah, ergab er sich mit stoischer Gleichmüthigkeit in den Willen des Schicksals, gedachte in seinem Herzen, daß er ein hungriger Poët sey, und sprach: ich schwöre Dir, daß ich Dich ohne Deinen Willen mit keinem Finger berühren will, aber gebe mir was zu Nacht zu essen.

Peter Gringoire war ein Philosoph in der Liebe, wie in allen anderen Dingen; er konnte kapituliren und temporisiren, und ein gutes Nachtessen unter vier Augen schien ihm, besonders wann er Hunger hatte, ein herrlicher Zwischenakt zwischen dem Prolog und der Entwicklung eines verliebten Abenteuers.

Das Zigeunermädchen antwortete nicht, sie warf den Mund spöttisch auf, hob das Haupt, brach in ein Gelächter aus, und plötzlich war der kleine Dolch verschwunden, ohne daß unser Dichter sehen konnte, wohin die Biene ihren Stachel versteckte.

Gleich darauf ward die Tafel mit Roggenbrod, einem Stück Speck, einigen gebratenen Aepfeln und einem Kruge Bier besetzt.

Unser Dichter machte sich mit Heißhunger darüber her, und wenn man das Geklapper von Messer und Gabel hörte, die er mit reißender Schnelligkeit handhabte, so hätte man glauben können, die Liebe sey ihm in den Magen gefahren.

Das junge Mädchen, das neben ihm saß,

sah ihm stillschweigend zu und war sichtbarlich mit einem anderen Gedanken beschäftigt, der bisweilen ein stilles Lächeln auf ihre Lippen brachte, während ihre zarte Hand das kluge Haupt der Ziege streichelte, welche sich zwischen ihre Kniee gepreßt hatte.

Ein gelbes Wachslicht beleuchtete diese Scene der Gefräßigkeit und träumerischen Nachsinnens.

Nachdem die dringendsten Forderungen des Magens befriedigt waren, schämte sich unser Dichter, daß er von dem ganzen Mahl nur einen einzigen Apfel zurückgelassen habe.

Willst Du denn gar nichts essen? fragte er, freilich allzuspät, das Mädchen.

Sie antwortete mit einem verneinenden Kopfnicken und blickte gedankenvoll zur Decke des Zimmers hinauf.

An was denkt sie wohl? sagte Peter Gringoire für sich und folgte der Richtung ihrer Blicke: Das Fratzengesicht des steinernen Zwergs da, der in der Wölbung eingegraben ist, kann doch nichts so Anziehendes für sie haben. Beim Teufel! Mit dem halte ich die Vergleichung noch aus!

Er rief ihr laut zu: Esmeralda!

Sie schien ihn nicht zu hören.

Er rief noch lauter: Esmeralda!

Vergebens, ihr Geist war anderswo, und Peter Gringoire's Stimme hatte nicht die

Macht, ihn zurückzurufen. Glücklicherweise nahm sich die Ziege der Sache an; sie zupfte ihre Gebieterin sanft am Aermel.

Was willst Du, Djali? fragte Esmeralda, wie plötzlich aus einem Traume erwachend.

Sie wird Hunger haben, antwortete der Poët im Namen der Ziege.

Esmeralda bröckelte Brod und gab es dem Thier in ihrer hohlen Hand zu fressen.

Damit das Mädchen nicht wieder ihn ihre Träumereien versinke, wagte unser Peter Gringoire eine kitzliche Frage: Du willst mich also nicht zu Deinem Manne haben?

Esmeralda fixirte ihn mit den Augen und sagte trocken: Nein!

Oder zu Deinem Liebhaber?

Sie warf den Mund höhnisch auf und sagte: Nein!

Auch nicht zu Deinem Freunde?

Sie sah ihm fest in die Augen und erwiederte nach augenblicklichem Nachdenken: Vielleicht!

Dieses Vielleicht, das den Philosophen so theuer ist, ermuthigte unsern Dichter: Weißt Du, fragte er, was Freundschaft ist?

Ja, erwiederte das Mädchen, sie ist Bruder und Schwester, zwei Seelen, die sich berühren, ohne in einander zu fließen, zwei Finger einer Hand.

Und die Liebe? fuhr der Dichter fort.

Die Liebe! wiederholte sie, und ihre Stimme zitterte, und ihr Auge strahlte, die Liebe macht aus zwei Wesen eines, einen Mann und ein Weib, die sich in einen Engel auflösen, das ist der Himmel.

Die Straßentänzerin bot in dem Augenblicke, als sie diese Worte sagte, einen Anblick himmlischer Schönheit dar, die unseren Dichter um so mehr bezauberte, da sie in vollkommenem Einklang mit dem fast orientalischen Schwung ihrer Worte stund. Ihre rosigen Lippen waren halb geöffnet, ihre reine, freie Stirne umwölkte sich je und je nach dem Gange ihrer Gedanken, wie ein Spiegelglas vom Hauche getrübt wird, und unter ihren zu Boden gehefteten schwarzen Augbraunen schimmerte ein unauslöschbares Licht hervor, das ihrem Profil jene ideale Lieblichkeit gab, welche inzwischen Raphaël auf dem Punkt des mystischen Durchschnitts der Jungfräulichkeit, der Mütterlichkeit und der Göttlichkeit wiedergefunden hat.

Der Dichter fuhr zu fragen fort: Wie muß man denn beschaffen seyn, um Dir zu gefallen?

Man muß ein Mann seyn.

Und ich, was bin denn ich?

Ein Mann hat den Helm auf dem Haupt, das Schwert in der Faust und goldene Sporen an den Fersen.

Gut, sprach unser Peter, ohne Roß kein Mann! Liebst Du irgend einen.

Lieben?

Ja, lieben!

Sie dachte einen Augenblick nach und sagte dann mit eigenthümlichem Ausdruck: Ich werde das bald wissen.

Und warum nicht diesen Abend schon? versetzte der zärtliche Poët. Und warum nicht mich?

Sie warf ihm einen ernsten Blick zu und sagte: Ich liebe nur einen Mann, der mich zu schützen vermag.

Peter Gringoire erröthete, denn augenscheinlich spielte sie auf den geringen Beistand an, den er ihr vor wenigen Stunden in einer bedenklichen Lage zu leisten vermochte. Plötzlich erinnerte er sich der Abenteuer dieser Nacht, schlug sich vor die Stirne und sprach: Wie dumm! Eigentlich hätte ich damit anfangen sollen: Wie bist Du denn den Klauen des garstigen Zwergs entkommen?

Bei dieser Frage schauderte Esmeralda zusammen: O, der scheusliche Zwerg! sagte sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Scheuslich ist er, fuhr der Poët fort, aber sage mir, wie Du ihm entkommen bist?

Esmeralda lächelte, seufzte und schwieg.

Weißt Du, warum er Dir gefolgt ist? fuhr

Peter Gringoire fort, um auf einem Umweg auf seine Frage zurückzukommen.

Ich weis es nicht, erwiederte sie und fügte lebhaft hinzu: aber Du selbst, warum bist Du mir nachgefolgt?

Meiner Treu! antwortete der ehrliche Peter, ich weis es auch nicht.

Es trat eine Pause ein. Der Dichter klimperte mit dem Messer auf dem Tisch, und die Zigeunerin streichelte ihre Ziege.

Du hast da ein schönes Thier, sagte Peter Gringoire.

Es ist meine Schwester.

Warum nennt man Dich die Esmeralda?

Ich weis es nicht.

Sie zog aus ihrem Busen ein längliches Säckchen, das an einer Kette um ihren Hals hing; dieses Säckchen hatte eine starke Ausdünstung von Kampher, war mit grüner Seide bedeckt, und in seiner Mitte hatte es ein großes grünes Glas, das einen Smaragd (émeraude) vorstellte. Es ist vielleicht deshalb, sagte sie, indem sie ihm das Säckchen hinhielt.

Peter Gringoire wollte es mit der Hand fassen.

Sie zog es hastig zurück: Rühre es nicht an, es ist verzaubert. Du würdest dem Zauber schaden, oder der Zauber Dir.

Wer hat es Dir gegeben? fragte der neugierige Poët.

Sie legte einen Finger auf den Mund und verbarg das Amulette in ihrem Busen.

Was heißt das Wort: die Esmeralda?

Ich weis es nicht.

Welcher Sprache gehört es an?

Es ist egyptisch, glaube ich.

Das dachte ich doch, Du bist nicht aus Frankreich?

Ich weis es nicht.

Wie alt warst Du, als Du nach Frankreich kamst?

Ganz klein.

Wann kamst Du nach Paris?

Im vergangenen Jahr. Als wir durch die päbstliche Pforte einzogen, sah ich die röthliche Grasmücke durch die Luft streichen; es war Ende August, und ich sagte: Wir werden einen strengen Winter bekommen.

Das war er auch, rief der Poët aus, und ich habe mir mehr als einmal in die Hände gehaucht. Du besitzest also die Gabe der Weissagung?

Nein!

Ist der Mann, den ihr den Herzog von Egypten nennt, das Haupt eures Stammes?

Ja!

Nun, und dieser nämliche hat uns verheirathet, sagte der Poët und warf einen schüchternen Blick auf die Schöne.

Sie machte die ihr eigene höhnische Geberde: ich weis nicht einmal Deinen Namen.

Oh, wenn es nur daran liegt! Peter Gringoire, Dir zu dienen!

Da weis ich einen schönern, sagte sie.

Verdammte Hexe! fuhr der Poët fort, doch gleichviel, ich will nicht zornig werden. Vielleicht lernst Du mich lieben, wann Du mich erst besser kennst; und überhaupt ich will Dir meine Geschichte erzählen.

Wisse also, daß ich Peter Gringoire heiße und der Sohn eines Pächters aus der Amtei Gonésse bin. Als man vor zwanzig Jahren Paris belagerte, haben die Burgunder meinen Vater gehenkt, und die Picarden meiner Mutter den Bauch aufgeschnitten. Im sechsten Jahre also, denn ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, lief ich als eine vater= und mutterlose Waise mit bloßen Füßen auf dem Pflaster von Paris. Wie ich die Zeit vom sechsten bis zum sechszehnten Jahre zugebracht habe, weis ich mich kaum mehr zu erinnern. Hier warf mir eine Obsthändlerin eine Pflaume, dort eine Gemüsehändlerin einen halbverfaulten Kohlkopf zu; Abends ließ ich mich von der Polizei auf=

fangen, die mich über Nacht einsteckte, und im Gefängniß fand ich einen Bund Stroh zum Liegen. So wurde ich groß und blieb mager, wie Du siehst. Im sechszehnten Jahre dachte ich daran, Etwas zu werden. Ich machte allerlei Versuche: ich wurde Soldat, aber es fehlte mir an Herz; ich wurde Mönch, aber ich war nicht fromm genug; ich wurde ein Zimmermann, da fehlte es mir an Stärke; ich wollte ein Schulmeister werden, aber ich konnte weder lesen noch schreiben. Nach einiger Zeit nahm ich wahr, daß es mir zu Allem an Etwas fehlte, und da ich einsah, daß ich zu Nichts tauglich sey, so wurde ich ein Dichter. Man kann Poët und Vagabund zugleich seyn. Zu meinem Glück lernte ich eines Tags Don Claude Frollo, den hochwürdigen Archidiakonus der Liebfrauenkirche, kennen; er nahm Antheil an mir, und ihm danke ich es, daß ich jetzt ein wahrer Gelehrter bin, der das Latein von Cicero's Officien an bis zum Leichengesang der hochwürdigen Cölestiner aus dem Grunde versteht. Ich bin der Verfasser des Mysteriums, das man heute, unter großem Zulauf und Beifall des Volks, im großen überfüllten Saale des Justizpallastes aufgeführt hat. Ich habe auch ein Buch von sechshundert Seiten über den wunderbaren Kometen des Jahrs 1456 geschrieben, worüber ein Mensch närrisch gewor-

den ist. Ich verstehe mich auch ein wenig auf das Geschütz und habe an dem großen Mörser geholfen, der, als man den ersten Versuch damit machte, auf der Brücke von Charenton zersprungen ist und achtzig Personen getödtet hat. Du siehst also, daß ich ein Mann bin, den man brauchen kann, und demnach keine so üble Partie für Dich wäre. Ich verstehe auch allerlei Kunststücke, die Deiner Ziege wohl zu statten kommen werden, z. B. den Bischof von Paris nachzumachen, und derlei Dinge. Auch werde ich ein schönes Stück Geld für mein Mysterium einnehmen, wenn man mich anders bezahlt. Somit bin ich zu Deinem Befehl, meine Person, mein Geist, meine Wissenschaft, Alles nach Deinem Gefallen, züchtig oder lustig, Mann und Frau, wenn Du willst, oder Bruder und Schwester, wenn es Dir so lieber ist.

Der Philosoph schwieg und wartete auf den Erfolg, den seiner Meinung nach seine wohlgesetzte Rede unfehlbar hervorgebracht haben mußte. Das Mädchen hob ihre schwarzen Augen vom Boden und sagte halb träumend: Phöbus! Hierauf wandte sie sich dem Dichter zu mit den Worten! Phöbus, was bedeutet das?

Peter Gringoire, der gerne seine Gelehrsamkeit glänzen ließ, antwortete auf der Stelle:

Das ist ein lateinisches Wort und bedeutet Sonne.

Sonne! wiederholte sie.

Es ist der Name eines schönen Bogenschützen, der ein Gott war, fügte der Dichter hinzu.

Ein Gott! wiederholte Esmeralda, und in ihrem Tone lag etwas Nachdenkliches und Leidenschaftliches.

In diesem Augenblicke entfiel ihr eines ihrer Armbänder. Der galante Poët bückte sich hastig darnach. Als er den Kopf wieder erhob, war das Mädchen mit der Ziege verschwunden, und er hörte von aussen den Riegel schließen.

Hat sie mir doch wenigstens ein Bett da gelassen! sagte unser Philosoph.

Er machte die Runde im Zimmer und fand nur eine nicht sehr lange hölzerne Kiste, auf deren Deckel hölzerne Figuren in erhabener Arbeit ausgeschnitten waren. Als er sich auf derselben zum Schlaf ausstreckte, hatte er ungefähr die nämliche Empfindung, wie der Riese Mikromegas, als er die Alpen in ihrer ganzen Länge zur Ruhestätte wählte. Nun, sprach er mit Ergebung, man muß sich begnügen. Es ist freilich eine sonderbare Brautnacht. Schade darum, es lag in dieser Verheirathung mittelst eines zerbrochenen Krugs etwas Ungekünsteltes und Antidiluvianisches, das mir wohlgefiel.

X.

Claude Frollo.

Sechszehn Jahre vor dem Anfang dieser Geschichte war am Sonntag Quasimodo in der Liebfrauenkirche zu Paris auf dem Brett vor dem Bilde des heiligen Christoph ein lebendes Geschöpf ausgesetzt worden. An diesem Platze pflegte man die Findelkinder auszusetzen, bis ein barmherziger Samariter käm, der sie zu sich nahm. Daneben stand ein Opferbecken, in das man Allmosen für die verlassenen Geschöpfe warf.

Das lebende Wesen, das am Sonntag Quasimodo des Jahrs 1467 auf diesem Brette lag, schien die Neugierde der Gruppe, welche sich um dasselbe gesammelt hatte, in hohem Grade zu erregen. Sie gehörte meist dem schönen Geschlechte an, und bestund fast aus lauter alten Weibern.

In der vordersten Reihe stunden vier alte Weiber, die ihrer Kleidung nach irgend einer frommen Gesellschaft angehörten. Was ist das, Schwester? fragte die eine, indem sie auf das kleine Geschöpf deutete, das, durch den Anblick so vieler fremden Gesichter erschreckt, sich auf dem Brett unruhig hin und her wälzte.

Ich verstehe mich nicht auf Kinder, erwiederte die andere, aber es ist gewiß eine Sünde, ein solches in Sünden erzeugtes Wesen nur anzusehen.

Es ist ein Kind, fiel die Dritte ein.

Es ist ein halber Affe, sagte die Vierte.

Jetzt fingen sie Alle zumal an zu reden:

Ein wahres Scheusal an Häßlichkeit!

Es schreit, daß man taub werden möchte!

Das ist kein Mensch und ist auch kein Thier; ich glaube fast, daß es von einem Juden und einer Sau ist, irgend etwas Unchristliches, das man in's Wasser oder Feuer werfen sollte.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch es annehmen wird.

In der That war dieses kleine Geschöpf, das bereits wenigstens vier Jahre zählte, ein wirkliches Ungeheuer an Häßlichkeit. Seine unförmliche Masse steckte in einem Sack, der ihm bis an den Hals ging; der Kopf war sichtbar, er zeigte einen Wald rother Borsten, ein Auge, einen Mund und Zähne. Das Auge triefte, der Mund schrie und die Zähne schienen beißen zu wollen. Der Körper stampfte unruhig in dem Sack, zur großen Belustigung der Zuschauer.

Eine vornehme, reichgekleidete Dame, ihre sechsjährige Tochter an der Hand, bückte sich zu dem unförmlichen Wesen hinab, wandte den

Blick mit Ekel ab und sagte: In der That, ich glaubte, man setze hier blos Kinder aus. — Sie warf ein Silberstück in das Opferbecken und ging.

Ein ernster, wohlgekleideter Mann von der sogenannten hohen Bürgerschaft schritt vorüber. Findelkind! sagte er und bückte sich zu dem Wesen hinab; als er es angesehen hatte, fügte er hinzu: Offenbar an den Ufern des Flusses Phlegeton gefunden!

Es hat nur ein Auge und auf dem andern eine Warze, bemerkte eine der Betschwestern.

Es ist keine Warze, erwiederte der Bürger mit großem Ernst, sondern ein Ei, in dem ein anderer kleiner Teufel steckt, der wieder ein kleines Ei hat, in dem wieder ein kleiner Teufel steckt, und so fort.

Die Betschwestern wunderten sich darüber sehr und eine derselben fragte: Was prophezeihet Ihr uns von diesem angeblichen Findelkinde?

Das größte Unglück, versetzte er.

So wäre es besser, riefen viele Zuschauer zumal, diesen kleinen Höllenbrand in's Wasser oder in's Feuer zu werfen. Einige machten bereits Anstalten, diesen Vorschlag zu vollziehen.

Da trat plötzlich ein junger Priester von ernstem Ansehen hinzu, legte die Hand auf das

kleine Geschöpf und sprach: Ich nehme dieses Kind an.

Er wickelte es in seinen Priesterrock und ging. Eine der Betschwestern neigte sich zu dem Ohr einer andern und sprach: Habe ich es nicht gesagt, daß dieser junge Priester Claude Frollo ein Hexenmeister ist.

Claude Frollo gehörte einer jener Familien an, die man hohe Bürgerschaft oder kleinen Adel nannte. Er war von seiner Kindheit an für den geistlichen Stand bestimmt; man lehrte demnach das Kind lateinisch lesen, die Augen niederschlagen und leise reden. Hierauf, als er ein Knabe wurde, mauerte man ihn in das Kollegium von Torchi ein. Dort wuchs er mit dem Meßbuch und dem Lexikon auf.

Claude Frollo war ein ernsthafter, fast düsterer Knabe, der eifrig lernte und schnell begriff; er mischte sich selten unter die Spiele seiner Mitschüler und nahm nur lauen Antheil an denselben; dagegen lag er um so fleißiger seinen Büchern ob, und im sechszehnten Jahre hatte er die mystische, die kanonische und die scholastische Theologie inne. Hierauf ging er zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit, sodann zu dem der Arzneikunde und der schönen Wissenschaften über. Die alten Sprachen, lateinisch, griechisch und hebräisch, verstand er, was da=

mals eine Seltenheit war, vollkommen. Er hatte ein wahres Fieber, Schätze der Wissenschaft anzuhäufen.

Etwa um diese Zeit führte der außerordentlich heiße Sommer des Jahrs 1466 jene große Pest herbei, die allein in der Grafschaft Paris mehr als 40,000 Menschen hinraffte. In der Universitätsstadt verbreitete sich das Gerücht, daß die Straße Tirechappe, wo Claude Frollo's Aeltern wohnten, besonders heftig von der Krankheit heimgesucht sey. Der junge Student, durch diese Nachricht bestürzt, lief eilends dem väterlichen Hause zu. Sein Vater und seine Mutter waren bereits den Tag zuvor gestorben, und in der Wiege schrie verlassen ein kleines Kind, sein Bruder. Dies war Alles, was von seiner Familie übrig blieb. Er nahm das Kind auf den Arm und trug es mit sich fort.

Bis jetzt hatte der junge Mensch blos in der Wissenschaft gelebt. Diese Katastrophe führte ihn in das wirkliche Leben ein und war für ihn eine Krisis in seinem Daseyn. Waise und Familienhaupt zugleich in seinem 19ten Jahre, sah er sich von den Träumereien der Schule in die Wirklichkeiten des Lebens gewaltsam weggezogen. Er, der bis jetzt blos Bücher geliebt hatte, lernte jetzt andere Gefühle kennen und widmete seine ganze Liebe dem verlassenen Säugling.

Diese Neigung entwickelte sich in einem so unerfahrenen Herzen bis zu einem seltsamen Grade, sie glich fast einer ersten Liebe. Von Kindheit an von seinen Aeltern getrennt, die er kaum gekannt hatte, festgebannt an seine Bücher, heißhungrig im Lernen, ausschließlich sich den Fortschritten in der Wissenschaft widmend, hatte bis jetzt der arme Schüler noch nicht Zeit gehabt zu untersuchen, ob er auch ein Herz habe. Dieser junge Bruder, vater- und mutterlos, dieses kleine Kind, das ihm wie vom Himmel gefallen war, machte aus ihm einen neuen Menschen. Er wurde gewahr, daß es noch etwas Anderes in der Welt gebe, als theologische Streitfragen und Homerische Verse; daß der Mensch zur Liebe geschaffen sey, und daß sein Leben ohne Liebe und Zärtlichkeit nur ein trockenes kreischendes Radwerk ist, das eintönig von der Wiege bis zum Sarge führt. Dies fühlte er jetzt; da er aber noch immer in dem Alter war, wo eine Täuschung blos durch eine andere verdrängt wird, so bildete er sich ein, daß die Neigungen der Blutsverwandtschaft die einzig nothwendigen seyen und daß die Liebe zu einem kleinen Bruder das ganze Daseyn eines Menschen ausfüllen könne.

Der kleine Johannes Frollo war noch ein Säugling, als er seine Mutter verlor. Die Familie besaß in der Nähe des Schlosses Win-

chester auf einem Hügel eine Mühle; hieher brachte er den Säugling und übergab ihn der Müllerin, die ein Kind von gleichem Alter säugte. Nun theilte er seine Zeit zwischen dem Knaben und seinen Büchern. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, seine Verdienste und Glücksumstände öffneten ihm alle Pforten der Kirche, und im 20sten Jahre wurde er durch besondere Dispensation des heil. Stuhls zum Priester geweiht. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse und sein ernstes Wesen erwarben ihm schnell die Achtung und Bewunderung des Klosters, und von da aus hatte sich sein Ruf als ausgezeichneter Gelehrter unter das Volk verbreitet, das ihn, was damals häufig war, wie jeden ungewöhnlichen Mann, für eine Art Hexenmeister hielt.

Dies war der junge Priester, der zum Erstaunen der Betschwestern den mißgestalteten Findling zu sich nahm. Als er ihn aus dem Sacke zog, fand er ein wahres Ungeheuer an Häßlichkeit, krumm, verwachsen, einäugig; doch kündigte sein Geschrei, obgleich man nicht unterscheiden konnte, in welcher Sprache er stammelte, Gesundheit und Kraft an. Er ließ den Findling taufen und nannte ihn Quasimodo, entweder weil er ihn an diesem Tage gefunden hatte, oder um anzudeuten, bis zu welchem

hohen Grade das arme, kleine Geschöpf unvollständig und gleichsam blos aus dem Groben geschnitten sey. In der That war auch unser Quasimodo ein wahrer Quasimodo.

Im Jahr 1482 war Quasimodo, trotz seiner Mißgestalt, kräftig und lebendig. Seit einigen Jahren war er Glöckner in der Liebfrauen-Kirche, Dank seinem Adoptiv-Vater Claude Frollo, der Archidiakonus derselben geworden war, Dank Herrn Louis de Beaumont, welcher im Jahr 1472 Bischof von Paris war, Dank seinem Beschützer Oliver, dem Teufel, Barbier Ludwig XI., der durch die Gnade Gottes König von Frankreich war.

Quasimodo war demnach Glöckner der Liebfrauenkirche. Die Zeit bildete zwischen dem Glöckner und der Kirche ein gewisses inniges Band. Durch seine unbekannte Geburt und seine Mißgestalt von der übrigen Welt abgeschnitten, hatte sich der Unglückliche daran gewöhnt, die heiligen Mauern, die ihn in ihren Schatten aufgenommen, als seine Welt anzusehen. Die Liebfrauenkirche war für ihn, so wie er allmählig heranwuchs, sein Ei, sein Nest, sein Haus, sein Vaterland, seine Welt. Er kannte jeden Winkel des weiten Gebäudes; es gab keine Tiefe und keine Höhe der Kirche, wohin der Zwerg nicht schon gekommen war. Durch

die Gewohnheit, alle Räume und Höhen des gigantischen Gebäudes zu durchklettern und zu überspringen, war er halb Affe, halb Gemse geworden.

Noch niederer, als sein mißgestalteter Körper, stund die Seele des Zwergs. Mit großer Mühe und Geduld hatte ihn Claude Frollo sprechen gelehrt. Ein neues Unglück und eine neue Gebrechlichkeit trafen ihn im 14ten Jahre; das Geläute der Glocken hatte ihn taub gemacht. Die einzige Thüre, welche ihm die Natur nach aussen offen gelassen hatte, war jetzt plötzlich und für immer geschlossen. Von nun an konnte kein Strahl von Licht und Freude mehr in die Seele des Zwergs fallen, und sie sank in finstre Nacht. Die Melancholie des elenden Wesens wurde unheilbar und vollständig, wie seine Mißgestalt. Seine Taubheit machte ihn gewissermaßen stumm, denn von dem Augenblicke an, wo er taub wurde, faßte er, um nicht Anderen zum Gelächter zu dienen, den festen Entschluß, nicht mehr zu sprechen, und brach dieses Stillschweigen selten anders, als wann er allein war. Daher kam es, daß, wann ihn die Nothwendigkeit zum Reden trieb, seine Zunge unbiegsam und schwerfällig war, gleich einer Thüre, deren Angeln eingerostet sind.

Der Geist verkrüppelt in einem mißgestalteten

Körper. Quasimodo fühlte kaum etwas in sich, das von Ferne einer Seele glich. Die äußeren Eindrücke erlitten eine bedeutende Strahlenbrechung, bevor sie zu seinem Denkvermögen gelangten. Nachdem eine Idee durch seinen Kopf gegangen war, kam sie ganz verwirrt aus demselben heraus. Die Betrachtung, die aus dieser eigenen Strahlenbrechung hervorging, war nothwendig divergent und abschweifend. Daher tausend optische Täuschungen, tausend Verwirrungen im Urtheil, tausend Abschweifungen des Gedankens, bald unklug, bald stumpfsinnig. Die erste Wirkung dieser unglücklichen Organisation war, daß sie den Blick trübte, den er auf die Dinge warf. Er erlangte fast nie eine unmittelbare Berührung mit denselben. Die Aussenwelt erschien ihm um Vieles weiter entfernt, als uns.

Die zweite Wirkung seines Unglücks war, daß es ihn bösartig machte. Er war bösartig, weil er roh, er war roh, weil er häßlich war. Es war eine Logik in seiner Natur, wie in der unseren.

Seine, auf so ausserordentliche Weise entwickelte Stärke war eine weitere Ursache seiner Bösartigkeit. Malus puer robustus.

Im Uebrigen war ihm seine Bösartigkeit nicht angeboren. Von seinem ersten Auftreten an

unter den Menschen sah er sich verachtet, verhöhnt, mit Ekel abgestossen. Die menschliche Stimme hatte für den Unglücklichen keine anderen Worte, als Verhöhnung oder Verwünschung. Er wuchs heran und fand nur Haß und Verachtung um sich her. Er nahm sie in sich auf und stritt nun mit derselben Waffe, mit der man ihm Wunden geschlagen hatte.

So mied nun der Zwerg den Umgang mit den Menschen, die düsteren Mauern seiner Kirche genügten ihm. Die Marmorbilder darin höhnten, die Heiligen, die Bischöfe, verspotteten ihn nicht und blickten ihn stets mit demselben unbeweglichen, wohlwollenden Auge an. Die Statuen mißgestalteter Dämonen glichen ihm zu sehr, um ihn hassen zu können. Die Heiligen waren seine Freunde und segneten ihn. In dieser einsamen Bilderwelt lebte der Zwerg. Stundenlang konnte er vor einer Bildsäule stehen und mit ihr plaudern. Ueberraschte ihn Jemand bei diesem Gekose, so floh er davon, wie ein Liebhaber den Blicken der Lauscher.

Die Kirche war seine Welt, und die Glocken seine Kinder; diese liebte er am meisten, er sprach mit ihnen, er liebkoste sie, diese nämlichen Glocken, die ihn taub gemacht hatten. Oft liebt eine Mutter das Kind am meisten, das sie mit Schmerzen geboren.

Die Stimme der Glocken war noch der einzige Laut, der die Ohren des tauben Zwergs durchdrang. Darum war auch die große Glocke sein Lieblingskind. Diese große Glocke hieß Marie. Quasimodo hatte fünfzehn Glocken auf seinen Thürmen, aber die große Marie war sein Liebling.

Die großen Festtage, wo man mit allen Glocken läutete, waren die Tage seines Genusses. Wann die Stunde schlug, eilte er schneller auf den Glockenthurm hinauf, als ein anderer heruntergestiegen wäre. Athemlos trat er in die luftige Kammer der großen Glocke, betrachtete sie einen Augenblick mit den wohlwollenden Blicken eines Vaters, redete sie sanft an, streichelte sie mit der Hand, wie man einem Renner den Hals klopft, bevor er seinen Wettlauf beginnt. Hierauf rief er seinen Gehülfen im untern Stockwerk, das Läuten zu beginnen. Sie hängten sich an das Seil, und die ungeheure Maschine begann sich langsam zu bewegen. Quasimodo, zitternd vor Freude, folgte ihr mit den Blicken. Der Balken, auf den er gestiegen war, erzitterte unter dem ersten Schlag der Glocke. Quasimodo baumelte mit ihm. Baumle! Baumle! schrie er mit wahnsinnigem Gelächter. Immer schneller, immer lauter ertönte der Schlag der Glocke, immer flammender

wurden die Augen des Zwergs. Jetzt läuteten alle Glocken zumal, der Thurm zitterte unter ihrem Schall. Quasimodo schäumte, ging, kam, zitterte mit dem Thurm von oben bis unten. Die Glocke, losgelassen, durch die Lüfte sausend, gab jene weithallenden Töne von sich, die man auf vier Stunden Wegs hört. Quasimodo stellte sich vor ihre offene Kehle, schlürfte mit Wollust ihren betäubenden Hauch ein. Dies war die einzige Stimme, die er hörte, der einzige Ton, der das allgemeine Stillschweigen um ihn her unterbrach. Plötzlich ergriff ihn die Tollwuth der Glocke, aus seinen Augen sprühte ein irres Feuer, er paßte auf den Rückschwung der Glocke, wie die Spinne auf eine Fliege, und warf sich dann plötzlich mit vollem Leibe auf sie hin. Jetzt, über dem Abgrund schwebend, mit dem reißenden Schwung der Glocke dahingerissen, faßte er das eherne Ungeheuer an dem Oehr, umschlang es mit seinen Knieen, spornte es mit seinen Fersen und verdoppelte auf solche Weise mit dem ganzen Stoß und Gewicht seines Körpers den mächtigen Schwung der Glocke. Der Thurm schwankte, der zauberhafte Zwerg schrie und grinste mit den Zähnen, seine rothen Borsten sträubten sich aufwärts, seine Brust pochte wie ein Hammer, sein Auge strömte Flammen aus, die ungeheure Glocke schien unter

ihrem Reiter zu stöhnen: das war nicht mehr die Glocke der Liebfrauenkirche, noch Quasimodo, es war ein Traum, ein Sturm, eine Windsbraut, der Schwindel zu Pferd auf dem Geräusch, ein Dämon, auf dem Kreuz eines Flügelrosses angeklammert, ein seltsamer Centaur, halb Mensch, halb Glocke.

Das Daseyn dieses ungewöhnlichen Wesens flößte der ganzen Kirche einen gewissen Lebenshauch ein. Der Aberglaube der Menge schrieb ihm eine magische Kraft zu, welche alle Steine des alten Gebäudes zu beleben, die tausend Bildsäulen in Bewegung zu setzen und die Mauern der Kirche bis in den Grund zu erschüttern vermöge. In der That war auch die Kirche von Quasimodo wie von einem spiritus familiaris besessen und erfüllt. Ueberall und zu allen Zeiten sah man ihn, er schien sich zu vervielfältigen. Bald erblickte man mit Schaudern auf der höchsten Spitze eines Thurms einen seltsamen Zwerg, der emporstieg, auf allen Vieren kroch, und über dem äusseren Rande schwebte, von Gestein zu Gestein sprang und endlich in dem hohlen Leib einer Gorgone mit den Händen wühlte: es war Quasimodo, der ein Rabennest ausnahm. Bald stieß man in einem finstern Winkel der Kirche auf eine Art lebender Chimäre, die trübsinnig in einer Ecke kauerte: es

war Quasimodo in Gedanken. Bald sah man in einem Glockenthurme einen mißgestalteten Zwerg am Seile hängen: es war Quasimodo, der die Vesper oder das Angelus einläutete. In Egypten würde man ihn für den Gott des Tempels gehalten haben, im Mittelalter hielt man ihn für den bösen Geist desselben.

XI.

Der Hund und sein Herr.

Nur ein einziges menschliches Wesen gab es, das Quasimodo von seinem Menschenhasse ausnahm, und das er eben so sehr, vielleicht noch mehr, liebte, als seine Kirche: es war Claude Frollo.

Das war ganz einfach. Claude Frollo hatte ihn an Kindesstatt angenommen, ernährt, erzogen. Als er noch ein kleiner Knabe war, suchte er Schutz zwischen den Beinen des Priesters, wann ihn bellende Hunde und böse Jungen verfolgten. Claude Frollo hatte ihn reden, lesen und schreiben gelehrt. Claude Frollo hatte ihn zum Glöckner der Liebfrauenkirche gemacht.

In der That war auch die Dankbarkeit des Zwergs gegen seinen Wohlthäter leidenschaftlich und gränzenlos, und obgleich sein Adoptiv-Vater fast immer ein ernstes und strenges Gesicht zeigte, obgleich die Worte, die er sprach, gewöhnlich kurz, hart und gebietend waren, so hatte sich doch die Dankbarkeit des Zwergs noch nie einen einzigen Augenblick verläugnet. Der Archidiakonus besaß in Quasimodo den unterwürfigsten Sklaven, den gelehrigsten Diener, den wachsamsten Bullenbeißer. Bald nachdem der arme Glöckner taub geworden war, hatte sich zwischen ihm und Claude Frollo eine geheimnißvolle, nur ihnen verständliche Zeichensprache gebildet. Auf solche Weise war der Archidiakonus das einzige menschliche Wesen, mit dem Quasimodo in Verbindung geblieben war.

Nichts glich der Herrschaft des Archidiakonus über den Glöckner, nichts der Ergebenheit des Glöckners für den Archidiakonus. Nur eines Zeichens seiner Hand hätte es bedurft, so würde sich der Zwerg von der Höhe des höchsten Thurms der Liebfrauenkirche herabgestürzt haben. Die physische Kraft, die sich bei Quasimodo so außerordentlich entwickelt hatte, diente mit blindem Gehorsam dem überlegenen Geiste des Priesters.

Im Jahr 1482 war Quasimodo etwa 20, Claude Frollo ungefähr 36 Jahre alt.

Claude Frollo war nicht mehr der einfache Schüler im Kollegium Torchi, der zärtliche Beschützer eines Jünglings, der junge, träumerische Philosoph, der Vieles wußte und dem das Meiste verborgen war. Er war jetzt ein ernster, strenger, finsterer Priester, Archidiakonus und zweiter Amtsgehülfe des Bischofs. Die Chorknaben zitterten vor ihm, wann er unter dem Bogengewölbe der Liebfrauenkirche einherschritt, langsam, majestätisch, gedankenvoll, mit gekreuzten Armen, das Haupt so tief auf die Brust herabbeugend, daß man nichts vom Gesichte, und nur seinen kahlen Kopf sah.

Claude Frollo hatte übrigens immer noch den Wissenschaften und der Erziehung seines jungen Bruders, diesen beiden Aufgaben seines Lebens, obgelegen. Die Zeit aber hatte einige Bitterkeit in diesen süßen Kelch gegossen. Der kleine Johannes Frollo, von der Mühle, auf der er als Kind lebte, der Mühlenhanns genannt, hatte die Richtung nicht angenommen, die ihm sein älterer Bruder geben wollte. Claude Frollo wünschte einen frommen, gesetzten, lernbegierigen Zögling. Der widerspenstige Geist des Knaben aber wendete sich der Faulheit, Unwissenheit und Lüderlichkeit zu. Es war ein

wahrhaftiger kleiner Teufel, höchst ungezogen, worüber der Archidiakonus die Stirne runzelte, aber äußerst spaßhaft und possirlich, worüber selbst der ernste Priester öfters lachen mußte. Claude Frollo hatte seinen Bruder in das nämliche Kollegium von Torchi geschickt, in welchem er selbst seine Jugendjahre im Studium und in der Furcht Gottes zugebracht hatte, und es schmerzte ihn, daß dieses Heiligthum der Wissenschaften, sonst so geehrt durch den Namen Frollo, nun Schande an ihm erleben sollte. Er hielt von Zeit zu Zeit dem kleinen Johannes sehr lange und ernste Strafpredigten, die dieser anhörte und vergaß. Aus Verdruß darüber warf sich der Archidiakonus mit um so größerem Eifer in die Arme der Wissenschaften, wurde immer gelehrter und mithin immer strenger als Priester und immer düsterer als Mensch. Nachdem er den gewöhnlichen Kreis der Gelehrsamkeit erschöpft hatte, warf sich sein unersättlicher Heißhunger auf die geheimen Wissenschaften, auf Astrologie und Alchymie. Der Aberglaube der Menge stempelte ihn zum Hexenmeister, obgleich die Nekromantie und selbst die weiseste und unschuldigste Magie keinen heftigeren Gegner, keinen unerbittlicheren Richter hatte. Gleichwohl beharrte das Publikum, wie es immer pflegt, auf seinem einmal gefaßten Vorurtheil: Qua-

simodo war ein Teufel aus der Hölle, Claude Frollo ein Hexenmeister. Augenscheinlich war der mißgestaltete Glöckner nichts anderes, als der höllische Diener des Archidiakonus, der ihm eine festgesetzte Zeit lang zu Willen war, und dann seine arme Seele an Zahlungsstatt hinnahm und zur Hölle führte.

Der Archidiakonus und sein Glöckner waren wenig beliebt beim Volke. Wann sie zusammen ausgingen, was öfters geschah, mußten sie manches höhnische Wort anhören und manchen Schabernack erdulden. Bald setzte ein Gassenjunge Haut und Knochen an das unaussprechliche Vergnügen, dem buckligen Zwerg eine Nadel in seinen Höker zu stoßen; bald streifte ein freches Weibsbild an der schwarzen Kutte des Priesters an und lachte ihm unter die Nase; bald rief ihnen ein Trupp alter Weiber zu: „Da gehen ihrer Zwei, der Eine ist an der Seele verwahrlost, wie der Andere am Körper!“ Bald schrie sie ein Haufe Studenten an: „Eia! eia! Claudius cum Claudio!“

XII.

Der Abt von St. Martin.

Der wissenschaftliche Ruf des gelehrten Archidiakonus hatte sich weit verbreitet. Er zog ihm einen Besuch zu, den er lange im Andenken behielt.

Eines Abends hatte er sich in seine Zelle im Kloster unserer lieben Frau zurückgezogen. Diese Zelle bot, außer einigen gläsernen Flaschen, die mit einem feinen Pulver gefüllt waren, nichts Seltsames oder Geheimnißvolles dar. Hie und da erblickte man auf der Mauer einige Inschriften, aber es waren blos wissenschaftliche oder fromme Denksprüche aus guten Schriftstellern. Der Archidiakonus setzte sich beim Scheine einer kupfernen Lampe an einen mit Manuscripten bedeckten Tisch. Sein Ellenbogen war auf ein altes Manuscript gestützt und er blätterte mit tiefem Nachdenken in einem gedruckten Buche in folio, der einzigen Druckschrift, welche sich in der Zelle befand.

Ein Klopfen an der Thüre störte ihn in seinen Träumen. Wer ist da? schrie er mit der Stimme eines bellenden Hundes, den man von seinem Knochen aufschreckt.

Euer Freund Jacques Coictièr, antwortete man von aussen.

Der Archidiakonus öffnete die Thüre, und der Leibarzt des Königs, ein Mann von etlich- und fünfzig Jahren, trat herein; ihm folgte ein Zweiter.

Helfe mir Gott, meine Herren, begrüßte sie der Archidiakonus, wenn ich in so später Stunde noch einen so ehrenvollen Besuch erwartete.

Es ist nie zu spät, einen so großen Gelehrten, wie Don Claude Frollo ist, zu besuchen.

Hierauf begann zwischen dem Arzt und dem Priester ein Wechsel höflicher Redensarten, wie sie damals als Eingang jeder Unterhaltung zwischen Gelehrten üblich war. Der Archidiakonus wünschte dem gelehrten Arzt Glück zu den vielen zeitlichen Vortheilen, welche ihm in seiner so beneideten Laufbahn jede Krankheit des Königs eingebracht hatte.

In der That, sprach er mit feiner Ironie, ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Euer Neffe Bischof von Amiens geworden ist.

Durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, antwortete der Leibarzt mit Salbung; ich danke Euch, Herr Archidiakonus.

Wie weit ist Euer neues Haus gediehen? Es ist ein wahres Louvre.

Lieber Heiland, diese verdammte Gebäude kostet mich mein Schmalz; je größer das Haus wird, um so leerer wird mein Beutel.

Oh, erwiederte der Priester, der ist noch lange nicht erschöpft.

Auf solche Weise dauerte dieses Zwiegespräch noch eine Zeit lang fort, und der Archidiakonus entwickelte darin jenen sardonischen Ton, dessen sich überlegene Geister gegenüber der zeitlichen Wohlfahrt eines Alltagmenschen zu bedienen pflegen. Der Arzt nahm den Spott des Priesters als baare Münze hin.

Wie geht es denn, fragte Claude Frollo weiter, mit Eurem königlichen Kranken?

Wenn er nur seinen Arzt besser bezahlte, erwiederte der Doktor mit einem Seitenblick auf seinen Gefährten.

Meint Ihr, Gevatter, sagte dieser.

Dies war das erste Wort, das der Unbekannte hören ließ.

Don Claude, sprach der Leibarzt, ich habe Euch einen Collegen gebracht, den Euer wissenschaftlicher Ruf begierig machte, Euch zu sehen.

Der Herr ist ein Gelehrter? fragte der Archidiakonus und warf einen durchdringenden Blick auf ihn. Er begegnete unter den Augbraunen

des Unbekannten einem nicht minder stechenden Auge, als das seinige war. Soweit sich beim düsteren Scheine der Lampe erkennen ließ, war der Fremde etwa 60 Jahre alt, von mittlerer Größe und kränklichem, leidendem Aussehen. Der Unbekannte nahm nun selbst das Wort und sagte in ernstem Tone zu dem Archidiakonus: Ehrwürdiger Meister, Euer Ruf ist bis zu mir gedrungen und ich bin gekommen, Euch um Rath zu fragen. Ich bin nur ein armer Edelmann aus der Provinz, der nicht werth ist, die Schuhriemen der Gelehrten aufzulösen. Ich heiße Gevatter Tourangeaut.

Sonderbarer Name für einen Edelmann! dachte der Priester. Inzwischen fühlte er, daß ihm ein Wesen von ernstem und kräftigem Gepräge gegenüberstehe. Der Instinkt seiner hohen Einsicht ließ ihn errathen, daß unter der Pelzmütze, die der Gevatter Tourangeaut trug, ein nicht minder fähiger Kopf stecke. Das spöttische Lächeln, das die Gegenwart des Doktors Jaques Coictièr bei ihm erweckt hatte, verschwand allmählig von seinen Lippen. Ernst und schweigend, die Stirne in der flachen Hand, setzte er sich in seinen großen Lehnstuhl. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens gab er den beiden Gästen ein Zeichen, sich zu setzen.

Ihr kommt, mich um Rath zu fragen, Meister, sagte er zu dem Unbekannten, und worüber?

Ehrwürdiger, erwiederte der Gevatter Tourangeaut, ich bin krank, sehr krank. Man hält Euch für einen großen Aesculap, und ich möchte ein medizinisches Gutachten von Euch haben.

Arzneikunde! sagte der Archidiakonus und zuckte die Achseln. Gevatter Tourangeaut, drehet Euern Kopf, und Ihr werdet meine Antwort dort auf die Mauer geschrieben finden.

Der Gevatter Tourangeaut wendete das Haupt seitwärts und las folgende in die Mauer gegrabene Inschrift:

Die Arzneiwissenschaft ist die Tochter der Träume.

Der Leibarzt hatte schon die Frage seines Begleiters mit Verdruß vernommen; diese Antwort des Archidiakonus mußte seinen Aerger noch erhöhen. Er neigte sich zum Ohre des Gevatters Tourangeaut und flüsterte ihm leise zu: Ich hatte Euch ja vorher gesagt, daß er ein Narr sey.

Dieser Narr könnte sehr leicht Recht haben, Doktor Jakob! erwiederte der Gevatter Tourangeaut mit einem bittern Lächeln.

Wie es Euch gefällig ist, versetzte der Leibarzt trocken.

Hierauf wendete er sich an den Archidiakonus mit den Worten: Ihr habt ja gleich ausgefegt, Don Claude Frollo, und seyd mit Hyppokrates eben so bald fertig, als ein Affe mit einer Haselnuß. Die Arzneiwissenschaft ein Traum! Wißt Ihr, daß Euch die Apotheker steinigen werden, wenn sie das erfahren. Ihr läugnet also den Einfluß der Tränke auf das Blut, und des Balsams auf das Fleisch! Ihr läugnet jene ewige Pharmacie der Blumen und der Metalle, welche man die Welt nennt, ausdrücklich geschaffen für jenen ewigen Kranken, der Mensch heißt!

Ich läugne, erwiederte kalt der Archidiakonus, weder die Pharmacie noch die Kranken, sondern den Arzt.

Es ist also nicht wahr, fuhr der Doktor heftig fort, daß die Gicht eine innerliche Flechte ist, daß man eine Schußwunde durch Auflegung einer gebratenen Maus heilt, daß ein in alte Adern eingegossenes junges Blut den Körper verjüngt; es ist nicht wahr, daß zweimal zwei vier macht, und daß der Emprostothonos auf den Opistothonos folgt.

Es giebt gewisse Dinge, über die ich nach meiner Weise denke, antwortete trocken der Priester.

Der Leibarzt wurde roth und blaß vor Zorn.

Ruhig, Doktor Jakob, der Archidiakonus ist unser Freund, sagte der Gevatter Tourangeaut.

Ein Narr ist er! murmelte der Arzt zwischen den Zähnen.

Ihr seyd mir da gewaltig in die Queere gekommen, Meister Claude, fuhr der Gevatter Tourangeaut fort. Ich hatte zwei Consultationen an Euch zu stellen: die eine, meine Gesundheit, die andere meine Konstellation betreffend.

Lieber Herr, versetzte der Priester, wenn das Eure Absicht war, so hättet Ihr Euch die Mühe ersparen können, meine Schneckentreppe heraufzusteigen. Ich glaube weder an Arzneiwissenschaft, noch an die Astrologie.

Wirklich! rief der Gevatter Tourangeaut verwundert aus.

Der Leibarzt zwang sich zu einem gewaltsamen Lachen.

Jetzt werdet Ihr einsehen, sagte er leise zu seinem Begleiter, daß er ein Narr ist, er glaubt nicht an Astrologie!

Wie kann man sich nur einbilden, fuhr Claude Frollo fort, daß jeder Strahl eines Sterns ein Faden sey, der sich an das Haupt eines Menschen knüpft!

Und woran glaubt Ihr denn? rief der Gevatter Tourangeaut aus.

Der Priester blieb einen Augenblick unschlüssig, dann sprach er mit einem düstern Lächeln: Credo in Deum.

Dominum nostrum, fügte der Gevatter Tourangeaut hinzu, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

Amen! sagte der Arzt.

Ehrwürdiger Meister, fuhr der Gevatter fort, es freut mich von Herzen, Euch so gläubigen Gemüths zu finden; aber seyd Ihr denn bis zu diesem Punkte der Gelehrsamkeit gelangt, daß Ihr nimmer an die Wissenschaft glaubt?

Nein, erwiederte der Priester, und ein Strahl der Begeisterung glänzte in seinem Auge, nein, ich läugne die Wissenschaft nicht. Ich bin nicht durch die zahllosen Verzweigungen der dunkeln Höhle des Wissens gegangen, ohne in weiter Ferne ein Licht, eine Flamme, den Wiederschein der leuchtenden Werkstätte zu erblicken, wo die nie rastende Weisheit Gott in seinem Mittelpunkt aufgefunden hat.

Welche Wissenschaft aber, fragte der Gevatter Tourangeaut, haltet Ihr für wahr und sicher?

Die Alchymie.

Die Alchymie, schrie der Leibarzt, hat aller-

dings ihren guten Grund, aber warum verläumdet Ihr die Medizin und die Astrologie?

Ein Nichts, Eure Wissenschaft des Menschen! Ein Nichts, Eure Wissenschaft des Himmels! sprach der Priester mit gebietendem Wesen.

Das heißt auf das hohe Roß steigen, Epidaurus und Chaldäa zumal! sagte der Doktor spottend.

Hört, Meister Jakob, und ärgert Euch nicht. Welche Wahrheit habt Ihr, ich will nicht sagen, aus der Medizin, denn das wäre allzu lächerlich, sondern aus der Astrologie gezogen? Führt mir die Eigenschaften des senkrechten Bustrophedon, den Erfund der Zahl Ciruph und der Zahl Cephirod an.

Wollt Ihr, versetzte der Doctor, die sympathetische Kraft der Clavicula läugnen und bestreiten, daß von ihr die Cabalistik ausgeht?

Ihr irrt Euch, Meister Jakob, keine Eurer Formen führt zur Wirklichkeit. Die Alchymie hingegen hat ihre unbestrittenen Entdeckungen. Wollt Ihr Ergebnisse läugnen, wie die folgenden sind: Das während tausend Jahren unter der Erde eingeschlossene Eis verwandelt sich in Fels-Crystall. Das Blei braucht blos vier Perioden, je von zweihundert Jahren, um allmählig von Blei in rothen Arsenik, von rothem Arsenik in Kupfer, von Kupfer in Silber überzugehen.

Sind das nicht lauter Thatsachen? Hingegen an die Claticula, an die Linie der Hand und an die Gestirne zu glauben, ist eben so lächerlich, als wenn man glaubt, daß sich ein Vogel in einen Maulwurf verwandle.

Ich habe die Hermetik studirt, schrie der Arzt, und ich bekräftige ....

Der streitfertige Priester ließ ihn nicht zum Worte kommen: Und ich, ich habe die Medizin, die Astrologie und die Hermetik studirt. Hier allein ist Wahrheit, hier allein ist Licht!

Mit diesen Worten nahm er die oben erwähnte gläserne, mit einem feinen Pulver gefüllte Flasche zur Hand und fuhr begeistert fort: Hippokrates, ein Traum, Urania, ein Traum, Hermes, ein Gedanke! Das Gold ist die Sonne. Goldmachen, heißt Gott seyn. Dies ist die einzige Wissenschaft. Ich bin in die Tiefen der Medizin und Astrologie gedrungen, ein Nichts, ein Nichts, sage ich Euch! Der menschliche Körper, Dunkelheit! Die Gestirne, Dunkelheit!

Der Priester fiel in der Stellung eines Begeisterten auf seinen Lehnstuhl zurück. Der Gevatter Tourangeaut betrachtete ihn stillschweigend. Der Leibarzt murmelte für sich: Ein Narr! Ein Narr!

Und, fragte plötzlich der Gevatter Tou-

rangeaut, seyd Ihr zum Ziele gelangt, habt Ihr Gold gemacht?

Hätte ich Gold gemacht, sagte langsam und feierlich der Priester, so würde der König von Frankreich Claudius heißen, nicht Ludwig.

Gevatter Tourangeaut runzelte die Stirne.

Was sage ich da, unterbrach sich der Priester selbst mit einem Lächeln der Verachtung. Was sollte mir dieser Thron von Frankreich, wenn ich das morgenländische Kaiserreich wieder errichten könnte!

Das lasse ich gelten! sagte der Gevatter.

Ach, der arme Narr! murmelte der Arzt.

Der Priester fuhr in tiefen Gedanken und, als ob er allein wäre, zu sich selbst sprechend, fort: Aber nein, ich krieche noch, Kniee und Gesicht sind mir wund von den Steinen der unterirrdischen Bahnen. Zur Betrachtung möchte ich gelangen, und es leuchtet mir nur ein ferner Schimmer! Ich bin ein armer Schüler in der großen Wissenschaft!

Und wenn Ihr zur Betrachtung gelangt seyn werdet, fragte der Gevatter, könnt Ihr dann Gold machen?

Wer mag daran zweifeln?

In diesem Falle, Unsere liebe Frau weis, wie nöthig ich das Geld brauche, möchte ich

wohl in Eueren Büchern lesen lernen. Sagt mir doch, ehrwürdiger Meister, ist Eure Wissenschaft Unserer lieben Frau nicht mißfällig oder feindlich?

Bin ich nicht Erzpriester der Kirche Unserer lieben Frau! versezte der Archidiakonus mit ruhiger Würde.

Das ist wahr, mein Meister. Nun, wenn es Euch gefällt, so weih't mich in die Anfangsgründe Eurer Wissenschaft ein.

Der Archidiakonus nahm die majestätische und priesterliche Haltung eines Samuel an: Alter Mann, es erfordert mehr Jahre, als Dir noch übrig sind, in die Tiefen der verborgenen Weisheit zu dringen. Dein Haupt ist schon sehr grau! Man betritt ihr Heiligthum mit schwarzen Haaren, und mit schneeweißem Haupte geht man heraus. Treibt Dich aber unüberwindliche Lust, das Alphabet der Weisen zu entziffern, so will ich Dein Lehrer seyn. Ich verlange nicht von Dir, altem Manne, daß Du die Grabgewölbe der Pyramyden besuchst, noch den steinernen Thurm von Babel, noch den Marmortempel von Eklinga. Ich selbst habe weder die chaldäischen Mauern noch Salomo's Tempel gesehen. Wir müssen uns mit den Fragmenten des Buch's von Hermes begnügen. Ich werde Dir die Bildsäule des heiligen Chri=

stoph, das Gleichniß vom Säemann, und das Symbolum der beiden Engel erklären, die am Eingang der heiligen Kapelle stehen, und deren einer seine Hand in einem Gefäß, der andere in einer Wolke hat....

Erras, amice Claudi! fiel der Arzt triumphirend ein. Das Symbol ist nicht die Zahl. Ihr nehm't Orpheus für Hermes.

Ihr selbst irr't, erwiederte ernst der Priester. Dädalus ist der Grundstein, Orpheus die Mauer, Hermes das Gebäude, das Ganze. Ihr könnt kommen, wann Ihr wollt, fuhr er, zu dem Gevatter Tourangeaut gewendet, fort, ich werde Euch die Hieroglyphen am Hospital Saint-Gervais, an den Vorderseiten von Saint-Come, von Sainte-Genevieve, von Saint-Martin und Saint-Jacques kennen lehren....

Was sind denn das für Bücher? unterbrach ihn der Gevatter Tourangeaut, der ihn nicht zu verstehen schien, mit Ungeduld.

Ich will Euch, erwiederte der Priester, ein solches Buch zeigen.

Mit diesen Worten öffnete er das Fenster seiner Zelle und deutete mit dem Finger auf den ungeheuern Umriß der Liebfrauenkirche, die ihren weiten Schatten in die Nacht warf, und mit ihren beiden Thürmen als eine zweiköpfige

Sphynx, mitten in der Stadt thronend, erschien.

Der Archidiakonus betrachtete eine Zeit lang stillschweigend das gigantische Gebäude, dann legte er mit einem Seufzer seine rechte Hand auf die Druckschrift, die offen auf dem Tische lag, streckte die linke gegen die Liebfrauenkirche aus und sagte traurig: Diese Buchstaben werden diese Steine tödten!

Der Arzt schlug schnell den Titel des Buchs nach und rief: Was ist denn das so furchtbares: Glossa in epistolas D. Pauli. Norimbergae, Antonius Koburger, 1474. Das ist ja von Peter Lombard und längst bekannt. Etwa, weil es gedruckt ist?

Du hast es gesagt, antwortete der in tiefes Nachdenken versunkene Priester. Dann fügte er in geheimnißvollem, prophetischem Tone hinzu: Das Kleine wird das Große überwinden, ein Zahn wird Felsen und Mauern zermalmen! Der Ichneumon tödtet das Krokodil des Nils, der Schwerdtfisch den Riesen des Meer's, die Buchstaben der Druckschrift werden die Kirche tödten!

Die Abendglocke des Klosters fieng an zu läuten, als der Arzt seinen ewigen Refrain wiederholte: Er ist ein Narr!

Diesmal antwortete ihm der Gevatter Tourangeaut: Ich glaube es selbst!

Die Stunde hatte geschlagen, wo kein Fremder im Kloster bleiben durfte. Die beiden Gäste beurlaubten sich.

Meister, sagte der Gevatter Tourangeaut, ich liebe die Gelehrten und großen Geister, und Euch insbesondere. Kommt morgen in den Pallast von Tournelles und fragt nach dem Abt von Sanct Martin.

Der Archidiakonus begriff endlich mit Staunen, wer der Gevatter Tourangeau sey, und erinnerte sich der Stelle aus Saint-Martin de Tours: Abbas beati Martini, scilicet Rex Franciae, est canonicus de consuetudine et habet parvam praebendam quam habet sanctus Venantius et debet sedere in sede thesaurarii.

Von dieser Zeit an hatte, wie man versichert, der Archidiakonus häufige Zusammenkünfte mit Ludwig XI., und sein Einfluß überwog fast den von Oliver dem Teufel und Jacques Coictier dem Leibarzt.

XIII.

Der Buchstabe tödtet den Stein.

Der Buchstabe tödtet den Stein! Dieser Gedanke hat zwei Seiten. Er deutet den Schrecken des Priesterthums vor der Buchdruckerkunst an, den Abscheu des finstern Priesters vor Guttenbergs leuchtender Presse. Die Kanzel und das Manuscript, das gesprochene und das geschriebene Wort, kommen in Aufruhr gegen das gedruckte Wort. Das ist die Bestürzung und der Neid eines Sperlings, der den Engel Legion seine sechs Millionen Flügel entfalten sieht. Es war der Schrei eines Propheten, der bereits die entfesselte Menschheit rührig und stürmisch erblickt, der voraussieht, wie der Verstand den Glauben untergraben, die Welt das römische Joch abschütteln wird. Prognostikon eines Philosophen, der den durch die Presse beflügelten menschlichen Gedanken dem dumpfen Kerker der Theokratie entfliehen sieht! Eine Macht muß der anderen weichen: Die Presse tödtet die Kirche.

Dies war der erste und in die Augen fallendste Gedanke; es giebt aber noch einen zweiten, der nicht blos dem Priester, sondern dem

Philosophen und dem Künstler angehört. Es war die Voraussicht, daß der menschliche Gedanke, indem er die Form wechselte, auch die Art des Ausdrucks wechseln würde, daß die Hauptidee jeder Generation nicht mehr mit dem nemlichen Stoff und in der nemlichen Form sich aufzeichnen, daß das steinerne Buch, das so fest und dauerhaft ist, dem papierenen Buche, das noch fester und dauerhafter ist, weichen werde. In dieser Beziehung hatten die prophetischen Worte des Archidiakonus den zweiten Sinn: daß eine Kunst eine andere Kunst stürzen, daß die Buchdruckerkunst die Baukunst tödten werde.

Seit dem Anfang aller Dinge bis zum fünfzehnten Jahrhundert des christlichen Zeitraums einschließlich, ist die Baukunst das große Buch der Menschheit, der Hauptausdruck des Menschen in den verschiedenen Zuständen seiner Entwicklung, sey es als Kraft, sey es als Einsicht.

Nachdem das Gedächtniß der ersten Geschlechter sich überladen fühlte, nachdem von Geschlecht zu Geschlecht die Tradition so schwerfällig und verwirrt wurde, daß das nackte und flüchtige Wort sie nicht mehr getreu überliefern konnte, schrieb man die Geschichte in den mütterlichen Boden der Erde auf die sichtbarste, dauerhaf-

teste und natürlichste Weise: man besiegelte jede Tradition durch ein Monument.

Die ersten Monumente waren einzelne Felsstücke, welche, wie Moses sagt, das Eisen nicht berührt hatte. Die Architektur begann wie jede Schrift. Sie war zuerst Alphabet. Man pflanzte einen Stein aufrecht in die Erde, das war ein Buchstabe, und jeder Buchstabe war ein Hieroglyph, und auf jedem Hieroglyphen ruhte eine Gruppe Ideen, wie das Capitäl auf einer Colonne. So machten es die ersten Geschlechter, überall, zu gleicher Zeit, auf dem ganzen Umkreis der Erde. Man findet den aufgerichteten Stein der Celten im asiatischen Siberien und in den Pampa's von Südamerika.

Später machte man Worte. Man baute Stein auf Stein, man verband diese Sylben von Granit unter einander, das Wort versuchte einige Combinationen. Der Dolmen und der Cromlech der Celten, der etruskische Tumulus, der hebräische Galgal sind Worte. Einige, besonders der Tumulus, sind Eigennamen. Manchmal sogar, wann man viele Steine und einen weiten Umkreis hatte, schrieb man eine Phrase. Der ungeheure Steinhaufen von Karnac ist schon eine ganze Formel.

Endlich schrieb man Bücher. Die Traditionen hatten Symbole erzeugt, unter denen sie

verschwanden, wie der Stamm des Baum's unter seinen Blättern. Alle diese Symbole, welchen die Menschheit Glauben schenkte, häuften sich an, vermehrten, verwickelten sich je mehr und mehr. Die ersten Monumente hatten nicht mehr Raum genug, sie zu fassen. Kaum drückten diese Denkmäler noch die ursprüngliche Tradition aus, gleich ihnen einfach, nackt und erst der Erde entwachsen. Das Symbol fühlte das Bedürfniß, sich auf dem Gebäude bemerklich zu machen. Jetzt entwickelte sich die Architektur mit dem menschlichen Gedanken: sie wurde ein tausendköpfiger und tausendarmiger Riese und befestigte diese schwankende Symbolik unter einer ewigen, sichtbaren, fühlbaren Form. Während Dädalus, der die Kraft ist, maß, während Orpheus, der die Einsicht ist, sang, sah man den Pfeiler, der ein Buchstabe, die Arkade, die eine Sylbe, die Pyramide, die ein Wort ist, durch das doppelte Gesez der Poësie und der Geometrie in Bewegung gesezt, sich ordnen, zusammenfügen, tief in der Erde wurzeln, hoch in die Wolken steigen, bis unter der Eingebung der Hauptidee einer Epoche jene wunderbaren Bücher geschrieben waren, die zugleich wunderbare Gebäude sind: die Pagode von Eklinga, der Rhamseïon von Aegypten, Salomo's Tempel.

Die Uridee, das Wort, war nicht blos im Innern aller dieser Gebäude, sondern auch in der Form. Salomo's Tempel war nicht blos der Einband des heiligen Buch's, sondern das heilige Buch selbst. Auf jedem seiner concentrischen Umkreise konnten die Priester das vor Augen gelegte Wort lesen, und so folgten sie seinen Umwandlungen von Heiligthum zu Heiligthum bis in das Allerheiligste. Das Wort war im Innern des Gebäudes eingeschlossen, aber sein Bild war auf der Aussenseite, wie das menschliche Gesicht auf dem Sarg einer Mumie.

Aber nicht allein die Form der Gebäude, sondern auch ihre Lage, gab den Gedanken kund, den sie darstellten. Je nachdem das darzustellende Symbol heiter oder ernst war, krönte Griechenland seine Berge mit einem harmonisch in's Auge fallenden Tempel, grub Indien die seinigen tief in die Erde ein und meiselte unter dem Boden jene ungestalteten, von gigantischen steinernen Elephanten getragenen Pagoden.

So war, in den ersten sechstausend Jahren der Welt, seit der entferntesten Pagode Hindostan's bis zur Cathedralkirche von Köln, die Architektur die große Schrift des menschlichen Geschlechts. Dies ist so wahr, daß nicht blos jedes religiöse Symbol, sondern auch jeder mensch=

liche Gedanke in diesem unermeßlichen Buche sein Blatt und sein Denkmal hat.

Jede Civilisation beginnt mit der Theokratie und endigt mit der Demokratie. Dieses Gesez der Freiheit, das auf die Einheit folgt, ist in der Architektur verzeichnet. Die Baukunst vermag mehr, als blos Tempel zu bauen, die priesterliche Mythe und Symbolik auszudrücken, die geheimnißvollen Gesezestafeln ihren steinernen Blättern in Hieroglyphen einzuverleiben. In jeder menschlichen Gesellschaft tritt ein Augenblick ein, wo das geheiligte Symbol sich abnüzt und durch den freien Gedanken verwischt, wo der Mensch sich der Macht des Priesters entzieht, wo die wuchernde Philosophie an der Religion nagt, in diesem Augenblicke könnte sich dann die Architektur nicht mehr dem neuen Zustande des menschlichen Geistes weihen, ihre Blätter blieben leer, ihr Werk wäre mangelhaft, ihr Buch unvollständig. Dem ist aber nicht so.

Das Mittelalter, in welchem wir klarer sehen, weil es uns näher liegt, mag uns zum Beispiel dienen. Während seiner ersten Periode, als die Theokratie ein neues Europa schuf, als der Vatikan über den Trümmern des heidnischen Roms die Elemente eines christlichen Roms um sich her sammelte, als das Christen=

thum aus den Trümmern der untergegangenen Civilisation eine neue hierarchische Welt aufbaute, deren Schlußstein das Priesterthum war, erstand auf den Ruinen der griechischen und römischen Baukunst, jene geheimnißvolle römische Architektur, Schwester der theokratischen Gebäude Aegyptens und Indiens, unvertilgbares Emblem des reinen Katholicismus, unverwischbare Hieroglyphe der päbstlichen Einheit. Der Hauptgedanke jener Zeit ist in dem düstern römischen Styl verzeichnet. Man fühlt darin überall die unbegränzte Gewalt, die Einheit, das Unergründliche, das Unbedingte, Gregor VII. Ueberall der Priester, nirgends der Mensch, überall die Kaste, nirgends das Volk!

Jezt kommt die Zeit der Kreuzzüge. Sie ist eine große volksthümliche Bewegung, und jede Bewegung, die sich über ganze Völker erstreckt, was auch ihre Ursache und ihr Zweck seyn mag, entwickelt am lezten Ende den Geist der Freiheit. Ein neuer Zeitpunkt der Geschichte entwickelt sich. Wir treten in die stürmische Periode der Jacquérien und der Liguen ein. Die Macht wird erschüttert, die Einheit zersplittert. Die Feudalität will mit der Theokratie theilen; dann kommt das Volk und eignet sich den Theil des Löwen zu. Quia nominor leo. Dem Priesterthum entspriest das Adelthum, dem Adel-

thum das Bürgerthum. Europa's Anblick hat sich geändert, mit ihm der Anblick der Architektur. Zugleich mit der Civilisation hat sie das Blatt gewendet, und der neue Geist der Zeit findet sie bereit, unter seiner Eingebung zu schreiben. Sie hat aus den Kreuzzügen das Bogengewölbe mitgebracht, die Völker die Freiheit. Während Rom allmählig in sich zerfällt, geht die römische Architektur unter. Die Hieroglyphe verläßt die Cathedralen, um die Burgen des Adels mit prangenden Wappen auszumalen. Die Liebfrauenkirche selbst, dieses ehemals so dogmatische Gebäude, jezt von der Bürgerschaft, von der Gemeinde, von der Freiheit eingenommen, entgeht der Gewalt des Priesters und fällt dem Künstler anheim. Der Künstler baut sie nach seiner Weise. Um das Mysterium, um die Mythe, um den Glauben ist es jezt geschehen. Laune und Phantasie richten ihr Reich auf. Dem Priester gehört der Raum der Kirche und der Altar, dem Künstler die vier Mauern. Das Buch der Baukunst gehört nicht mehr dem Priesterthum, der Religion, dem römischen Stuhle an, sondern der Einbildungskraft, der Dichtkunst, dem Volke. Daher die reißenden und unzählbaren Umwandlungen jener nur 300 Jahre alten Architektur, die um so auffallender sind, nach der einer Stockung

ähnlichen Unbeweglichkeit der römischen Baukunst, die sechs bis sieben Jahrhunderte zählt. Die Kunst schreitet mit Riesenschritten einher. Volksthümliches Genie und Originalität besorgen den Dienst, den sonst die Bischöffe thaten. Jedes vorübergehende Geschlecht beschreibt ein Blatt des neuen Buches, wischt auf den Giebeln der Cathedralen die alten römischen Hieroglyphen aus, und kaum erblickt man noch unter dem neuen Symbol hie und da die alte Glaubenslehre. Das volksthümliche Gewand läßt kaum errathen, daß hier die Gebeine der Religion begraben liegen. Kaum kann man sich einen Begriff von den Freiheiten machen, welche jezt die Architekten gegen die Kirche selbst sich erlauben. Hier zügellose Haufen von Mönchen und Nonnen, schmählig zusammengekuppelt. Dort des Altvaters Noa erster Rausch und seine Folgen, weiter ein bacchischer Mönch mit Eselsohren und das Glas in der Hand, seiner christlichen Gemeinde unter die Nase lachend! In dieser Epoche bestand für den in Stein geschriebenen Buchstaben eine Freiheit, die der jezigen Freiheit der Presse ganz vergleichbar ist. Es war die Freiheit der Architektur.

Diese Freiheit gieng sehr weit. Bisweilen stellte ein Portal, eine Façade, eine ganze Kirche, einen symbolischen Sinn dar, der dem be-

stehenden Cultus ganz fremd, sogar feindlich war. Vom dreizehnten Jahrhundert an schrieben Wilhelm von Paris, Nikolaus Flamel im fünfzehnten Jahrhundert, solche aufrührerische Blätter in Stein. Sanct Jakob am Schlachthause war eine vollständige Oppositionskirche.

Der menschliche Gedanke hatte damals keine andere Freiheit, als diese, und sprach sich sonst nirgends aus, als in jenen Büchern, die man Gebäude nannte. Wäre er auf Papier geschrieben gewesen, so würde ihn die Hand des Henkers auf öffentlichem Platze verbrannt haben. Da ihm nur der einzige Weg offen war, sich Luft zu machen, so betrat er ihn von allen Seiten. Daher jene unermeßliche Anzahl von Cathedralen in Europa, so groß, daß man es kaum glauben kann, selbst wenn man sie gezählt hat. Alle materiellen, alle intellektuellen Kräfte der Staatsgesellschaft kehrten sich dem nemlichen Punkte zu: der Architektur. Unter dem Vorwand, Gott Kirchen zu bauen, entwickelte sich die Kunst in erstaunlicher Weise.

Wer damals mit einem poëtischen Geiste geboren war, wurde Architekt, das in den Massen zerstreute, auf allen Seiten von der Feudalität, wie von einer Testudo eherner Schilde, unterdrückte Genie entwickelte sich, da es keinen

anderen Ausgang fand, in der Baukunst, und seine Iliaden nahmen die Form von Cathedralen an. Alle anderen Künste gehorchten und dienten der Baukunst. Die Architekten waren die Meister des großen Werks. Der Architekt, der Dichter, der Meister, vereinte in seiner Person die Bildhauerei, die ihm seine Façaden meiselte, die Malerei, die ihm seine Gläser färbte, die Musik, die seine Glocken läutete und seinen Orgeln den Wind einhauchte. Selbst die arme, eigentlich so genannte Poësie, die beharrlich in den Manuscripten vegetirte, mußte sich, um doch etwas zu bedeuten, unter die Architektur in poëtischer oder prosaischer Form einreihen und ihre Denksprüche in Stein aushauen lassen. Die nemliche Rolle hatten Aeschylus Tragödien in den priesterlichen Festen Griechenlands, die Genesis in Salomo's Tempel gespielt.

Bis auf Guttenberg also war die Architektur die Hauptschrift, die allgemeine Schrift. Dieses steinerne Buch beginnt im fernen Morgenlande, zieht sich durch die griechische Welt hin, und das Mittelalter hat ihr leztes Blatt geschrieben. Dieses Phänomen einer volksthümlichen Baukunst, welche auf die Architektur einer Kaste folgt, wie wir im Mittelalter sehen, ist übrigens nicht neu, und zeigt sich in den anderen großen Epochen der Geschichte mit einer den menschlichen Ein=

sichten entsprechenden Bewegung. So in dem Orient, dieser Wiege der Urzeit, nach der hinduischen Architektur die phönizische Baukunst, diese reiche Mutter der arabischen Architektur; im Alterthum nach der ägyptischen Baukunst die griechische Architektur; in den neueren Zeiten nach der römischen Architektur die gothische Baukunst. In den drei älteren Schwestern, der hinduischen, ägyptischen und römischen Architektur, findet man das nemliche Symbol wieder: die Theokratie, die Einheit, die Kaste, das Dogma, die Mythe, Gott; in den drei jüngeren Schwestern, der phönizischen, griechischen und gothischen Baukunst: die Freiheit, das Volk, den Menschen.

Mag er sich Bramine, Magus oder Pabst nennen, so fühlt man in den hinduischen, ägyptischen und römischen Gebäuden immer den Priester, nichts als den Priester. Anders die volksthümlichen Architekturen, sie sind reicher und weniger heilig. In der phönizischen Baukunst fühlt man den Kaufmann, in der griechischen den Republikaner, in der gothischen den Bürger.

Die allgemeinen Kennzeichen jeder theokratischen Architektur sind der Stillstand, der Abscheu vor jedem Fortschritt, die Erhaltung der Traditionen, das fortwährende Biegen aller

Form des Menschen und der Natur nach den unverständlichen Launen des Symbols. Es sind räthselhafte Bücher, welche blos die Eingeweihten zu entziffern vermögen. Jede Form, selbst jede Unförmlichkeit, hat einen Sinn, der sie heilig und unverlezlich macht. Der Stillstand ist ihr Leben, jede Vervollkommnung eine Gottlosigkeit. Die theokratischen Gebäude sind von der Unbiegsamkeit des Dogma, wie von einer zweiten Versteinerung, überzogen.

Die allgemeinen Kennzeichen der volksthümlichen Architektur dagegen sind Mannigfaltigkeit, Fortschritt, Originalität, Reichthum, unaufhörliche Bewegung. Sie haben sich schon so weit von der Religion losgemacht, um auf ihre Schönheit bedacht zu seyn, um ohne Unterlaß ihr Gewand von Statüen und Arabesken zu pflegen und zu verbessern. Sie gehören dem Jahrhundert an, sie haben etwas Menschliches, das sie dem göttlichen Symbol beifügen, unter dessen Einfassung sie noch erscheinen. Daher jeder Seele, jeder Einsicht, jeder Einbildungskraft zugängliche Gebäude, noch symbolisch zwar, aber leicht faßlich wie die Natur. Zwischen der theokratischen und volksthümlichen Architektur ist ein Unterschied, wie zwischen einer heiligen und einer gewöhnlichen Sprache, wie zwischen einem

Hieroglyphen und der Kunst, wie zwischen Salomo und Phidias.

Aus allem Diesem ergiebt sich, daß bis zum fünfzehnten Jahrhundert die Architektur das Hauptbuch der Menschheit war, daß in diesem Zeitraum kein irgend etwas verwickelter Gedanke erschien, der sich nicht zum Gebäude erhob, daß jede volksthümliche Idee, wie jedes religiöse Gesez, ihre Monumente hatte; daß endlich das menschliche Geschlecht nichts Wichtiges dachte, was es nicht in Stein geschrieben hätte. Und warum? — Weil jeder Gedanke, sey er religiös oder philosophisch, sich verewigen will, weil die Idee, welche eine Generation in Bewegung gesezt hat, noch auf ferne Geschlechter wirken und ihre Spur in der Geschichte zurücklassen will. Welche gebrechliche Unsterblichkeit ist aber ein Blatt Papier, ein Manuscript! Ein weit festeres und dauerhafteres Buch ist ein Gebäude. Das geschriebene Wort zu vernichten, bedarf es blos einer Fackel und eines fanatischen Muselmanns. Um das in Stein gebaute Wort niederzureißen, bedarf es einer Umwälzung des Staats oder der Natur. Die Barbaren sind über das Kolysäum weggeschritten, die Sündfluth hat vielleicht die Pyramiden überspült.

Im fünfzehnten Jahrhundert ändert sich Alles. Der menschliche Geist entdeckt ein Mittel,

sich nicht nur dauerhafter, als die Architektur, sondern auch einfacher und leichter zu verewigen. Die Architektur wird von ihrem Throne geworfen. Auf Orpheus steinerne Buchstaben folgen Guttenberg's bleierne.

Der Buchstabe tödtet den Stein!

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das größte Ereigniß in der Geschichte. Sie ist die Mutter der Revolution. Sie ist ein neuer Mund der Menschheit, ein neues Kleid des menschlichen Gedankens, das lezte Abstreifen der Haut jener symbolischen Schlange, welche seit Adam die Einsicht repräsentirt.

Unter der gedruckten Form ist der menschliche Gedanke unvergänglicher als je; er hat Flügel, keine Macht vermag ihn zu greifen und zu vernichten. Er fliegt mit der Luft des Himmels dahin. Zur Zeit der Architekur machte er sich zum Berge und sezte sich mächtig fest an Einem Ort und in Einem Jahrhundert. Jezt ist er ein Vogel mit tausendfältigem Gefieder, nach allen Winden fliegend, alle Theile der Luft und des Raums zumal einnehmend.

Der menschliche Gedanke stund fest auf festem Grunde und in dauerhaften Massen, die Buchdruckerkunst aber hat ihn erst unsterblich gemacht. Ein Gebäude, wie festes sey, kann man niederreißen, wie will man aber die Ubiquität vernich-

ten? Ein Berg ist längst verschwunden unter den Wellen einer Sündfluth, aber die Vögel fliegen noch, und wenn sie auf der Oberfläche der allgemeinen Wasserfluth nur eine einzige Arche erblicken, so lassen sie sich darauf nieder, überleben mit ihr, wohnen dem Falle der Wasser bei, und das neue Geschlecht, das aus diesem Chaos ersteht, erhält, lebend und geflügelt, den Gedanken der untergegangenen Welt. Wenn man erwägt, daß diese Art des Ausdrucks nicht nur die dauerhafteste, sondern auch die einfachste, die bequemste, die praktikabelste ist, daß sie keinen großen Troß mit sich führt und keines schwerfälligen Rüstzeugs bedarf, wenn man bedenkt, daß der Gedanke, der sich in Stein ausspricht, fünf bis sechs andere Künste, Tonnen Goldes, einen Berg von Steinen, einen Wald von Zimmerholz, eine Legion Arbeiter, in Bewegung sezen muß, wogegen der Gedanke, der sich zum Buche macht, nur etwas Dinte und Druckerschwärze bedarf, so wird man sich nicht mehr wundern, daß die menschliche Einsicht von der Architektur zur Buchdruckerkunst übergegangen ist.

Im sechszehnten Jahrhundert geht das Reich der Baukunst zu Ende. Von dem Augenblicke an, wo sie nicht weiter mehr ist, als eine Kunst, wie jede andere, wo sie nicht mehr die Hauptkunst, die souveraine Kunst, die tyranisirende

Kunst ist, hat sie nicht mehr die Kraft, die anderen Künste in ihrem Dienste zurückzuhalten. Sie emancipiren sich, brechen das Joch der Architektur, gehen ihren eigenen Weg. Jede von ihnen gewinnt bei dieser Trennung. Vereinzelung macht groß. Die Meiselei wird Bildhauerkunst, das Bilderwesen — Malerei, der Kanon — Musik. Man könnte sagen, ein Weltreich, das beim Tode seines Alexander zerfällt und dessen Provinzen sich zu Königreichen erheben! Daher Raphael, Michael Angelo, Jean Gujon, Palestrina, diese glänzenden Gestirne am leuchtenden Himmel des sechzehnten Jahrhunderts!

Zugleich mit den Künsten macht sich allerwärts der Gedanke frei. Die Urheber der Kezereien im Mittelalter hatten bereits dem Katholicismus tiefe Wunden geschlagen. Das 16te Jahrhundert vernichtet die religiöse Einheit. Ohne die Buchdruckerkunst wäre die Reformation ein Schisma geblieben, die Presse hat sie zur Revolution gemacht. Nehm't die Presse weg, so entzieht Ihr der Kezerei ihren Hebel. Mag man es ein Unglück, mag man es ein Geschick der Vorsehung nennen, Guttenberg ist Luthers Vorläufer.

Nachdem die Sonne des Mittelalters untergegangen, das gothische Genie am Horizont der Kunst für immer erloschen ist, verschwindet all-

mählig die Architektur mit ihr. Das gedruckte Buch zernagt, unterfrißt, stürzt das Gebäude. Die Architektur wird immer hinfälliger und farbloser. Sie ist kleinlich, ärmlich, nichtig. Sie drückt nichts mehr aus, nicht einmal das Andenken der Kunst einer anderen Zeit. Auf sich selbst beschränkt, von den anderen Künsten verlassen, weil der menschliche Gedanke sie aufgegeben hat, sammelt sie die Handwerker um sich, weil sie keine Künstler mehr hat. Aller Schwung, alle Originalität, alles Leben, alle Einsicht ist verschwunden. Wie eine jämmerliche Bettlerin, von Werkstätte zu Werkstätte, von Copie zu Copie, schleppt die Baukunst ihr elendes Leben dahin.

Alles Leben ist von der Architektur zur Presse übergegangen. Während die Baukunst sinkt, erhebt sich die Buchdruckerkunst. Das Kapital an Kräften, das sonst der menschliche Gedanke an Gebäude verwendete, giebt er jezt für Bücher aus. Vom sechszehnten Jahrhundert an überragt die Presse die Architektur, bekämpft und tödtet sie. Im siebzehnten Jahrhundert ist sie schon siegreich, souverain, kräftig genug, um der Welt das Fest eines großen literarischen Jahrhunderts zu geben. Im achtzehnten Jahrhundert ergreift sie, in Gestalt der leichten Waffe Voltaire's, Luthers altes Schlachtschwerdt wie-

der zum Kampfe mit dem alterthümlichen Europa. Als die lezte Stunde des vergangenen Jahrhunderts schlug, lag das alte Europa in Trümmern. Das neunzehnte Jahrhundert wird ein neues Europa aufbauen.

XIV.

Das unpartheiische Urtheil.

Am 7. Janr. 1482 wurde in Chatelét, wie üblich, offene Sizung gehalten. Der Saal war klein, nieder und gewölbt. Eine Tafel mit ausgeschnizten Lilien verziert stund am äussersten Ende, dem Eingang gegenüber; ein großer hölzerner Lehnstuhl, für den Prevot bestimmt, war unbesezt; links von demselben auf einer Bank saß der Auditor, Meister Florian; unter ihm der Gerichtschreiber, die Feder in der Hand. Gegenüber, vor den hölzernen Schranken, stun die Zuschauer. Im Saale selbst, vor der Thüre, vor den Schranken sah man eine Menge Sergeanten sich bewegen und ihren Dienst verrichten.

Meister Florian Barbedienne, Auditor am Chatelét, war taub. Dieser Fehler hat bei einem Richter nicht viel zu bedeuten, Meister Florian richtete darum nicht minder gut,

und zwar ohne Appellation. Es ist hinreichend, wenn ein Richter sich nur das Ansehen giebt zuzuhören, und Meister Florian erfüllte diese Bedingung, die einzig wesentliche einer guten Rechtspflege, um so besser, da seine Aufmerksamkeit durch kein Geräusch gestört werden konnte.

Im übrigen hatte er unter den Zuhörern einen unerbittlichen Kritiker seiner Handlungen und Geberden an unserem guten Freunde Johannes Frollo de Molendino, der überall zu finden war, nur in dem Hörsaale der Lehrer nicht.

Siehe da, sagte er zu Robin Poussepain die Scene, die vor ihren Augen aufgeführt wurde, kommentirend, siehe da, Jehanneton du Buisson! Bei meiner armen Seele, der alte Esel verurtheilt sie! Er ist also so blind als taub! Fünfzehn Sous soll das schöne Kind bezahlen, weil sie zwei Paternoster getragen hat.

Ei! Zwei Edelleute unter diesem Gesindel! Corpus Christi! Sie haben gewürfelt! Wann werde ich doch einmal unseren Rector hier erblicken! Hundert Pfund Strafe für den König unseren Herrn! Ich will mein Bruder der Archidiakonus werden, wenn mich das abhält zu spielen, zu spielen bei Tag, zu spielen bei Nacht,

zu leben im Spiel, zu sterben im Spiel, und am lezten Ende meine arme Seele zu verspielen!

Heilige Jungfrau, wie viele Mädchen! Ein ganzer Schaafstall voll! Ich kenne sie alle, so wahr Gott lebt! Zehen Sous Strafe, Ihr Coquetten! Das wird Euch lehren, goldene Leibgürtel zu tragen!

Aufgepaßt, Robin Poussepain! wen bringen Sie denn jezt, daß so viele Sergeanten auf den Beinen sind? Beim Jupiter! Die ganze Meute ist in Bewegung! Das muß das Hauptstück der Jagd seyn! Ein Keuler! Hercle! Es ist unser Fürst von gestern, unser Narrenpabst, unser Glöckner, unser Einäugiger, unser Buckliger, unsere Grimasse, unser Quasimodo!

Es war Quasimodo, gebunden und unter starker Bedeckung. Es lag übrigens nichts, seine Mißgestalt ausgenommen, in Quasimodo, das diesen ungewöhnlichen Aufwand von Spiesen, Büchsen und Schwertern rechtfertigte; er war düster, schweigsam und ruhig. Kaum warf von Zeit zu Zeit sein einziges Auge einen zornerfüllten Blick auf die Bande, die ihn fesselten. Inzwischen blätterte Meister Florian in der gegen Quasimodo vorliegenden Klage, die ihm der Gerichtschreiber darreichte.

Diese Vorsicht brauchte er bei jedem Verhör; er lernte dadurch die Namen, Qualitäten und Vergehen des Beschuldigten kennen, machte voraussichtliche Antworten auf vorausgesehene Fragen, und arbeitete sich so durch alle Schwierigkeiten des Verhörs durch, ohne daß man seine Taubheit allzu sehr gewahr wurde. Das Protokoll war für ihn der Hund des Blinden. Wenn zufällig durch irgend eine unpassende Anrede oder eine unverständliche Frage seine Taubheit sich kund gab, so hielten die Einen dies für tiefe Gelehrsamkeit, die Anderen für Dummheit. Meister Florian gab sich so viele Mühe, seine Taubheit zu verhehlen, daß es ihm meistens gelang. Dieser Erfolg machte ihm selbst Illusion, was übrigens leichter ist, als man glaubt, denn alle Buckligen gehen mit erhobenem Haupt, alle Stammelnden schreien und alle Tauben sprechen leise. Daher hatte sich Meister Florian endlich überredet, daß sein Ohr blos ein wenig rebellisch sey.

Nachdem er nun Quasimodo's Sache wohl aufgefaßt und sich einverleibt hatte, bog er das Haupt rückwärts und schloß die Augen zur Hälfte, um sich ein majestätisches und unpartheiisches Ansehen zu geben, so daß er jezt sowohl blind als taub war, ohne welche doppelte Bedingung es keinen vollkommenen Rich-

ter giebt. In dieser richterlichen Haltung begann er das Verhör:

Euer Name?

Hier trat ein durch das Gesez nicht vorausgesehener Fall ein, der — daß ein Tauber einen Tauben zu verhören hatte.

Quasimodo, der nichts von der an ihn gerichteten Frage hörte, starrte vor sich hin und antwortete nicht.

Der Richter, gleichfalls taub und von der Taubheit des Delinquenten nicht unterrichtet, glaubte, daß er geantwortet habe, wie gewöhnlich alle Befragten thun, und fuhr in seiner mechanischen und stupiden Weise fort:

Gut! Euer Alter?

Quasimodo antwortete eben so wenig auf diese Frage. Der Richter glaubte sie beantwortet und fuhr fort:

Jezt, Euer Stand?

Immer das nemliche Stillschweigen.

Die Zuschauer sahen sich unter einander an und kicherten.

Gut, fuhr der taube Richter ungestört fort, indem er voraussezte, daß der Angeklagte seine dritte Frage beantwortet habe; Ihr seyd vor uns angeklagt: primo, nächtlicher Ruhestörung; secundo, unehrbaren Angriffs auf die Person eines närrischen Weibsbilds; tertio, des Wider=

stand's und Aufruhr's gegen die Bogenschüzen der königlichen Leibwache. Erklärt Euch über alle diese Punkte. Gerichtschreiber, habt Ihr die Antworten aufgeschrieben, welche der Angeklagte bis jezt gegeben hat?

Auf diese unpassende Frage erhob sich ein allgemeines Gelächter im ganzen Saale, so heftig, so toll, daß es selbst den beiden Tauben nicht entgehen konnte. Quasimodo zuckte die Achseln und blickte verachtungsvoll um sich. Meister Florian, gleich ihm verwundert, bildete sich ein, daß irgend eine unehrerbietige Antwort des Angeklagten das Gelächter der Zuhörer erregt habe, und fuhr ihn mit den Worten an:

Du Schuft, Du hast hier eine Antwort gegeben, die den Strick verdiente!

Dieser Ausfall war nicht geeignet, der allgemeinen Lustigkeit Einhalt zu thun, sondern erregte ein convulsivisches Gelächter, das durch den ganzen Saal lief und alle Anwesenden ohne Ausnahme ergriff. Die beiden Tauben allein stimmten nicht mit ein. Der Richter, immer erbitterter, glaubte im nemlichen Tone fortfahren zu müssen, in der Hoffnung, dadurch dem Angeklagten einen heilsamen Schrecken, und den Zuhörern den nöthigen Respect einzuflößen.

Du heilloser und verkehrter Bursche, redete er den Delinquenten an, Du erlaubst dir ein solches Benehmen gegen den Auditor des Chatelét! Weißt Du, daß ich Florian Barbedienne heiße und Stellvertreter des Herrn Prevot bin?

In diesem Augenblicke trat der Prevot, Robert d'Estouteville, in eigener Person in den Saal, wodurch die Rede seines Auditors unterbrochen wurde. Meister Florian stürmte ihm sogleich entgegen und redete ihn mit den Worten an: Gnädiger Herr, ich bitte um exemplarische Bestrafung des hier gegenwärtigen Angeklagten wegen groben Mangels an Achtung vor der Justiz.

Der Prevot runzelte die Stirne und warf einen so gebietenden und bezeichnenden Blick auf den Stummen, daß dessen Aufmerksamkeit erregt wurde.

Hierauf richtete der Prevot, mit Strenge in Blick und Ton, die Frage an ihn: Was hast Du denn begangen, Du Schuft, daß Du hier bist?

Der arme Teufel, in der Meinung, daß der Prevot seinen Namen wissen wolle, brach sein gewöhnliches Stillschweigen und antwortete mit seinem rauhen Kehllaute: Quasimodo.

Die Antwort paßte so wenig auf die Frage,

daß das tolle Gelächter von neuem begann. Der Prevot wurde roth und blau vor Zorn und schrie: Willst Du auch mit mir Deinen Spaß treiben, Du Hund?

Glöckner an der Liebfrauenkirche, antwortete Quasimodo in der Meinung, daß der Richter wissen wolle, wer er sey.

Glöckner! wiederholte der Prevot zornig. Ich werde auf Deinem Buckel durch alle Straßen von Paris läuten lassen! Hörst Du, Schuft?

Wenn Ihr mein Alter wissen wollt, sagte Quasimodo, ich werde, glaube ich, auf den Sanct Martinstag 20 Jahre alt.

Das war allzuviel für die Geduld des Prevot: Sergeanten, rief er vor Zorn ausser sich, führt mir diese Bestie auf den Driller auf dem Greveplaz, dreht ihn eine Stunde lang, und haut ihm die Haut voll!

Der Gerichtschreiber brachte dieses Urtheil alsogleich zu Papier.

Beim Bauche des Pabst's! rief der Mühlenhanns aus seiner Ecke, der ist wohl gerichtet.

Der Gerichtschreiber reichte dem Prevot das Urtheil dar; dieser sezte seinen Namen bei und entfernte sich dann, um seine Runde durch die Gerichtssäle der Hauptstadt fortzusezen. Johannes Frollo und Robin Poussepain lachten in's Fäustchen. Quasimodo, der von

dem ganzen Vorgang nichts verstund, schien verwundert, aber ziemlich gleichgültig. Inzwischen, als Meister Florian das Urtheil durchlas, um es auch zu unterzeichnen, näherte sich der Gerichtschreiber, den der arme Teufel dauerte, seinem Ohr und sagte: Dieser Mensch ist taub.

Der Gerichtschreiber hoffte, daß die Beiden gemeinschaftliche Gebrechlichkeit Meister Florian zu Gunsten des Verurtheilten stimmen würde. Aber einmal wollte Meister Florian nicht taub scheinen, und dann war sein Gehör so hart, daß er nicht ein Wort von dem hörte, was der Gerichtschreiber zu ihm gesagt hatte. Er stellte sich jedoch, als ob er ihn vollkommen verstanden hätte, und rief: Ah! Ah! Das ist ein Anderes, das wußte ich nicht. Eine Stunde Pranger mehr, in diesem Falle!

Er unterzeichnete das also verschärfte Urtheil.

XV.

Das Rattenloch.

Wir führen den Leser auf den Greveplaz zurück, den wir gestern mit Peter Gringoire verlassen haben, um der Esmeralda zu folgen.

Es ist zehn Uhr Morgens, Alles umher deutet auf das gestern gefeierte Fest. Das Pflaster ist mit Bändern, Federn, Lumpen und abgeträufeltem Wachs bedeckt. Haufen müßiger Leute lümmeln da und dort herum. In den verschiedenen Gruppen wird das gestrige Fest besprochen. Die flandrischen Gesandten, Jakob Coppenole, der Kardinal von Bourbon und der Narrenpabst sind in Aller Munde.

Jetzt erscheinen vier Stadtsergeanten zu Pferd, und stellen sich auf den vier Seiten des Drillers auf. Ein Haufe Neugieriger sammelt sich, in der Hoffnung einer kleinen Exekution, alsbald um sie.

Dem Driller gegenüber steht der Rolandsthurm. In dem untersten Stocke desselben befindet sich eine kleine Zelle, die durch eine enge, mit zwei Eisenstäben vergitterte Oeffnung mit dem Platze kommunizirt. Diese Zelle hatte vor 300 Jahren Madame Rolande vom Rolandsthurm in ihrem eigenen Hause bauen lassen, um darin ihren Vater, der im heiligen Lande geblieben war, lebenslänglich zu vertrauern. Sie schloß sich in der engen, düstern Zelle ein, ließ die Thüre hinter sich vermauern, behielt von ihrem Pallaste nichts, als diese finstere Wohnung, und verschenkte ihre ganze Habe Gott und den Armen. In dieser Zelle brachte die

trauernde Dame zwanzig Jahre lang zu, betete Tag und Nacht für die Seele ihres Vaters, schlief in einem schwarzen Sacke auf dem bloßen Boden, ohne auch nur einen Stein zum Kopfkissen zu haben, und lebte blos von dem Brod und Wasser, die das Mitleid der Vorübergehenden durch die Oeffnung in die Zelle schob. Bei ihrem Tode, ehe sie von einem Grab in das andere ging, vermachte sie auf ewige Zeiten ihre Zelle an betrübte Frauen, die viel für sich oder andere zu beten hätten, und sich aus großem Schmerz oder großer Buße lebendig begraben wollten.

Seit dem Tode der ersten Klausnerin war die Zelle selten eines oder zwei Jahre leer geblieben. Viele Frauen beweinten darin lebenslänglich ihre Verwandte, ihre Liebhaber, ihre Vergehen. Die Bosheit der Pariser, die sich in Alles mischt, behauptete, daß man wenige Wittwen darin gesehen habe.

Ueber der Oeffnung, die als Fenster diente, stund in lateinischer Schrift mit großen Buchstaben:

Tu, Ora!

Das Volk, diese Ueberschrift auf seine Weise deutend, nannte die Zelle: Trou-aux-Rats, oder das Rattenloch.

XVI.

Geschichte eines Fladens.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte vorging, war die Zelle im Rolandsthurm besetzt. Wenn der geneigte Leser wissen will von wem, so darf er nur die Unterhaltung der drei Gevatterinnen anhören, die zu dieser Stunde, längs des Flusses, vom Chatelet gegen den Greveplatz heraufkamen. Zwei dieser Frauen waren, nach ihrem Anzug zu urtheilen, gute Pariser Bürgersweiber; die dritte schien, ihrer Kleidung nach, vom Lande zu seyn. Die letztere führte einen dicken Knaben von etwa sechs Jahren an ihrer Hand, der einen großen Fladen in der seinigen hatte. Er betrachtete ihn von Zeit zu Zeit mit zärtlichen Blicken; ein sehr wichtiger Beweggrund schien ihn abzuhalten, das Stück Kuchen anzubeißen.

Sputen wir uns, Frau Mahiette, sagte die Jüngste zu der Frau, die ihrem Anzug nach aus der Provinz war. Ich fürchte, wir werden zu spät kommen, denn man sagte mir im Chatelet, daß man ihn sogleich auf den Driller führen werde.

Bah, Frau Oudarde Musnier, erwiederte die andere Pariserin, er bleibt ja zwei Stunden

auf dem Driller. Wir haben alle Zeit. Habt Ihr auch schon drillen sehen, meine liebe Mahiette?

Ja, antwortete die Frau aus der Provinz, zu Reims.

Bah! Was will das heißen, Euer Driller zu Reims! Ein ärmlicher Käfig, wo man nur Bauern herumdreht! Das ist etwas Rechtes!

Nur Bauern! Auf dem Tuchmarkt zu Reims, erwiederte Mahiette etwas gekränkt. Wir haben schon recht ordentliche Verbrecher gehabt, die Vater und Mutter getödtet hatten. Bauern! Wofür haltet Ihr uns, Gervaise?

Die Frau aus der Provinz war im Begriffe, für die Ehrenrettung ihres Drillers in Eifer zu gerathen, als die gutmüthige, dicke Frau Oudarde Musnier zu rechter Zeit der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

Ei, Frau Mahiette, was sagt Ihr denn auch von unseren flandrischen Gesandten? Habt Ihr auch so schöne Gesandte zu Reims?

Ich muß selbst gestehen, versetzte Mahiette, daß man nur zu Paris solche Flamländer sehen kann.

Habt Ihr auch den großen flandrischen Gesandten gesehen, der ein Strumpfweber ist, fragte Oudarde?

Ja, sagte Mahiette; er sieht aus wie ein Saturn.

Und was sie für schöne Pferde haben! sprach Oudarde.

Oh, entgegnete Mahiette, das ist nichts gegen die Pferde des Königs und der Prinzen, die ich vor achtzehn Jahren bei der Krönung zu Reims gesehen habe.

Das mag seyn, antwortete Oudarde, aber darum bleiben die Pferde der flamländischen Gesandten doch schön; und gestern haben sie bei dem Herrn Prevot auf dem Rathhause ein prächtiges Nachtessen gehalten, und man hat ihnen süßen Wein, Gewürz und andere Seltenheiten vorgesetzt.

Was sagt Ihr da, Frau Nachbarin! schrie Gervaise. Bei dem Herrn Kardinal Bourbon haben die Flamländer gespeist.

Nein, bei dem Herrn Prevot!

Ja, bei dem Herrn Kardinal Bourbon!

So gewiß auf dem Rathhause, erwiederte Oudarde mit Bitterkeit, als der Doctor Scourable eine lateinische Anrede an sie gehalten hat, die ihnen viel Vergnügen machte; und mein Mann, der geschworner Buchhändler der Universität ist, hat es mir selbst gesagt.

So gewiß im Pallaste Bourbon, entgegnete Gervaise nicht minder lebhaft, als ich

Alles weis und aufzählen könnte, was sie gegessen und getrunken haben; und mein Mann hat es mir selbst gesagt, und hat die flamländischen Gesandten mit denen des Kaisers von Trapezunt verglichen, die unter dem letzten König aus Mesopotamien nach Paris gekommen sind und goldene Ohrenringe getragen haben.

Der wichtige Streit, ob die flandrischen Gesandten bei dem Prevot der Stadt Paris oder dem Kardinal Bourbon gespeist hätten, dauerte noch eine Zeitlang zwischen den beiden Frauen fort und wurde zuletzt so hitzig, daß er vielleicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn ihn nicht Frau Mahiette durch den plötzlichen Ausruf unterbrochen hätte: Was giebt es denn dort unten auf der Brücke? Es stehen viele Leute herum und sehen Etwas zu.

Wahrhaftig, sagte Gervaise, ich höre einen Tambourin; es wird wohl die kleine Smeralda seyn, die mit ihrer Ziege Mummereien macht. Geschwind, Mahiette! In Paris giebt es immer Etwas zu sehen, gestern die flandrischen Gesandten, heute die Zigeunerin.

Die Zigeunerin! rief Mahiette aus, indem sie zurückfuhr und ihren Knaben fester am Arm faßte. Da soll mich Gott behüten! Sie würde mir mein Kind stehlen. Komm, Eustach!

Mit diesen Worten lief sie davon, bis sie

die Brücke weit hinter sich hatte. Ihre Gefährtinnen würden sie nicht eingeholt haben, wenn nicht der Bube, den sie nach sich schleifte, gefallen wäre.

Diese Zigeunerin Euch Euer Kind stehlen? sagte Gervaise, das ist sonderbar von Euch.

Mahiette schüttelte nachdenklich den Kopf.

Es ist doch sonderbar, bemerkte Oudarde, daß die Büßerin im Rolandsthurm die nämliche Meinung von den Zigeunerinnen hat.

Wer ist denn diese Büßerin? fragte Mahiette.

Nun, die Schwester Gudula.

Wer ist die Schwester Gudula?

Man sieht wohl, daß Ihr aus Reims seyd. Es ist die Klausnerin im Rattenloch.

Wie, fragte Mahiette, das arme Weib, der wir diesen Fladen bringen?

Die Nämliche, wann wir auf den Greveplatz kommen, könnt Ihr sie unter der Oeffnung des Rolandsthurms sehen. Sie hat die nämliche Meinung von diesen egyptischen Landstreichern, wie Ihr, und verabscheut sie. Aber warum rennt denn Ihr so davon bei ihrem bloßen Anblick?

Oh! sagte Mahiette, und faßte den dicken Kopf ihres Knaben in beide Hände, ich möchte

nicht erleben, was der armen Paquette Chantefleurie begegnet ist.

Ei! fiel Gervaise neugierig ein, erzählt uns doch diese Geschichte.

Recht gerne, und es wundert mich nur, daß man in Paris nichts davon weiß. Ihr müßt also wissen, daß Paquette Chantefleurie ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren war, als ich auch achtzehn Jahre alt war, und das sind jetzt achtzehn Jahre, denn ich bin sechs und dreißig Jahre alt, und wenn die Paquette jetzt keinen Mann und keinen Buben hat, so ist sie selbst Schuld daran. Aber daß ich weiter sage, diese Paquette Chantefleurie war also die Tochter Guybertaut's, Minstrels der Schifferzunft zu Reims, und dieser Guybertaut war der nämliche, der vor König Karl VII. bei seiner Krönung, als er die Vésle herabfuhr, von Sillery bis Muison gespielt hat, und die Jungfrau von Orleans war auch in dem Schiff. Der alte Vater starb, als Paquette noch ein kleines Kind war. Die Mutter war ein gutes Weib, von der Paquette nichts lernte, als ein wenig Goldsticken, wobei sie groß wurde und arm blieb. Im Jahr 1461, als man unsern König Ludwig XI., den Gott erhalten wolle, zu Reims krönte, war Paquette so schön und munter, daß sie Jedermann Chante-

fleurie nannte. Sie hatte schöne Zähne und lachte gerne, um sie sehen zu lassen. Ein Mädchen, das gerne lacht, ist auf dem Wege zum Weinen, und schöne Zähne haben oft schöne Augen verderbt. Paquette und ihre Mutter mußten ihr Leben sauer verdienen, denn der Ertrag ihrer Goldstickerei gewährte ihnen nur dürftigen Unterhalt. In dem kalten Winter von 1461 hatten die beiden armen Geschöpfe kein Scheitchen Holz und es war sehr kalt; aber die Chantefleurie blühte wie eine Rose. An einem Sonntag kam sie mit einem goldenen Kreuz am Hals in die Kirche, und da merkte gleich Jedermann, daß es mit ihr nicht richtig war, und war erst vierzehn Jahre alt! Da kann man sehen! Zuerst war es der junge Viscomte Cormontreuil, dann Henri de Priancourt, Stallmeister des Königs, dann immer weiter herab, Chiard de Beaulion, Wappenherold, dann Guery Aubergeon, Vorschneider des Königs, dann Macé de Frepus, Barbier des Dauphin, und so fort immer weiter herab, bis sie endlich Jedermanns wurde, und, was will man sagen, es verging kein Jahr, so machte sie das Bett des Königs der Hurenjäger. Ehe ein Jahr verging! Arme Paquette Chantefleurie!

Die gute Mahiette seufzte und trocknete

sich die Augen. Das ist keine besondere Geschichte, und so hat man schon viele erlebt, sagte Gervaise, und es kommt ja nichts von Zigeunerinnen und Kindern darin vor.

Nur Geduld! fuhr Mahiette fort, es wird schon Alles kommen, und was das Kind betrifft, so wurde im Jahr 1466, an St. Paul wird es sechszehn Jahre, Paquette Chantefleurie von einem Mädchen entbunden. Die Unglückliche! Sie war vor Freuden ausser sich, denn sie wünschte sich schon lange ein Kind. Ihre Mutter war todt, und Paquette hatte Niemand mehr auf der Welt, den sie liebte, Niemand, von dem sie geliebt wurde. Sie war ein armes Geschöpf, einsam und verlassen in diesem Leben; man zeigte mit Fingern auf sie, schrie ihr in den Straßen nach, die Gassenjungen zischten sie aus und die Büttel schlugen sie. Sie hatte gealtert, und das ausgelassene Leben trug ihr jetzt nicht weiter mehr ein, als ehedem die Goldstickerei; der Winter wurde ihr wieder hart, das Holz in ihrem Holzstalle war so klein beisammen, als das Brod in ihrer Tischlade. Sie konnte nicht mehr arbeiten, denn als sie wollüstig wurde, war sie faul geworden, und sie hatte viel mehr zu leiden, denn, indem sie faul geworden war, war sie wollüstig geworden. So erklärt es wenigstens unser Herr Pfarrer

von Saint-Remy, warum diese Weiber mehr Hunger haben und empfindlicher für die Kälte sind, als andere arme Weiber, wann sie alt werden.

Wohl, sagte Gervaise, aber die Zigeuner?

Geduld doch! Gervaise, ermahnte sie die wohlbeleibte und geduldige Oudarde. Man muß auch Etwas für das Ende aufheben und nicht gleich Alles im Anfang sagen. Fahrt nur fort, Mahiette! Die arme Chantefleurie dauert mich!

Mahiette fuhr fort: Paquette war also sehr unglücklich und sehr betrübt, und ihre Wangen waren von Thränen gefurcht. In ihrer Schmach und Verlassenheit schien es ihr, daß sie weniger schmachvoll und weniger verlassen seyn würde, wenn es irgend ein Wesen auf der Welt gäbe, das sie liebte und von dem sie geliebt würde. Dieses Wesen konnte nur ein Kind seyn, denn nur ein Kind war unschuldig genug, sie zu lieben. Sie hatte den letzten Versuch mit einem Diebe gemacht, aber sie mußte bald zu ihrer Kränkung erfahren, daß auch dieser Dieb sie verachtete. Weiber solchen Schlags müssen einen Liebhaber oder ein Kind haben, ihr Herz auszufüllen, sonst sind sie sehr unglücklich. Da nun Paquette keinen Liebhaber mehr haben konnte, so wendete sie ihre ganze Sehnsucht

einem Kinde zu und betete zu Gott Tag und Nacht darum, denn sie war trotz ihres lasterhaften Wandels eine gute Christin geblieben. Deshalb erbarmte sich der Herr ihrer und schenkte ihr ein kleines Kind. Ihre Freude war unbegränzt; sie übergoß das kleine Geschöpf mit einem Strom von Thränen, Liebkosungen und Küssen. Sie säugte ihr Kind selbst, machte ihm aus ihrer Bettdecke, der einzigen, welche sie besaß, Wickelbänder, und fühlte weder Kälte noch Hunger mehr. Sie wurde wieder schön, denn aus einem alten Mädchen wird eine junge Mutter. Das alte Unwesen fing wieder an, man besuchte die Chantefleurie, und von dem Sündengeld, das sie verdiente, schaffte sie nichts Anderes an, als Spielsachen, Zuckerwerk und Putz für ihr Kind; an sich dachte sie nicht, und kaufte sich nicht einmal eine Bettdecke. Die kleine Agnes war aber auch ein schönes Kind und herausgeputzt wie eine Prinzessin. Unter Anderem hatte sie ein Paar niedliche, kleine Schuhe, wie der König selbst sie nicht schöner haben kann.

Seine Mutter hatte sie selbst gestickt und allen Fleiß darauf verwendet. Es waren die niedlichsten rosenfarbnen Schuhe, die man nur sehen kann, nicht größer als mein Daumen. Die junge Agnes hatte aber nicht nur einen niedlichen Fuß,

sondern war auch das niedlichste Geschöpf von der Welt. Ihre Mutter wurde täglich toller in sie vernarrt, und konnte nicht aufhören, mit ihr zu spielen, zu kosen, sie aus- und anzukleiden, sie zu bewundern und zu loben.

Die Geschichte ist recht artig, sagte Gervaise, aber wo bleiben die Zigeuner?

Jetzt kommt es, erwiederte Mahiette. Eines Tages kamen Reiter von ganz besonderer Art zu Reims an. Es waren Landstreicher und Diebe, die unter der Anführung ihres Herzogs und ihrer Grafen das Land durchzogen. Sie waren schwarzbraun, hatten krause Haare und trugen silberne Ringe in den Ohren. Die Weiber waren noch häßlicher, als die Männer. Ihr Gesicht war noch schwärzer, und ihre gezöpften Haare hingen wie ein Roßschweif über den Rücken hinab. Ihre Kinder, wann sie ihnen zwischen den Beinen herumkrochen, glichen wahren Affen. Und kurz, es war ein Heidenvolk. Sie kamen schnurgerade aus Egypten, und waren über Polen nach Reims gekommen. Der Pabst hatte sie Beichte gehört und ihnen zur Buße auferlegt, sieben Jahre lang hintereinander durch die Welt zu ziehen, ohne je in ein Bett zu liegen. Sie nannten sich auch büßende Brüder, und stanken. Es scheint, daß sie ehedem Sarazenen waren und

an Jupiter glaubten. Sie kamen nach Reims und sagten gut Glück im Namen des Königs von Algier und des Kaisers von Teutschland. Da man sie nicht in die Stadt ließ, lagerten sie sich vor dem Thor und ganz Reims strömte hinaus, sie zu sehen. Sie blickten Einem in die Hand und wahrsagten wunderbare Dinge. Sie wären im Stande gewesen, dem Erzverräther Judas zu prophezeihen, daß er Pabst werden würde. Es gingen auch allerlei Gerüchte über diese Leute, daß sie Kinder gestohlen und Menschenfleisch gegessen hätten. Ueberhaupt war es ein Diebsgesindel, aber das ist wahr, daß sie Einem Sachen sagten, die einen Kardinal hätten in Verwunderung setzen können. Die Mütter brüsteten sich mit ihren Kindern, seit die Zigeunerinnen aus ihrer Hand alle Arten von Wundern entziffert hatten, die auf heidnisch und griechisch hineingeschrieben waren. Die eine bekam einen Kaiser, die zweite einen Pabst, die dritte einen Kapitain zum Mann. Die arme Chantefleurie war auch neugierig; sie hätte gerne gewußt, ob ihre schöne, kleine Agnes nicht eines Tags Kaiserin von Armenien oder Etwas dieser Art werden würde. Sie trug daher das Kind zu den Zigeunern: diese bewunderten, liebkosten, küßten es mit ihren schwarzen Lippen und hatten besonders eine große Freude

an seinen kleinen Händchen und Füßchen. Das Kind fürchtete sich vor den schwarzen Gesichtern und weinte. Um so vergnügter war die Mutter über das Glück, das die Zigeunerinnen ihrer Agnes prophezeit hatten: sie sollte eine der schönsten und tugendhaftesten Königinnen werden. Sie kehrte ganz stolz mit der kleinen Königin in ihre Hütte zurück. Am anderen Morgen schlich sie sich, als das Kind noch schlief, zu einer Nachbarin, um ihr zu erzählen, daß eines Tages ihre Agnes von dem König von England und dem Erzherzog von Aethiopien bei Tafel bedient werden würde. Als sie zurückkam, fand sie die Thüre offen und das Kind war verschwunden; einer seiner kleinen niedlichen Schuhe lag auf dem Boden. Sie stürzte aus dem Hause, rannte mit dem Kopf gegen die Mauer und jammerte laut: Mein Kind! Mein Kind! Wer hat mir mein Kind geraubt? Die Straße war einsam, ihre Hütte stund vereinzelt; Niemand konnte ihr Etwas sagen. Sie durchrannte alle Straßen der Stadt, außer sich, rasend, schrecklich, wie ein Raubthier, das seine Jungen verloren hat. Keuchend, athemlos, ein irres Feuer in den Augen, das ihre Thränen trocknete, furchtbar anzuschauen, klopfte sie an Thüren und Fenster und forderte ihr Kind. Sie hielt die Vorübergehenden an und schrie: Mein Kind! Mein

Kind! Mein schönes kleines Kind! Wer mir mein Kind wiedergiebt, dessen Magd will ich seyn, die Magd seines Hundes, er soll mir das Herz aus dem Leibe reißen! Sie begegnete dem Pfarrer von Saint Remy und rief ihm zu: Bist Du ein Mann Gottes, so gieb mir mein Kind wieder und ich will Dein Feld mit meinen Nägeln pflügen! Es war ein herzzerreißender Anblick, und ich habe einen sehr hartherzigen Mann gesehen, Meister Pouce la Cabre, den Prokurator, der weinte. Ach! die arme Mutter! Am Abend kehrte sie in ihre verlassene Hütte zurück. Während ihrer Abwesenheit hatte eine Nachbarin zwei Zigeunerweiber hineinschleichen sehen, die einen Pack unter dem Arme trugen; sie kamen bald wieder heraus, schlossen die Thüre und flohen eilends davon. Seitdem hatte man in dem Hause eine Art Kindergeschrei gehört. Freudigen Muthes eilte die Mutter die Treppe hinauf, stürzte in das Zimmer und fand, statt ihres niedlichen Kindes, ein kleines, häßliches, hinkendes, buckliches und einäugiges Ungeheuer, das auf dem Boden kroch. Sie wendete ihre Augen mit Abscheu weg und rief: Oh, die garstigen Zauberer haben mein armes Kind in diese scheußliche Mißgeburt verwandelt! Man mußte den kleinen Zwerg schnell aus ihren Augen entfernen, um sie nicht wahnwitzig zu machen.

Das Kind war ein junges Ungeheuer, das der Teufel mit einer Zigeunerin erzeugt hatte; es war etwa vier Jahre alt und stammelte eine Sprache, die keine menschliche war. Die Chantefleurie hatte sich auf den kleinen Schuh geworfen, dem Einzigen, was ihr von ihrem Kinde übrig geblieben war. Sie blieb lange unbeweglich, stumm, ohne einen Lebenshauch, so daß man sie für todt hielt. Plötzlich zitterte sie am ganzen Körper, bedeckte ihre Reliquie mit wüthenden Küssen und brach in einen Strom von Thränen aus. Oh, mein Kind! Mein schönes kleines Kind! Wo bist du? rief sie jammervoll aus und rang die Hände. Wir weinten alle mit, und ich muß noch weinen, wann ich nur daran denke. Plötzlich erhob sie sich, und lief durch die Gassen der Stadt unter dem gräßlichen Geschrei: In das Lager der Egypter! In das Lager der Egypter! Laßt uns die Zauberer verbrennen! Die Zigeuner waren über alle Berge, es war stockfinstere Nacht und man konnte sie nicht verfolgen. Am andern Tage fand man, zwei Stunden von Reims, in einem Gehölze die Reste eines großen Feuers, einige Bänder, die der kleinen Agnes gehört hatten, Blutstropfen, und Bollen von einem Bock. Es war gerade eine Samstag-Nacht gewesen, und man zweifelte nicht, daß die Zigeuner hier

ihren Sabbath gehalten und in Gesellschaft des Teufels das Kind verzehrt hätten. Als die Chantfleurie diese furchtbaren Dinge erfuhr, weinte sie nicht; sie bewegte die Lippen zum Sprechen, und vermochte es nicht. Am anderen Morgen waren ihre Haare grau, den Tag darauf war sie verschwunden.

Das ist in der That eine schreckliche Geschichte, sagte Oudarde, und die einen Burgunder zum Weinen bringen könnte!

Ich wundere mich nicht mehr, fügte Gervaise hinzu, daß Euch vor den Zigeunern so bange ist!

Und Ihr habt wohlgethan, fügte Oudarde hinzu, mit Eurem Eustach davonzulaufen, denn diese Zigeuner da kommen auch aus Polen.

Nicht doch, verbesserte Gervaise, aus Spanien und Katalonien kommen sie.

Katalonien! Das ist auch möglich, und so viel ist gewiß, daß sie Zigeuner sind.

Und ihre Zähne sind scharf genug, um kleine Kinder zu fressen; und ich würde mich nicht wundern, wenn auch die kleine Smeralda ein wenig davon äße, denn sie ist doch auch nur eine Zigeunerin, und ihre weiße Ziege macht Kunststücke, die mir nicht recht gefallen wollen.

Inzwischen war Mahiette stillschweigend vorwärts geschritten, gleichsam noch vertieft in

die unglückliche Geschichte, welche sie so eben erzählt hatte. Und, fragte Gervaise, hat man nicht erfahren, was aus der Chantfleurie geworden ist?

Man hat sie niemals wieder gesehen. Die Einen sagten, sie sey zu diesem, die Andern, sie sey zu jenem Thor hinausgegangen; Andere wollten sie barfuß auf der Straße nach Paris erblickt haben; ein Bauer hatte auf seinem Acker ihr goldenes Kreuz gefunden, und man glaubte allgemein, daß sie sich in's Wasser gestürzt habe.

Arme Chantfleurie! seufzte Oudarde.

Und was ist aus dem kleinen Schuhe geworden? fragte Gervaise.

Er ist mit der Mutter verschwunden, antwortete Mahiette.

Armer, kleiner Schuh! seufzte Oudarde.

Und die Mißgeburt? fragte die neugierige Gervaise.

Welche Mißgeburt?

Das kleine egyptische Ungeheuer, das die Zauberinnen gegen die Tochter der Chantefleurie ausgewechselt hatten. Was ist damit geschehen? Ich hoffe doch, daß man es in's Wasser getragen hat.

Nein, erwiederte Mahiette.

Wie! also verbrannt? Das ist besser, denn so gehört es einem Zauberkinde!

Weder das Eine noch das Andere. Der Erzbischof hat sich des Kindes angenommen, hat es mit Weihwasser besprengt und ihm den Teufel aus dem Leibe getrieben. Hierauf hat man es nach Paris geschickt und in der Liebfrauenkirche als Findelkind ausgesetzt.

Inzwischen waren die drei Gevatterinnen, in ihr Gespräch vertieft, auf dem Greve-Platz angekommen. Sie waren an dem Rattenloch am Rolandsthurm vorübergegangen, ohne darauf Acht zu haben, und hatten sich mechanisch dem Driller zugewendet, um den sich eine immer größere Menschenmenge sammelte. Wahrscheinlich würden sie in ihrer Schaulust das Rattenloch und dessen Bewohner vergessen haben, wenn nicht der Knabe, als ob ein Instinkt ihm sagte, daß jetzt das Rattenloch hinter ihnen sey, gefragt hätte: Mutter, darf ich den Fladen jetzt essen?

Diese Frage weckte die Aufmerksamkeit der Mutter und sie rief: Zeigt mir doch Euer Rattenloch, daß ich der Büßerin ihren Fladen bringe!

Sogleich, denn das ist ein Liebeswerk, sagte die gutmüthige Oudarde.

Als die drei Frauen am Rolandsthurm ankamen, sagte Oudarde zu den beiden andern:

Wir dürfen nicht alle drei zumal durch die Oeffnung sehen, um die Klausnerin nicht zu erschrecken. Ich will meinen Kopf allein hineinstecken, sie kennt mich ein wenig.

Sie ging allein an die Lucke. In dem Augenblicke, da sie hineinsah, drückte sich ein tiefes Gefühl des Mitleids auf ihrem Gesichte aus, ihr Auge wurde feucht und ihr Mund verzog sich zum Weinen. Gleich darauf legte sie den Finger auf den Mund und gab Mahiette ein Zeichen, sich zu nähern.

Mahiette, beengt, schweigend und auf den Zehenspitzen, näherte sich der Oeffnung, wie man an das Bett eines Sterbenden tritt.

Es war ein jämmerlicher Anblick, der sich den beiden Weibern darbot, als sie durch die vergitterte Oeffnung in das Rattenloch blickten. Die Zelle war klein und eng. Auf dem steinernen Boden saß ein Weib, den Kopf bis auf die Kniee herabhängend, die Arme über die Brust gekreuzt. Sie war in einen braunen, faltenreichen Sack gewickelt, ihre langen, grauen Haare hingen bis auf die Füße herab, und beim ersten Anblick stellte sie eine seltsame Form dar, auf dem dunkeln Hintergrunde der Zelle in zwei Hälften getheilt, eine Art schwärzlichen Dreiangels, den der Strahl des Tages, der durch die Lucke fiel, in zwei Schattirungen theilte,

die eine nächtlich, die andere beleuchtet. Es war eines jener Gespenster, halb Schatten, halb Licht, wie sie Einem im Traume erscheinen, bleich, unbeweglich, düster, auf einem Grabe sitzend oder durch das vergitterte Fenster eines Kerkers schauend. Es war kein Weib, es war kein Mann, es war kein lebendes Wesen, keine bestimmte Form: es war eine Figur, ein Traumgesicht, das in der Wirklichkeit und Phantasie zusammenfließt, wie Licht und Schatten. Kaum ließ sich unter seinen bis auf die Erde herabhängenden Haaren ein abgemagertes und ernstes Profil erkennen; kaum erblickte man auf dem kalten Stein die Spitze eines nackten Fußes, der unter dem Sacke hervorsah. Man schauderte bei dem Anblick eines Wesens, dessen menschliche Form von seinem Trauergewande ganz bedeckt und unkenntlich war.

Diese Figur schien ein Marmorbild, ohne Bewegung, ohne Gedanken, ohne Athem. Im strengsten Wintermonat unter diesem leichten Sacke von Leinwand, halbnackt auf dem steinernen Boden, im Schatten eines Kerkers, durch dessen schiefe Oeffnung nie ein Strahl der Sonne gelangte und nur der Wind einzog, schien sie nicht zu leiden, nicht einmal zu fühlen. Man konnte glauben, daß sie mit dem Kerker Stein, mit dem Winter Eis geworden sey. Ihre Hände

waren gefaltet, ihre Augen fest auf einen Punkt gerichtet. Beim ersten Blick hielt man sie für ein Gespenst, bei'm zweiten für eine Bildsäule.

Von Zeit zu Zeit öffneten sich ihre blauen Lippen zu einem Hauche und zitterten, aber so todtenähnlich und mechanisch, wie Blätter, die der Wind bewegt.

Aus ihren stieren Augen leuchtete ein Blick, unaussprechlich, tiefsinnig, düster, unverrückt auf einen Winkel der Zelle gerichtet, den man von Aussen nicht sehen konnte, ein Blick, der alle finstern Gedanken dieser verlassenen Seele an irgend einen geheimnißvollen Gegenstand zu knüpfen schien.

Dies war das Geschöpf, das von seiner Wohnung den Namen der Klausnerin; und von seiner Kleidung den — der büßenden Sackträgerin erhalten hatte.

Die drei Weiber blickten durch die Oeffnung. Ihre Köpfe nahmen dem Kerker seine schwache Beleuchtung vollends, ohne daß die Unglückliche darauf Acht zu haben schien.

Wir wollen sie nicht stören, sagte Oudarde leise, sie ist in ihrer Verzuckung, sie betet. Inzwischen hatte Mahiette mit einer stets wachsenden Angst das eingefallene Gesicht der Büßerin betrachtet; ihre Augen füllten sich mit Thränen

und sie sagte halblaut für sich: Das wäre doch sehr sonderbar!

Sie steckte den Kopf zwischen dem äußeren Gitter der Oeffnung durch und konnte so bis in den Winkel sehen, auf den die Blicke der Unglücklichen unverändert gerichtet waren.

Als sie den Kopf aus der Oeffnung zurückzog, schwamm ihr Gesicht in Thränen. Wie nennt Ihr diese Frau? fragte sie.

Oudarde antwortete: Wir nennen sie Schwester Gudula.

Und ich, sagte Mahiette, ich nenne sie Paquette Chantefleurie.

Sie legte den Finger auf den Mund und gab der verwunderten Oudarde ein Zeichen, ihren Kopf durch das Gitter zu stecken und hineinzublicken.

Oudarde sah in dem Winkel, auf den der düstere Blick der Klausnerin unausgesetzt gerichtet war, einen kleinen Schuh von rosenfarbenem Sammt mit Gold und Silber gestickt.

Nach ihr blickte Gervaise hinein, und nachdem alle drei die unglückliche Mutter betrachtet hatten, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Die Klausnerin, weder durch ihre Blicke noch ihre Thränen gestört, blieb unbeweglich. Mit gefalteten Händen, mit stummen Lippen heftete sie ihre stieren Blicke auf den kleinen

Schuh, und wer die Geschichte dieses Schuh's wußte, dem mußte bei ihrem Anblick das Herz brechen.

Die drei Frauen hatten noch kein Wort gesprochen; sie wagten nicht einmal halblaut zu reden. Dieser große, stumme Schmerz, der die ganze Welt um sich her vergaß und den innern Blick nur auf einen einzigen Gegenstand richtete, erschien ihnen als etwas Heiliges. Sie waren im Begriffe, niederzuknien und zu beten.

Endlich versuchte Gervaise, welche die Neugierigste und mithin am wenigsten Gefühlvolle war, die Klausnerin zum Reden zu bringen: Schwester! Schwester Gudula!

Sie wiederholte diesen Ruf dreimal, jedesmal mit verstärkter Stimme. Die Klausnerin rührte sich nicht, nicht ein Wort, nicht ein Blick, nicht ein Seufzer, kein Zeichen des Lebens.

Jetzt rief Oudarde mit sanfter und einschmeichelnder Stimme: Schwester! Schwester Sanct-Gudula!

Gleiches Schweigen, gleiche Unbeweglichkeit.

Ein sonderbares Weib! sagte Gervaise. Ich glaube, man könnte einen Mörser losbrennen, ohne daß sie es hörte.

Sie ist vielleicht taub, seufzte Oudarde.

Vielleicht blind, sagte Gervaise.

Vielleicht todt, fügte Mahiette hinzu.

Wenn auch die Seele diesen unthätigen, halb-erstorbenen, gelähmten Körper noch nicht verlassen hatte, so hatte sie sich doch in solche Tiefen zurückgezogen, wohin die Wahrnehmungen der äußeren Organe nimmer gelangten.

Wenn wir den Fladen unter der Oeffnung zurücklassen, sagte Oudarde, so wird ihn irgend ein Junge wegnehmen. Wie machen wir es, um sie aufzuwecken?

Der kleine Eustach, dessen Aufmerksamkeit bis jetzt ein Hund, der an einen kleinen Wagen gespannt war, auf sich gezogen hatte, wurde jetzt plötzlich gewahr, daß die drei Frauen durch die Oeffnung im Thurme Etwas betrachteten; die Neugierde trieb ihn, er stieg auf einen Stein, richtete sich auf der Spitze der Zehen in die Höhe, brachte sein dickes rothes Gesicht unter die Lucke und schrie: Mutter, laß mich auch sehen!

Bei dieser Kinderstimme, klar, frisch, wohltönend, schauderte die Klausnerin zusammen. Sie wendete das Haupt, ihre langen, abgemagerten Hände strichen ihre Haare von der Stirne zurück, und sie heftete auf das Kind einen Blick, erstaunt, bitter, verzweifelnd. Dieser Blick war nur ein einziger Blitz.

O mein Heiland! schrie sie plötzlich auf und

verbarg ihr Gesicht zwischen den Knieen, zeige mir wenigstens nicht die Kinder Anderer!

Guten Morgen, Madame! sagte der Knabe ernsthaft.

Diese Erschütterung hatte die Klausnerin aufgeweckt und zu sich gebracht. Ein langer Schauder durchlief ihren Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Sie klapperte mit den Zähnen, hob sich halb in die Höhe, drückte die Ellenbogen gegen die Hüfte, nahm ihre nackten Füße in die Hand, um sie zu wärmen, und sagte: Oh! wie kalt!

Armes Weib, sagte Oudarde gerührt, wollt Ihr ein wenig Feuer?

Sie schüttelte das Haupt zum Zeichen der Verneinung.

Oder, fuhr Oudarde fort, indem sie ihr eine Flasche darreichte, etwas süßen Wein, der wird Euch wärmen. Trinkt!

Die Klausnerin schüttelte abermals das Haupt, blickte sie starr an und antwortete: Wasser.

Nicht doch, Schwester, das ist kein Getränk in dieser Jahreszeit. Trinkt ein wenig Wein und eßt diesen Maiskuchen, den wir für Euch gebacken haben.

Die Klausnerin schob den Fladen zurück, den ihr Mahiette darreichte und sagte: Schwarzes Brod.

Hier, fiel Gervaise ein, indem sie ihren wollenen Mantel abnahm, hier habt Ihr einen wärmeren Rock, als der Eurige ist.

Sie wies ihn von sich und sagte: Einen Sack.

Aber, fuhr die gutmüthige Oudarde fort, Ihr müßt doch auch ein wenig gewahr werden, daß gestern ein Fest war.

Ich habe es wahrgenommen, sagte die Klausnerin, denn seit zwei Tagen fehlt mir das Wasser in meinem Kruge.

Nach einer Pause fügte sie hinzu: Es ist Festtag, man vergißt mich. Man thut wohl daran. Warum sollte auch die Welt an mich denken, die nicht an sie denkt! Ich bin ein erloschenes Feuer, eine kalte Asche.

Die Klausnerin, wie ermattet von so vielen Worten, ließ das Haupt wieder auf die Knie sinken. Die einfache und gutmüthige Oudarde, die aus ihren letzten Worten schloß, daß sie sich abermals über die Kälte beklage, antwortete: So wollt Ihr doch ein wenig Feuer?

Feuer! sagte die Büßerin mit seltsamem Ausdruck, und wollt Ihr auch meiner armen Kleinen, die seit 15 Jahren unter der Erde liegt, ein wenig Feuer machen?

Alle ihre Glieder zitterten, ihre Augen strahlten, sie hatte sich auf die Knie emporgehoben, streckte plötzlich ihren abgemagerten Arm gegen

den Knaben aus, der sie verwundert betrachtete, und schrie: Tragt dieses Kind fort! Die Zigeunerin kommt!

Sie sank wie leblos auf das Pflaster zurück und ihr Kopf schlug mit großem Geräusch auf dem Stein an. Die drei Frauen glaubten sie todt. Bald aber erhob sie sich wieder und kroch auf Händen und Füßen dem Winkel der Zelle zu, wo der kleine Schuh war. Voll Entsetzen zogen die Weiber ihre Köpfe zurück, sie wagten nicht hinzublicken. Jetzt hörten sie tausend Küsse und tausend Seufzer, vermischt mit herzzerreissendem Geschrei und dumpfen Stößen, wie wenn man mit dem Kopf gegen eine Mauer rennt. Ein furchtbarer Stoß erfolgte, auf ihn tiefe Stille.

Hat sie sich wohl getödtet, sagte Gervaise und blickte durch die Oeffnung. Schwester Gudula!

Schwester Gudula! wiederholte Oudarde.

O mein Gott, sie rührt sich nicht mehr! rief Gervaise, sie ist todt! Gudula! Gudula!

Mahiette, der bisher das Mitleid die Stimme erstickt hatte, neigte sich plötzlich gegen die Oeffnung und rief: Paquette! Paquette Chantefleurie!

Dieser Ruf erschütterte den ganzen Körper der Klausnerin, sie sprang auf ihren nackten

Füßen in die Höhe, war mit einem Satz an der Oeffnung und blickte mit so flammenden Augen heraus, daß die drei Weiber erschrocken zurückbebten.

Oh! Oh! schrie sie mit wahnwitzigem Gelächter, die Egypterin ruft mich!

In diesem Augenblicke ging am Driller eine Scene vor, welche den düstern Blick der Klausnerin fesselte. Entsetzen und Abscheu auf ihrem fahlen, finsteren Gesichte, streckte sie ihre beiden abgemagerten Arme durch das Gitter heraus, und rief mit einer Stimme, die dem Geschrei einer unheilverkündenden Nachteule glich: Bist du wieder da, Tochter aus Egyptenland! Rufst du mich wieder, du Kinderdiebin! Verflucht, verflucht, verflucht seyst du in Ewigkeit!

XVII.

Eine Thräne für einen Tropfen Wasser.

Diese Worte waren, so zu sagen, der Verbindungspunkt zwischen den beiden Scenen, welche in dem gleichen Augenblicke in paralleler Richtung von einander, jede auf ihrem besonderen

Schauplatz aufgeführt worden waren: die eine vor dem Rattenloche, wie man bereits gelesen, die andere vor der Leiter des Drillers, die wir nun erzählen wollen. Die eine derselben hatte blos die drei Frauen, welche der Leser bereits kennt, zu Zeugen, der anderen wohnten als Zuschauer die Haufen Volks an, die sich wie wir oben gesehen, auf dem Greveplatz um den Schandpfahl und Galgen drängten.

Diese Menge, die den Driller neugierig umlagerte, zeigte keine allzugroße Ungeduld. Sie betrachtrte einstweilen den Driller, der aus einfachem Mauerwerk, etwa zehen Fuß hoch und innen hohl war. Eine sehr steile Staffel von unbehauenem Stein führte auf den Altan, auf welchem ein horizontales Rad von Eichenholz war. Auf diesem Rade band man den Patienten, knieend und mit auf den Rücken gebundenen Armen, fest. Ein hölzerner Balken, der eine in dem Innern des kleinen Gebäudes verborgene Winde in Bewegung setzte, gab dem Rade eine immer im horizontalen Plane erhaltene Schwingung und kehrte auf solche Weise das Gesicht des Verurtheilten allmählig allen Punkten des Platzes zu. Dies hieß man einen Verbrecher drillen.

Der Patient kam endlich, mit auf den Rücken gebundenen Armen, auf einem Karren an, und

nachdem man ihn auf den Schandpfahl hinaufgewunden hatte, erschallte der ganze Platz von ungeheuerem Gelächter und Zuruf. Man hatte Quasimodo, den Buckligen, erkannt.

Er war es in der That. Der Wechsel der Dinge war seltsam. Jetzt geknebelt und gedrillt auf dem nämlichen Platze, wo er am Abend zuvor, den Herzog von Egypten, den König von Kauderwelsch und den Kaiser von Galiläa in seinem Gefolge, triumphirend aufgezogen und von der jubelnden Menge als Pabst und Fürst der Narren begrüßt und ausgerufen worden war.

Jetzt gebot Michel Noiret, geschworner Trompeter unseres Herrn, des Königs, den Bürgern und Insassen Stille und rief mit lauter Stimme das Urtheil des Prevot aus.

Quasimodo, ruhig und unbeweglich, verzog keine Miene. Seine Bande waren so fest geschnürt, daß sie ihm jeden Widerstand unmöglich machten. Es ließ sich auf seinem Gesichte nichts erkennen, als das dumpfe Staunen eines Wilden oder eines Blödsinnigen. Er war taub und man hätte ihn auch für blind halten können. Man hieß ihn niederknien, er kniete. Man entblöste seinen Rücken bis zum Gürtel, er ließ es geschehen. Man befestigte ihn an den Driller, er rührte sich nicht. Blos von Zeit zu

Zeit blies er mit Geräusch den Athem von sich, wie ein Kalb, dessen Kopf auf dem Karren des Schlächters hinten überhängt.

Der Lümmel, sagte Johannes Frollo, der Mühlenhans, zu seinem Freunde Robin Poussepain, (denn Beide waren natürlich dem Spektakel nachgelaufen,) er weis so wenig, was mit ihm vorgeht, als ein Maikäfer, den man in eine Schachtel einschließt.

Die Menge lachte wie toll, als sie Quasimodo's bloßen Höker, seine haarige Brust und seine hornartigen Schultern erblickte. Inzwischen stieg ein Mann von untersetzter und starker Gestalt, in der Livree der Stadt Paris, auf die Plattform und stellte sich in die Nähe des Patienten. Sein Name lief alsbald von Mund zu Mund. Es war Pierrat Tortetrue, geschworner Stockmeister des Chatelet.

Er warf seinen Rock ab und nahm in die rechte Faust eine dünne Peitsche von weißen Riemen, die mit metallenen Nägeln besetzt waren. Hierauf streifte er mit der linken Hand das Hemd am rechten Arme auf.

Bei diesem Anblick schrie Johannes Frollo mit der Stimme eines Ausrufers: Schaut her, Ihr Herren und Frauen, man wird allhier geißeln den Meister Quasimodo, Glöckner meines Bruders, des Archidiakonus an der

Liebfrauenkirche, ein Schaustück orientalischer Baukunst, dessen Rücken ein Dom, und dessen Beine gewundene Säulen sind!

Die Menge brach in ein unermeßliches Gelächter aus.

Jetzt stampfte der Stockmeister mit dem Fuße auf den Boden. Das Rad setzte sich in Bewegung, Quasimodo fing an zu schwanken. Die Bestürzung, die sich plötzlich in seinen mißgestalteten Zügen abzeichnete, verdoppelte ringsum das allgemeine Gelächter.

Als jetzt das Rad in seinem Umschwung dem Meister Pierrat Quasimodo's Höker zukehrte, hob er den Arm. Die dünnen Riemen pfiffen durch die Luft und fielen mit Macht auf die blosen Schultern des Unglücklichen herab.

Quasimodo's ganzer Körper schütterte zusammen, als ob er plötzlich aus dem Schlafe erwacht wäre. Jetzt fing er an zu begreifen, was mit ihm vorging. Er rang und windete sich in seinen Banden; ein heftiges Zucken der Ueberraschung und des Schmerzes verzerrte die Muskeln seines Gesichts, aber seinen Lippen entfuhr kein Seufzer. Er drehte blos seinen Kopf, bald rückwärts, bald links, bald rechts, wie ein Stier, den eine Bremse in die Seite sticht.

Dem ersten Hieb folgte ein zweiter, dann

ein dritter, und so fort. Das Rad hörte nicht auf sich zu drehen und in gleichem Maaße fielen die Hiebe hageldicht. Bald rieselte das Blut aus hundert Oeffnungen über die schwarzen Schultern des Buckligen herab.

Quasimodo hatte, wenigstens dem Anschein nach, seine vorige Fühllosigkeit wieder angenommen. Zuerst hatte er, insgeheim und ohne große äußere Anstrengung, seine Bande zu zerreißen gesucht. Sein Auge glühte, seine Muskeln spannten sich an, er raffte die ganze Kraft seines Körpers zusammen, und man sah, wie sich die Riemen dehnten, die ihn gefesselt hielten. Die Anstrengung war kraftvoll und verzweifelt, aber die Bande waren allzu stark und widerstanden ihr. Sie krachten, aber hielten fest. Quasimodo fiel erschöpft zurück. An der Stelle des Stumpfsinns erblickte man in seinen Zügen das Gefühl einer tiefen und bitteren Muthlosigkeit. Er schloß sein einziges Auge, ließ das Haupt auf die Brust sinken, und blieb so unbeweglich, als ob sein Leben entflohen wäre.

Nichts vermochte ihm eine Bewegung zu entreißen: Weder sein Blut, das in Strömen floß, noch die verdoppelten Hiebe des Henkers, die mit stets wachsender Heftigkeit fielen, noch das Zischen der Geißel, die um seine Ohren sauste.

Endlich streckte ein Gerichtsbote des Chatelet, der, schwarz gekleidet, auf einem schwarzen Rosse neben dem Driller hielt, um über die Vollziehung des Urtheils zu wachen, seinen Stab von Ebenholz aus. Der Henker hielt inne. Das Rad stand still. Quasimodo's Auge öffnete sich langsam wieder.

Die Geißelung war vorüber. Zwei Knechte des geschworenen Stockmeisters wuschen die blutigen Schultern des Patienten, rieben sie mit Balsam ein und warfen eine Decke über seine nackten Schultern.

Noch war nicht alles für den armen Zwerg beendet; er hatte noch eine Stunde auf dem Pranger auszuhalten. Quasimodo war, wie wir bereits wissen, ziemlich allgemein verhaßt. Es gab kaum Einen Zuschauer unter der ihn umgebenden Menge, der sich nicht aus diesem oder jenem Grunde über den bösartigen Großbuckel der Liebfrauenkirche beklagen zu müssen glaubte. Die Freude war daher allgemein, als man ihn auf dem Pranger erblickte; und die blutige Stäupung, die er so eben erlitten, hatte, statt das Mitleid zu wecken, die öffentliche Munterkeit und Schadenfreude nur noch vermehrt.

Die Weiber zeichneten sich bei dieser Gelegenheit, wie bei anderen solcher Art, besonders aus. Da war keine, die ihm nicht entweder

wegen seiner Bosheit oder wegen seiner Häßlichkeit gram gewesen wäre. Die letzteren waren die wüthendsten.

Oh, Maske des Antichrist! rief die eine.

Ritter vom höllischen Besenstiel! schrie die andere.

Die schöne tragische Grimasse, heulte eine dritte, und wer würde den Narrenpabst machen, wenn heute gestern wäre!

Gut, fügte ein altes Weib hinzu, das ist die Grimasse des Schandpfahls, wann wird die des Galgens kommen?

Wann wirst du hundert Schuh unter der Erde liegen mit deiner großen Glocke als Nachtmütze auf dem Kopf, verdammter Glockenläuter!

Und dieser Satan soll das Angelus einläuten?

Oh, der Taube! Der Einäugige! Der Bucklige! Das Scheusal!

Tausend Verwünschungen regneten zumal auf den Unglücklichen; das Zischen und Lachen nahm kein Ende und von da und dort flogen Steine auf ihn.

Quasimodo war taub, aber er sah mit seinem einzigen Auge hell genug, und die öffentliche Wuth war nicht minder deutlich auf den Gesichtern zu lesen, als sie sich durch Worte aussprach. Die Steine, die auf den Unglücklichen geworfen wurden, gaben vollends den Text dazu.

Quasimodo hielt im Anfang fest, nach und nach aber erlag seine Geduld, die sich unter der Geißel der Henkers nicht verläugnet hatte, unter den wiederholten Stichen der ihn umschwärmenden Insekten. Der asturische Stier, der ruhig bleibt bei den Angriffen des Picadors, wird wüthend bei dem Anblick der Hunde und der Fahnenschwinger, die ihn hetzen.

Quasimodo warf erst einen drohenden Blick auf die Menge; aber geknebelt wie er war, vermochte sein Blick nicht die Fliegen zu verscheuchen, die in seine offene Wunde stachen. Jetzt knirschte er in seinen Banden und suchte sie zu zerreißen. Das Gerüste krachte unter seiner Anstrengung. Vergebens, und das Zischen und Lachen um ihn her wurde immer heftiger.

Jetzt wurde der Unglückliche, da er seine Bande nicht zu zerreißen vermochte, plötzlich wieder ruhig; nur stieß er von Zeit zu Zeit einen Seufzer der Wuth aus, der ihm die Brusthöhle zersprengen zu wollen schien. In seinen stumpfsinnigen Zügen war keine Empfindlichkeit für Ehre und Schande zu lesen; er war zu sehr roher Naturmensch, um zu wissen, was bürgerliche Schande sey. Nur Zorn, Haß, Verzweiflung zogen allmählig auf diesem häßlichen Gesichte ein immer düstereres Gewölke, je mehr

und mehr von einer Electricität geschwängert, welche in tausend Blitzen aus dem brennenden Auge des Cyklopen ausströmte.

Dieses Gewölke hellte sich einen Augenblick auf, als Quasimodo mitten unter der Menge einen Maulesel erblickte, auf dem ein Priester saß. Bei diesem Anblick, so entfernt er noch war, wurden die Züge des armen Patienten milder. Zorn und Haß verschwanden und machten einem seltsamen Lächeln Platz, von unaussprechlicher Milde, Zahmheit und Zärtlichkeit. Nach Maaßgabe, als der Priester sich näherte, wurde dieses Lächeln deutlicher, bestimmter, strahlender. Der Unglückliche schien die Ankunft eines Heilands und Retters zu begrüßen. Als aber das Maulthier nahe genug am Pranger war, daß sein Reiter den Patienten erkennen konnte, schlug der Priester die Augen nieder, wendete plötzlich sein Thier um, gab ihm beide Sporen, als ob er sich eilends dem demüthigenden Hülferufen des Delinquenten entziehen wollte, und wenig geneigt wäre, an solchem Ort und in solcher Lage von dem armen Teufel erkannt und begrüßt zu werden.

Dieser Priester war der Archidiakonus Claude Frollo.

Jetzt umzog sich Quasimodo's Gesicht noch finsterer als zuvor. Noch eine Zeitlang

mischte sich dem düsteren Gewölke ein Lächeln bei, aber bitter, entmuthigt, tiefbetrübt. Die Zeit verfloß. Jetzt stund der Unglückliche wenigstens eine und eine halbe Stunde da, blutig gegeißelt, mißhandelt, verhöhnt, fast gesteinigt.

Plötzlich suchte er in einem neuen Anfall von Verzweiflung seine Bande zu sprengen; er faßte alle seine Kraft zusammen und das Gerüst zitterte unter ihm. Als er sah, daß seine Anstrengung vergeblich sey, brach er sein hartnäckiges Stillschweigen und schrie mit einer rauhen mißtönenden Stimme, die mehr einem Geheul, als menschlichen Tönen, glich: Zu trinken!

Dieser Ausruf des Leidenden, weit entfernt das öffentliche Mitleid zu wecken, gab der rohen Menge neue Gelegenheit zu Neckereien und Scherzreden. Nicht eine einzige Stimme erhob sich für den Unglücklichen; man lachte und machte sich lustig über sein Leiden. Man muß jedoch bekennen, daß in diesem Augenblicke der Patient mehr lächerlich und widerwärtig, als mitleidswürdig erschien, mit seinem finstern Angesicht, mit seinem flammenden Auge, mit seinem von Wuth und brennendem Durst schäumenden Munde. Man muß ferner gestehen, daß, wenn sich auch irgend eine mitleidige Seele unter dem Haufen gefunden hätte, die geneigt gewesen wäre, dem armen leidenden Geschöpf einen Tropfen Wassers zu

reichen, doch um die ehrlosen Stufen des Schandpfahls ein solches Vorurtheil von Schmach und Schande herrschte, das jeden gutmüthigen Samariter hindern mußte, sich ihnen zu nähern.

Einige Minuten lang warf Quasimodo einen Blick der Verzweiflung auf die Menge und wiederholte dann in noch kläglicherem Tone: Zu trinken!

Die Menge erhob ein schallendes Gelächter.

Hier hast Du zu trinken! schrie Robin Poussepain und warf ihm einen im Straßenkoth getränkten Schwamm zu. Da, garstiger Zwerg, ich bin noch Dein Schuldner!

Ein Weib warf ihm einen Stein an den Kopf: Das soll Dich lehren, uns bei Nacht mit Deinem verfluchten Geläute aufzuwecken!

Teufelskind! heulte ein Lahmer und suchte ihn mit seiner Krücke zu erreichen, wirst Du uns wieder Zauberzettel vom Thurm der Liebfrauenkirche herabwerfen!

Hier hast Du einen Napf zum Trinken! rief ihm ein Mann zu, und warf ihm einen zerbrochenen Krug auf die Brust. Du bist schuld daran, daß meine Frau ein Kind mit zwei Köpfen auf die Welt gebracht hat!

Und meine Katze ein Junges mit sechs Füßen! heulte ein altes Weib und warf einen Ziegel nach ihm.

Zu trinken! wiederholte zum Drittenmal, keuchend und halb verschmachtet, Quasimodo.

In diesem Augenblicke sah er aus der sich öffnenden Menge ein junges seltsam gekleidetes Mädchen treten. Eine kleine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern folgte ihr. Das Mädchen trug einen baskischen Tambourin in der Hand.

Quasimodo's Auge funkelte. Es war die nämliche Zigeunerin, die er in der vergangenen Nacht entführen wollte, und wegen welcher er, wie er dunkel fühlte, jetzt gezüchtigt wurde. Er zweifelte nicht, daß sie komme, um sich zu rächen und ihm irgend ein Leid anzuthun. Er sah sie in der That rasch die Stufen heraufsteigen. Zorn und Verdruß erstickten ihn fast; er hätte das ganze Gerüste zertrümmern mögen, und wenn sein Blick ein Blitz gewesen wäre, so würde er die Egypterin zermalmt haben, ehe sie die Plattform erreichte.

Das Mädchen, ohne ein Wort zu sagen, näherte sich dem Unglücklichen, nahm eine Flasche aus ihrem Gürtel und brachte sie sachte an seine vertrockneten Lippen.

Jetzt sah man in diesem trockenen und brennenden Auge eine Thräne aufsteigen, die langsam über sein mißgestaltetes Gesicht herabrollte. Es war vielleicht die erste Thräne, die der Unglückliche je vergossen hatte.

Er vergaß zu trinken. Das Zigeunermädchen machte eine Geberde der Ungeduld, brachte ihm die Flasche an den Mund und hob sie in die Höhe. Er trank in langen Zügen. Sein Durst war brennend gewesen.

Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, verlängerte er seine schwarzen Lippen, ohne Zweifel in der Absicht, die Hand zu küssen, die ihm Beistand geleistet. Aber das Mädchen, die sich des gewaltsamen Versuchs der vergangenen Nacht erinnerte und auch jetzt nicht recht traute, zog ihre Hand mit der Geberde eines erschrockenen Kindes zurück, das von einem wilden Thiere gebissen zu werden fürchtet.

Der arme Taube warf ihr einen Blick zu, in dem sich stiller Vorwurf und unaussprechliche Traurigkeit malten.

Dieses junge, schöne, blühende Mädchen, dieses reine und schwache Geschöpf, voll Mitleid herbeieilend, um dem Elend, der Mißgestalt und Bosheit Hülfe zu leisten — dies wäre überall ein rührendes Schauspiel gewesen! Auf einem Pranger war es göttlich.

Selbst der rohe Haufe, der das Gerüste umstand, wurde davon ergriffen, klopfte in die Hände und rief: Christfest! Christfest!

In diesem Augenblick hatte die Klausnerin vom Rolandsthurm das Zigeunermädchen auf

dem Pranger erblickt, und ihr die Verwünschung zugerufen: Verflucht seyst Du, Tochter aus Egyptenland! Verflucht! Verflucht!

Esmeralda erbleichte und stieg mit schwankenden Schritten vom Pranger herab. Die Stimme der Klausnerin rief ihr nach: Steige herab! Steige herab, egyptische Räuberin! Du wirst eines Tages wieder hinaufsteigen!

Die Klausnerin hat ihre schwarze Stunde! murmelte das Volk. Dabei blieb es, denn wer damals aus freiem Willen Tag und Nacht betete, wurde für heilig gehalten und gefürchtet.

Nachdem die Zeit verflossen war, entließ man den Delinquenten und die Menge zerstreute sich nach allen Richtungen.

An der großen Brücke machte Mahiette plötzlich Halt und fragte ihren Knaben: Ei, Eustach! Was hast Du denn mit dem Kuchen gemacht?

Mutter, erwiederte das Kind, während Ihr mit der Dame im Rattenloche sprachet, kam ein großer Hund und biß meinen Kuchen an; dann habe ich auch davon gegessen.

Wie, Du hast Alles gegessen?

Der Hund hat's gethan; ich sagte es ihm wohl, aber er hörte nicht darauf; dann aß ich auch mit.

XVIII.

Wie es gefährlich ist, sein Geheimniß einer Ziege anzuvertrauen.

Mehrere Wochen waren verflossen. Man befand sich in den ersten Tagen des März und die Sonne schien schon recht warm und freundlich. Der Liebfrauenkirche gegenüber, die im Strahl der Mittagssonne glänzte, auf dem Balkon eines gothischen Hauses, saßen mehrere schöne, junge Mädchen, lachend und schäkernd. Sie waren in Gold, Sammt und Seide gekleidet, und Alles an ihnen deutete auf Reichthum und hohen Stand. Es waren in der That die adeligen Damen Fleur-de-Lys de Gondelaurier, und ihre Gespielinnen Diane de Christeuil, Amelotte de Montmichel, Colombe de Gaillefontaine und die kleine Champchevrier, lauter Töchter aus guten Häusern, in diesem Augenblicke bei der Wittwe Dame Gondelaurier versammelt, den Prinzen von Beaujeu und seine Gemahlin zu erwarten, die im Monat April nach Paris kommen und die Ehrendamen wählen sollten, die zur Einholung der Dauphine Margarethe bestimmt waren, wann man sie

in der Pikardie von den Flamländern übernehmen würde. Alle Junker auf dreißig Stunden in der Runde strebten nach dieser Auszeichnung für ihre Töchter, und Viele hatten sie bereits nach Paris gebracht oder geschickt. Die genannten jungen Damen waren der Hut der ehrwürdigen Dame Aloise de Gondelaurier anvertraut, welche die Wittwe eines Kapitains der königl. Bogenschützen war und sich mit ihrer einzigen Tochter in ihr Haus an der Ecke der Straße Parvis, der Liebfrauenkirche gegenüber, zurückgezogen hatte.

Der Balkon, auf welchem die jungen Mädchen waren, öffnete sich gegen ein reich tapezirtes Zimmer. Im Hintergrunde desselben, am Kamin, saß in einem reichen Armstuhl von rothem Sammt die Dame Gondelaurier, deren 55 Jahre in ihrer Kleidung sowohl, als auf ihrem Gesichte zu lesen waren. Neben ihr stund ein junger Mann, dessen Gesicht ziemlich vielen Stolz, auch zugleich keine geringe Dosis von Eitelkeit und Anmaßung, aussprach, kurz einer jener schönen Männer, über deren Schönheit alle Weiber einig sind, während der ernste Physiognomist die Achsel darüber zuckt. Dieser junge Cavalier trug die glänzende Uniform eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen.

Die Damen saßen theils auf dem Balkon,

theils in dem Zimmer. Jede von ihnen hielt auf ihren Knieen einen Zipfel einer großen Stikkerei, an welcher sie gemeinschaftlich arbeiteten. Sie unterhielten sich untereinander mit jener kichernden Stimme und dem halberstickten Lachen einer Versammlung junger Mädchen, in deren Mitte sich ein junger Mann befindet. Der junge Mann, dessen bloße Gegenwart schon alle diese weiblichen Eitelkeiten in Bewegung setzte, schien sich nur wenig um sie zu kümmern, und während jedes dieser schönen Mädchen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte, putzte er gleichgültig mit seinem hirschledernen Handschuh die Schnalle an seinem Leibgürtel.

Von Zeit zu Zeit sprach die alte Dame leise mit ihm, und er antwortete ihr, so gut er vermochte, mit einer Art linkischer Höflichkeit. Aus der lächelnden Miene, aus kleinen Zeichen guten Einverständnisses der alten Dame, an den Blikken, welche sie bisweilen auf ihre Tochter Fleur-de-Lys schießen ließ, während sie leise mit dem Kapitain sprach, ließ sich leicht erkennen, daß von einer bereits vollzogenen Verlobung, von einer ohne Zweifel nahen Heirath zwischen dem jungen Manne und Fleur-de-Lys die Rede war. Aus der verlegenen Kälte des Offiziers ergab sich jedoch, daß es sich, von seiner Seite wenigstens, nicht mehr um Liebe handle. Sein ganzes Gesicht drückte

Verlegenheit und Verdruß aus, und man sah ihm an, daß er hier eine Art Frohndienst verrichte.

Die gute Dame, ganz vernarrt in ihre Tochter, wie Mütter zu seyn pflegen, nahm seinen Mangel an Enthusiasmus nicht wahr, und machte ihm mit leiser Stimme bemerklich, mit welcher unendlichen Vollkommenheit und Grazie Fleur-de-Lys ihre Nadel handhabe.

Seht doch einmal, Vetterchen, flüsterte sie ihm ins Ohr, indem sie ihn am Aermel zu sich herabzog, seht doch, jetzt bückt sie sich über die Arbeit!

Wahrhaftig! antwortete der junge Mann und fiel in sein zerstreutes und kaltes Stillschweigen zurück.

Einen Augenblick darauf mußte er sich aufs Neue zu ihrem Ohre neigen, und Dame Aloise sprach zu ihm: Habt Ihr je ein einnehmenderes und liebreizenderes Gesicht gesehen, als das — Eurer Zukünftigen? Kann es etwas Weißeres und Blonderes geben? Sind das nicht vollendete Hände? Und dieser Hals, nimmt er nicht, zum Bezaubern, alle Biegungen des Schwans an? Wahrhaftig, ich beneide Euch selbst bisweilen! Ihr seyd glücklich, ein Mann zu seyn, und Ihr verdient es kaum, Ihr lockerer Geselle! Ist nicht meine Fleur-de-Lys schön zum An-

beten, und seyd Ihr nicht ganz rasend in sie verliebt?

Allerdings! erwiederte er und dachte an etwas Anderes.

So redet doch mit ihr, sagte die Dame plötzlich und stieß ihn an der Schulter weg, sagt ihr etwas Schönes! Ihr seyd ja gar zu schüchtern.

Die Schüchternheit war übrigens weder die Tugend noch der Fehler des Offiziers. Er machte nun einen Versuch, dem Genüge zu leisten, was man von ihm verlangte.

Schöne Base, sprach er zu Fleur-de-Lys, welches ist der Gegenstand dieser Stickerei?

Schöner Vetter, antwortete Fleur-de-Lys, mit der Betonung des Verdrusses, ich habe Euch schon dreimal gesagt, daß es die Grotte des Neptun ist.

Augenscheinlich besaß Fleur-de-Lys einen helleren Blick, als ihre Mutter, und die Kälte und Zerstreuung ihres Bräutigams waren ihr nicht entgangen. Er fühlte daher die Nothwendigkeit, irgend ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Und für wen ist diese Stickerei bestimmt? fragte er.

Für die Abtei Sanct Anton, antwortete Fleur-de-Lys, ohne die Augen zu erheben.

Der Kapitain nahm eine Ecke der Tapete in die Hand: Wer ist dieser dicke Gendarme, schöne

Base, der mit vollen Backen in die Trompete bläst?

Es ist Trito.

Es lag in den kurzen Antworten der Dame eine Betonung, die anzeigte, daß sie sich gekränkt fühle. Der junge Mann sah ein, daß er ihr nothwendig Etwas in's Ohr sagen müsse, eine Galanterie, eine Dummheit, gleichviel. Er neigte sich demnach zu ihrem Ohre, aber er konnte mit der ganzen Anspannung seiner Denkkraft keine zärtlichere und innigere Anrede finden, als die folgende: Warum trägt denn Eure Frau Mutter immer noch den alten, mit Wappen gestickten Rock, wie unsere Großmütter zur Zeit Karls VII.? Sagt ihr doch, schöne Base, daß dies nimmer Mode ist, und daß der Harnisch und Lorbeer auf ihrem gestickten Kleide ihr das Ansehen einer wandernden Tapete giebt. So kleidet man sich heutzutage nimmer, das schwöre ich Euch.

Fleur-de-Lys erhob zu ihm ihre schönen Augen und erwiederte leise im Tone des Vorwurfs: Ist das Alles, was Ihr mir schwört?

Die gute alte Dame, als sie so das liebende Paar, flüsternd und kosend, erblickte, sagte zu sich selbst: Oh, rührendes Bild der Liebe!

Der Kapitain, immer verlegener, bückte sich

auf die Tapete und sprach: Eine herrliche Arbeit, so wahr Gott lebt!

Colombe de Gaillefontaine, eine andere schöne Blondine, benützte diesen Ausruf und wagte furchtsam ein Wort, das sie an Fleur-de-Lys richtete, in der Hoffnung, daß es ihr der schöne Offizier beantworten werde: Meine liebe Gondelaurier, habt Ihr die Tapeten des Pallastes Roche-Gujon gesehen?

Ist das nicht der Pallast, der den Garten der Weiszeughändlerin des Louvre einschließt? fragte Diana de Christeuil lachend, die, weil sie schöne Zähne hatte, bei jeder Gelegenheit lachte.

Und wo der große alte Thurm der alten Mauer von Paris steht? fügte Amelotte de Mont-Michel, eine niedliche Brünette, hinzu, welche die Gewohnheit hatte, zu seufzen, wie die andere zu lachen, ohne daß eine von Beiden wußte, warum. —

Meine liebe Colombe, fiel die alte Dame ein, Ihr sprecht wohl von dem Pallast des Herrn von Pacqueville unter dem König Karl VI.? Es sind wirklich sehr schöne Tapeten darin.

Karl VI.! König Karl VI.! brummte der Kapitain zwischen den Zähnen. Die gute Dame

hat ein herrliches Gedächtniß für diese alten Geschichten!

Die alte Dame fuhr fort: Schöne Tapeten, beim wahrhaftigen Gott! Sehr seltene Tapeten!

In diesem Augenblicke rief Berangere de Chanchevrie, ein munteres Kind von sieben Jahren, das vom Balkon auf den Platz hinabgeblickt hatte: Seht doch, schöne Pathe Fleur-de-Lys! Seht doch die niedliche Tänzerin, die da unten, mitten unter den Bürgern, auf dem Pflaster tanzt und den Tambourin schwingt!

Es wird irgend eine Zigeunerin seyn! erwiederte Fleur-de-Lys, indem sie nachläßig den Kopf der Straße zudrehte.

Laßt sehen! Laßt sehen! riefen ihre lebhaften Gespielinnen und rannten auf den Balkon, während ihnen Fleur-de-Lys, nachdenklich über die Kälte ihres Bräutigams, langsam folgte. Der Kapitain, den dieser Zwischenfall von einer peinlichen Unterhaltung befreite, zog sich mit der Zufriedenheit eines Soldaten, der von seinem Posten abgelöst wird, in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Vor noch nicht langer Zeit war ihm der Dienst bei der schönen Fleur-de-Lys im geringsten nicht als ein Frohndienst erschienen, und er hatte ihn mit Eifer und Neigung verrichtet; aber je näher der Hochzeittag kam, um

so kälter wurde der Bräutigam. Die Aussicht auf die unauflösbaren Bande der Ehe behagte ihm nicht, er war etwas unbeständig und, die Wahrheit zu sagen, von ziemlich gemeinem Geschmack. Obgleich von hoher Geburt, hatte er doch unter dem Harnisch mehr als eine Gewohnheit gemeiner Haudegen angenommen. Die Kneipe und was ihr anklebt, gefiel ihm wohl. Die Soldatensprache, die militairischen Galanterien, die zugänglichen Schönheiten und die leichten Erfolge: Das war, was ihm Freude machte. Er hatte zwar in seiner Familie einige Erziehung erhalten und Manier angenommen; aber er kam allzujung unter den Harnisch, in die Garnison, in das Lager, und der Firniß des Edelmanns verwischte sich bald an dem ledernen Degengehänge des Gendarme.

Er besuchte zwar, aus einem Ueberrest von Achtung für die gute Gesellschaft, Fleur-de-Lys noch von Zeit zu Zeit, aber die Gegenwart seiner Braut war ihm doppelt peinlich: Einmal, weil er um so weniger Liebe für sie übrig behielt, je mehr er von diesem Artikel an öffentlichen Orten verschwendete, und dann, weil er in der Mitte dieser geputzten und anständigen Damen wie auf Nadeln saß und immer befürchtete, daß ihm irgend ein Fluch oder eine Zote aus der Wachtstube entwischen möchte.

Im übrigen machte er bei allem Dem große Ansprüche auf Eleganz und schöne Kleidung. Er hatte sich eben, an Etwas oder an Nichts denkend, an das Kamin gelehnt, als Fleur=de=Lys plötzlich den Kopf nach ihm umwendete und ihm zurief: Schöner Vetter, habt Ihr uns nicht von einer Zigeunerin gesagt, die Ihr vor zwei Monaten, als Ihr die Runde machtet, aus den Händen von zwölf Straßenräubern befreitet?

Ich glaube ja, schöne Base, antwortete der Kapitain.

Nun, erwiederte sie, das ist vielleicht die nämliche Zigeunerin, die da unten auf dem Pflaster tanzt. Kommt einmal und seht, ob Ihr sie wieder erkennt, schöner Vetter Phöbus!

Aus dieser sanften Einladung und aus der traulichen Benennung Phöbus, die sie ihm gab, leuchtete ein geheimes Verlangen der Versöhnung hervor. Der Hauptmann Phöbus de Chateaupers (denn er ist es selbst) näherte sich langsam dem Balkon.

Seht einmal, sagte Fleur=de=Lys, indem sie sanft ihre Hand auf seinen Arm legte, betrachtet diese Kleine, die da unten tanzt! Ist das Eure Zigeunerin?

Phöbus sah hin und erwiederte: Ja, ich erkenne sie an ihrer Ziege.

Oh, die niedliche kleine Ziege! sagte Amelotte, und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

Sind ihre Hörner von echtem Gold? fragte Berangere.

Ohne von ihrem Armstuhl aufzustehen, nahm die alte Dame das Wort: Ist das nicht eine der Zigeunerinnen, die im vergangenen Jahre durch das Thor Gibard eingezogen sind?

Frau Mutter, erwiederte Fleur-de-Lys sanft, dieses Thor heißt jetzt Höllenthor.

Fleur-de-Lys wußte, daß sich ihr Bräutigam über die veralteten Benennungen und Redensarten immer ärgerte. Wirklich murmelte er auch zwischen den Zähnen: Thor Gibard! Thor Gibard! Da könnte der König Karl VI. noch einmal seinen Einzug halten!

Pathe, rief die kleine Berangere, deren stets bewegliche Augen sich gegen den Gipfel der Liebfrauenkirche erhoben hatten: Was ist denn das für ein schwarzer Mann auf dem Thurm da oben?

Alle die jungen Mädchen wendeten ihre Augen zum Thurme hinauf. Ein Mann in schwarzer Kleidung lehnte sich über die Ballustrade des nördlichen Thurms heraus und blickte auf den Greveplatz herab. Es war ein Priester. Man erkannte deutlich seine Kleidung und sein

Gesicht, in beide Hände gestützt. Er stund unbeweglich wie eine Bildsäule. Sein Auge starrte unverändert auf den Platz hinab. Er glich einem Habicht, der hoch in der Luft eine Taube erblickt und auf sie herabstoßen will.

Das ist der Archidiakonus der Liebfrauenkirche, sagte Fleur-de-Lys.

Ihr müßt gute Augen haben, daß Ihr ihn vor hier aus erkennt! bemerkte Gaillefontaine.

Wie er die kleine Tänzerin betrachtet! fiel Diane de Christeuil ein.

Die Egypterin mag sich hüten, denn er liebt Egyptenland nicht! sagte Fleur-de-Lys.

Der Mann da oben, fügte Amelotte de Mont-Michel hinzu, sollte sie nicht mit so bösen Augen ansehen, denn sie tanzt zum Entzücken.

Schöner Vetter Phöbus, sagte plötzlich Fleur-de-Lys, da Ihr diese kleine Zigeunerin kennt, so ruft ihr doch herauf, daß wir einen Spaß haben.

Ach ja! Ach ja! riefen alle Mädchen und klatschten in die Hände.

Das wäre thöricht, antwortete Phöbus. Sie hat mich ohne Zweifel vergessen, und ich weiß nicht einmal ihren Namen. Weil Ihr es

aber wünscht, meine Damen, so will ich einen Versuch machen.

Mit diesen Worten beugte er sich über den Balkon und schrie auf die Straße hinab: Kleine!

Die Tänzerin, die in diesem Augenblicke den Tambourin nicht schlug, wendete das Haupt der Gegend zu, woher dieser Ruf kam. Ihre glänzenden Augen hafteteten auf Phöbus fest, und sie hörte auf zu tanzen.

Kleine! wiederholte der Kapitain und gab ihr mit dem Finger ein Zeichen zu kommen.

Das Zigeunermädchen betrachtete ihn noch immer, jetzt erröthete sie, als ob ihr eine Flamme ins Gesicht gestiegen wäre, nahm ihren Tambourin unter den Arm und ging, zum großen Verdrusse der Zuschauer, der Pforte des Hauses zu, von dessen Balkon Phöbus sie gerufen hatte; sie ging langsam, schwankend und mit dem angsterfüllten Blicke eines Vogels, der dem Zauberblick einer Schlange gehorcht.

Bald darauf hob sich die Tapete der Eingangsthüre, und das Zigeunermädchen erschien auf der Schwelle des Zimmers; hoch erröthend, verlegen, athemlos, mit niedergeschlagenen Augen, wagte sie nicht einzutreten.

Die kleine Berangere klatschte vor Vergnügen mit den Händen.

Die Tänzerin blieb unbeweglich auf der

Thürschwelle stehen. Ihr Erscheinen hatte auf die Gruppe der jungen Mädchen einen sonderbaren Eindruck gemacht. Ein vages und unbestimmtes Verlangen, dem schönen Offizier zu gefallen, belebte sie alle zumal; seine glänzende Uniform war der Spiegel, in dem alle ihre Coquetterien wiederstrahlten, und seit seiner Anwesenheit bestand zwischen ihnen eine gewisse geheime Eifersucht, welche sie sich kaum selbst bekannten, die aber gleichwohl jeden Augenblick in ihren Geberden und Reden zum Vorschein kam. Da sie jedoch alle ungefähr gleich schön waren, so kämpften sie mit gleichen Waffen, und jede von ihnen konnte auf den Sieg hoffen. Das Erscheinen der Zigeunerin störte plötzlich dieses Gleichgewicht. Sie war von einer so seltenen Schönheit, daß sie, als sie die Schwelle betrat, in dem ganzen Zimmer einen ihr eigenthümlichen Schein zu verbreiten schien. In diesem engen Raume, von vier Mauern eingeschlossen, war sie unendlich schöner und strahlender, als auf dem öffentlichen Platze. Sie glich einer Fackel, die man vom hellen Tageslicht in den Schatten bringt. Die adeligen Damen wurden wider Willen von ihr geblendet. Jede fühlte sich in ihrer Schönheit gleichsam verwundet. Auch änderte sich alsogleich ihre Schlachtordnung, ohne daß sie sich mit einem einzigen Worte darüber verständigten.

Der weibliche Instinkt versteht sich schneller, als der männliche Verstand. Eine allgemeine Feindin war erschienen: alle fühlten es, alle verbündeten sich gegen sie. Ein einziger Tropfen rothen Weins färbt ein ganzes Glas Wasser; um eine ganze Versammlung schöner Weiber mit einer gewissen Laune zu färben, bedarf es nur der Ankunft einer noch schöneren Frau, besonders wenn nur ein einziger Mann in der Gesellschaft ist.

Die so eifrig herbeigerufene Zigeunerin wurde eiskalt empfangen. Die Edeldamen betrachteten sie vom Kopf bis zu den Füßen, sahen sich dann untereinander selbst an, und hiermit war Alles gesagt: sie hatten sich wechselseitig verstanden. Inzwischen wartete das arme Mädchen auf eine Anrede und war so bewegt, daß sie kaum die Augen wieder aufzuschlagen wagte.

Der Kapitain brach zuerst das Stillschweigen.

Auf meine Ehre, sagte er mit seinem Tone unerschrockener Albernheit, das ist ein herrliches Geschöpf! Was meint Ihr, schöne Base?

Diese Bemerkung, die ein mehr gebildeter Bewunderer wenigstens leise gemacht hätte, war nicht geeignet, die weiblichen Eifersuchten niederzuschlagen, die das Zigeunermädchen umlagert hielten.

Fleur-de-Lys antwortete dem Kapitain in affektirt wegwerfendem Tone: Nicht so übel!

Die anderen kicherten.

Die alte Dame, vielleicht die Eifersüchtigste von allen, weil sie es für ihre Tochter war, sagte zu der Tänzerin: Trete näher, Kleine!

Trete näher, Kleine! wiederholte Berangere mit komischer Würde.

Die Egypterin trat auf die Edeldame zu.

Schönes Kind, sagte Phöbus mit Begeisterung und trat ihr einige Schritte entgegen, ich weiß nicht, ob ich das unaussprechliche Glück habe, von Dir wieder erkannt zu werden?

Sie unterbrach ihn, indem sie ihn mit einem grazienhaften Lächeln anblickte und schnell erwiederte: O ja! O ja!

Sie hat ein gutes Gedächtniß, sagte Fleur-de-Lys mit bitterem Lachen.

Ey! fuhr Phöbus ungestört fort, Du bist mir da neulich unter der Hand entwischt. Fürchtest Du mich denn?

O nein! O nein! sagte schnell das Zigeunermädchen.

In diesem O ja, und in diesem O nein lag Etwas, was sich nicht beschreiben läßt, und wodurch sich Fleur-de-Lys gekränkt fühlte.

Du hast mir da an Deiner Stelle, mein schönes Kind, fuhr der Kapitain fort, dessen

Zunge geläufiger wurde, seit er mit einem Straßen-Mädchen sprach, einen sauberen Vogel zurückgelassen, einäugig und bucklig, den Glöckner des Bischofs, glaube ich. Man hat mir gesagt, daß er der Bastard eines Archidiakonus und von Geburt ein Teufel sey. Er hat einen wunderlichen Namen, Ostertag, Pfingsttag, oder wie Teufels er heißt! Ein Festtag ist es! Der Bursche hat sich also unterstanden Dich zu entführen, als ob Du für solche Lümmel gemacht wärest! Das ist etwas stark. Was Teufels wollte sie denn von Dir, diese Nachteule? He! was sagst Du?

Ich weiß nicht, antwortete die Zigeunerin.

Unbegreifliche Unverschämtheit! Ein Glöckner ein Mädchen entführen, wie ein Graf! Ein so gemeines Vieh in das Gehege des Adels einbrechen! Aber er hat es büßen müssen, der Hund! Meister Pierrat Torterue läßt seine Peitsche schwer auffallen, und es wird Dir Freude machen, zu erfahren, daß er Striemen von dem Rücken des unverschämten Glöckners gehauen hat.

Armer Mensch! sagte die Zigeunerin, der diese Worte die Scene am Schandpfahl wieder in Erinnerung brachten.

Der Kapitain wollte sich vor Lachen ausschütten. Bei den Hörnern aller Ochsen! rief er aus, da ist das Mitleid so übel angebracht, als eine

Feder am Hintern einer Sau, und mein Bauch soll so dick werden, als der des Pabst's, wenn...

Er hielt plötzlich inne. Verzeihung, meine Damen! Ich glaube, ich habe einige Dummheiten gesagt.

Pfui, mein Herr! sagte Gaillefontaine.

Er redet mit diesem Geschöpf ihre Sprache! fügte Fleur-de-Lys, deren Verdruß von Minute zu Minute stieg, halblaut hinzu.

Dieser Verdruß verminderte sich nicht, als der Kapitain, bezaubert von der Zigeunerin und seiner eigenen Person, sich auf dem Absatz herumdrehte und mit plumper soldatischer Galanterie wiederholte: Ein schönes Mädchen, auf Ehre und Seligkeit!

Wie eine Halbwilde gekleidet, sagte Diane de Christeuil und blöckte ihre schönen Zähne.

Diese Bemerkung war ein Lichtstrahl für sämmtliche Damen. Sie zeigte ihnen die wunde Seite der Aegypterin. Da sie ihrer Schönheit nichts anhaben konnten, so warfen sie sich auf ihren Anzug.

Das muß wahr seyn, Kleine, sagte die Mont-Michel, wie magst Du so ohne Brusttuch und Busenschleier durch die Straßen laufen?

Ihr Rock ist so kurz, daß Einem angst und bange wird, fügte Gaillefontaine hinzu.

Meine Liebe, sagte Fleur-de-Lys in bitterem

Tone, die Stadtsergeanten werden Dich auffassen, weil Du einen goldenen Leibgürtel trägst.

Kleine, Kleine, sagte Diane de Christeuil und warf einen giftigen Blick auf sie, wenn Du ehrbar Deinen Arm mit einem Aermel bedecktest, so würde er nicht so von der Sonne verbrannt seyn.

Es war in der That ein Schauspiel, das eines verständigeren Zuschauers würdiger gewesen wäre, als unser Phöbus war, wie diese schönen Edeldamen, mit ihren vergifteten Zungen, die Straßen-Tänzerin zwickten und stachen; sie betäubten das arme Kind durch ihr Gelächter, durch ihren Spott, durch endlose Demüthigungen. Man hätte sie für junge römische Damen halten können, die zu ihrer Ergötzlichkeit den Busen einer jungen schönen Sclavin mit goldenen Nadeln durchstachen, oder für zierliche Windhunde, die mit brennenden Augen und lechzender Zunge ein Reh umkreisen, das der Blick ihres Herrn ihnen verbietet anzutasten.

Eine Straßen-Tänzerin ist freilich ein Nichts und weniger als Nichts in den Augen hochgeborner Damen. Sie thaten, als ob sie gar nicht zugegen wäre, und sprachen von ihr, vor ihr, zu ihr, mit lauter Stimme, als von etwas, das ziemlich unreinlich, ziemlich verworfen und ziemlich niedlich sey. Die Tänzerin war nicht fühllos

gegen diese Nadelstiche. Von Zeit zu Zeit färbten sich ihre Wangen mit dem Purpur der Schaam, ein Blitz des Zorns entflammte ihren Augen; ein verächtliches Wort schien auf ihren Lippen zu schweben; sie warf verachtungsvoll den Mund auf; doch blieb sie ruhig und heftete auf Phöbus einen Blick der Ergebung, sanft und traurig. Es lag auch etwas von Glück und Zärtlichkeit in diesem Blick. Man konnte glauben, daß sie sich bezwang, aus Furcht, fortgejagt zu werden.

Phöbus nahm die Partie der Zigeunerin mit einer Mischung von Unverschämtheit und Mitleid. Laß sie reden, Kleine, sagte er und ließ seine goldenen Sporen klirren; allerdings hat Deine Toilette etwas Ungewöhnliches und Wildes, aber da Du ein so niedliches Kind bist, so hat das nichts zu sagen.

Mein Gott! rief die blonde Gaillefontaine aus und bog mit einem bittern Lächeln ihren Schwanenhals zurück, die Herren Bogenschützen des Königs fangen, wie ich sehe, leicht Feuer an den schönen ägyptischen Augen.

Warum denn nicht? sagte Phöbus.

Auf diese Antwort, die der Kapitain nachlässig hinwarf, lachten sämmtliche Damen. Fleur-de-Lys schloß sich nicht aus, aber zu gleicher

Zeit perlte eine Thräne des Verdrusses in ihren Augen.

Die Zigeunerin, die ihre Blicke zur Erde gerichtet hatte, erhob sie jezt strahlend von Stolz und Freude. Sie blickte Phöbus mit brennenden Augen an und war wunderschön und reitzend.

Die alte Dame, die sich durch diesen Auftritt beleidigt fühlte und doch die Sache nicht recht begriff, schrie jezt plötzlich: Heilige Jungfrau! was kriecht mir denn da unter meinen Füßen? Ah! das häßliche Thier!

Es war die weiße Ziege, die ihre Herrin suchte und sich mit den Hörnern in dem Schleppkleide der Edeldame verwickelt hatte. Die Zigeunerin machte sie los, ohne ein Wort zu sagen.

Oh! Da ist die kleine Ziege mit den goldenen Hörnern! rief Berangere aus und hüpfte vor Freuden.

Die Zigeunerin hockte sich auf den Boden nieder und drückte den schmeichelnden Kopf der Ziege gegen ihren Backen. Sie schien sie gleichsam um Verzeihung zu bitten, daß sie auf solche Art von ihr weggegangen sey.

Inzwischen hatte sich Diane zum Ohr der Colombe geneigt.

Mein Gott! rief diese. Warum habe ich nicht bälder daran gedacht! Das ist die Zigeunerin

mit der weißen Ziege, man sagt, sie sey eine Hexe, und ihre Ziege mache sehr wunderbare Kunststücke. Nun, wandte sie sich an das Zigeunermädchen, laß Deine Ziege ein Wunder thun!

Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt, erwiederte die Tänzerin.

Ein Wunder, eine Zauberei, eine Hexerei.

Ich verstehe es nicht, wiederholte die Zigeunerin und liebkoste der Ziege.

In diesem Augenblicke bemerkte Fleur-de-Lys ein Säckchen von gesticktem Leder, das am Halse der Ziege hieng.

Was ist das? fragte sie die Zigeunerin.

Die Aegypterin erhob ihre großen Augen gegen sie und antwortete ernst: Das ist mein Geheimniß.

Ich möchte Dein Geheimniß wohl wissen, dachte Fleur-de-Lys.

Inzwischen hatte sich die gute alte Dame erhoben und sagte ärgerlich: Heda, Zigeunerin! Wenn weder Du noch Deine Ziege uns etwas zu tanzen haben, was macht Ihr da?

Das Zigeunermädchen, ohne ein Wort zu erwiedern, wendete sich langsam der Thüre zu; aber je näher sie ihr kam, um so langsamer wurde ihr Schritt. Ein Magnet schien sie im Zimmer zurückzuhalten. Plötzlich richtete sie ihre

in Thränen schwimmenden Augen auf Phöbus und blieb stehen.

Beim wahrhaftigen Gott, rief der Kapitain, so geht man nicht. Komm zurück und tanze uns etwas. Ei! mein schönes Schätzchen! wie heißest Du denn?

Die Esmeralda! antwortete sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.

Dieser ungewöhnliche Name erregte ein tolles Gelächter unter den Mädchen.

Ein abscheulicher Name für ein junges Mädchen! sagte Diane.

Man sieht wohl, rief Amelotte aus, daß sie eine Heidin und Zauberin ist.

Mein Kind, sagte feierlich die alte Dame, Deine Eltern haben Dir diesen Namen sicherlich nicht aus dem Weihkessel der heil. Taufe geschöpft.

Inzwischen hatte die kleine Berangere, ohne daß man auf sie Acht gab, mit einem Zuckerbrod die Ziege in einen Winkel des Zimmers gelockt. In einem Augenblicke waren sie gute Freunde geworden. Das neugierige Kind knüpfte das lederne Säckchen vom Hals der Ziege ab, öffnete es und schüttete den Inhalt auf den Boden aus. Es war ein Alphabet, dessen Buchstaben, jeder einzeln, in Buchsbaum geschnitten, waren. Kaum lagen diese Buchstaben auf dem

Boden, so sah das Kind mit Staunen, wie die Ziege mit ihren Pfoten gewisse Buchstaben herauszog und sie in Ordnung legte. Bald hatte die Ziege ein Wort gebildet, auf das sie eingeübt schien, so schnell war sie damit fertig, und die kleine Berangere klatschte in die Hände und rief mit Staunen:

Pathe Fleur-de-Lys, kommt doch und seht, was die Ziege da gemacht hat!

Fleur-de-Lys kam, blickte hin und schauderte zusammen.

Die auf dem Boden geordneten Buchstaben bildeten das Wort:

Phöbus.

Hat das die Ziege geschrieben? fragte sie mit gebrochener Stimme.

Ja Pathe, antwortete die kleine Berangere, und es war auch keinem Zweifel unterworfen, denn das Kind konnte nicht schreiben.

Das ist also das Geheimniß, seufzte Fleur-de-Lys.

Auf den Ruf des Kindes waren Alle herbeigekommen. Die Zigeunerin sah, welche Dummheit ihre Ziege gemacht hatte. Sie wurde bald roth, bald blaß, und zitterte wie eine Schuldige vor dem Kapitain, der sie mit Verwunderung und einem Lächeln befriedigter Eigenliebe betrachtete.

Phöbus! kicherten die jungen Mädchen, das ist der Name des Hauptmanns!

Du hast ein wunderbares Gedächtniß! sagte Fleur-de-Lys zu der Zigeunerin. Oh! fügte sie hinzu, indem sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, es ist eine Zauberin!

Ein bitteres Gefühl in ihrem Inneren, das sie nicht laut werden lassen wollte, sagte ihr, es ist eine Nebenbuhlerin! Sie fiel in Ohnmacht.

Mein Kind! Mein Kind! rief die erschrockene Mutter, fort, du höllische Zigeunerin!

Esmeralda raffte schnell die unglücklichen Buchstaben zusammen, gab der Ziege ein Zeichen, und entfernte sich durch die eine Thüre, während man die ohnmächtige Fleur-de-Lys zur anderen hinaustrug.

Phöbus, der allein zurückgeblieben war, zeigte sich einen Augenblick unschlüssig zwischen den beiden Thüren. Dann folgte er dem Zigeunermädchen.

XIX.

Ein Priester und ein Philosoph sind ihrer Zwei.

Der Priester, den die jungen Mädchen auf der Höhe des Thurms erblickt hatten, ernst und aufmerksam dem Tanze des Zigeunermädchens zuschauend, war wirklich der Archidiakonus Claude Frollo.

Der Leser kennt die geheimnißvolle Zelle, welche sich der Priester in diesem Thurme vorbehalten hatte. Jeden Tag, eine Stunde vor Sonnenuntergang, stieg er die Treppe des Thurms hinauf, schloß sich in die Zelle ein und brachte manchmal ganze Nächte darin zu. Als er heute die Treppe hinaufstieg, hörte er den Ton des Tambourin und begab sich auf den Thurm, da er von seiner Zelle aus nicht auf den Platz sehen konnte. Hier stund er, als ihn die jungen Damen erblickten, ernst, unbeweglich, in einen Anblick und einen Gedanken vertieft. Die ganze große Stadt lag unter seinen Füßen, mit dem Flusse, der sie durchströmt, mit ihren tausend Häusern, mit dem Gewimmel ihrer Bewohner;

aber der Priester blickte nur auf einen Punkt und ein Wesen: den Platz unter ihm und das tanzende Zigeunermädchen.

Es war schwer, zu sagen, welcher Art dieser Blick war, und welche Flamme aus ihm leuchtete. Es war ein fester und doch von innerer Unruhe zeugender Blick. Wenn man den Priester so dastehen sah, in der Unbeweglichkeit seines Körpers, mehr Marmor als das Geländer, auf das er sich lehnte, das versteinerte Lächeln auf seinem Gesicht, so konnte man sagen, daß alles Leben sich in seine Augen gezogen habe.

Inzwischen tanzte die Zigeunerin, schwang den Tambourin, leicht, behend, fröhlich, und fühlte nichts von dem Gewicht des furchtbaren Blickes, den der Priester von der Höhe des Thurms auf ihr Haupt warf.

Die Menge wimmelte um sie her. Von Zeit zu Zeit ließ ein Mann, der eine gelbe und rothe Kappe auf dem Kopfe trug, den Kreis erweitern, wenn die Zuschauer sich allzunahe drängten, sezte sich dann wieder auf einen Stuhl in der Nähe der Tänzerin und nahm den Kopf der Ziege zwischen seine Knie. Dieser Mensch schien der Begleiter der Zigeunerin zu seyn. Claude Frollo konnte von der Höhe des Thurms seine Gesichtszüge nicht erkennen.

Von dem Augenblicke an, da der Archidiakonus

diesen Unbekannten erblickte, schien sich seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und der Tänzerin zu theilen, und sein Gesicht wurde immer finsterer. Plötzlich durchschauderte ein Frost seinen ganzen Körper: Was ist das für ein Mann? murmelte er zwischen den Zähnen, ich habe sie doch immer allein gesehen.

Mit diesen Worten verließ er plötzlich den Altan und stieg die Wendeltreppe hinab. Als er am Glockenthurme vorüber ging, sah er Quasimodo auf den Platz hinabblicken. Der Zwerg war so in Betrachtung vertieft, daß er den vorübergehenden Priester nicht bemerkte. Sein wildes Auge hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen, sein Blick war sanft und wie bezaubert.

Das ist doch seltsam! murmelte der Priester. Ist es auch die Aegypterin, die er auf solche Weise betrachtet?

Er stieg weiter hinab und kam auf den öffentlichen Platz.

Wo ist denn die Zigeunerin hingekommen? fragte er, sich unter die Gruppe der Zuschauer mischend, welche der Tambourin herbeigelockt hatte.

Ich weiß es nicht, antwortete ihm einer derselben; ich glaube, man hat sie da in ein Haus gerufen, um ihre Kunststücke zu machen.

An der Stelle der Aegypterin machte jezt der Mensch mit der rothen und gelben Kappe, der eine Art Hanswurst schien, seine Kunststücke. Er ging eben im Zirkel herum, die Ellenbogen in die Seiten gestemmt, den Kopf rückwärts gebogen, mit ausgestrecktem Hals und hochrothem Gesicht, einen Stuhl zwischen den Zähnen haltend. Auf diesen Stuhl hatte er eine Katze gebunden, die ihm eine Nachbarin geliehen hatte, und die jämmerlich schrie.

Bei Unserer lieben Frau! rief der Archidiakonus aus, als eben der Hanswurst, große Tropfen schwitzend, an ihm vorüberging, das ist ja unser Meister Peter Gringoire!

Die strenge Stimme des Archidiakonus erschreckte den armen Teufel so sehr, daß er das Gleichgewicht verlor, und daß Stuhl und Katze, unter allgemeinem Zischen, auf die Köpfe der Zunächststehenden fielen.

Meister Peter Gringoire, denn er war es selbst, würde wahrscheinlich einen harten Stand mit der Eigenthümerin der Katze und den zerkrazten Gesichtern um ihn her gehabt haben, wenn er nicht schnell in die Kirche entwischt wäre, wohin ihm der Priester, nachdem er ihm ein Zeichen gegeben, ihm zu folgen, vorangegangen war.

Die Kirche war bereits finster und verlassen.

Nachdem sie einige Schritte gegangen waren, lehnte sich der Priester mit dem Rücken an einen Pfeiler und warf einen ernsten und festen Blick auf den Poeten und Hannswurst. Dieser Blick war kein solcher, wie Peter Gringoire ihn fürchtete, beschämt, wie er war, daß ihn eine so ernste und gelehrte Person in der Hanswurstjacke überrascht hatte. Der Blick des Priesters hatte nichts Scherzhaftes und Ironisches an sich; er war ernst, ruhig und durchdringend. Der Archidiakonus brach zuerst das Stillschweigen.

Kommt einmal daher, Meister Peter! Ihr werdet mir Allerlei zu erzählen haben, und vor allen Dingen, wie es kommt, daß man Euch seit zwei Monaten nimmer gesehen hat, und jezt auf der Straße findet, in einem saubern Aufzug, halb gelb und halb roth, wie ein wahrer Hanswurst und Seiltänzer!

Herr und Meister, erwiederte Peter Gringoire mit kläglicher Stimme, ich trage da allerdings einen seltsamen Kittel, und ich bin selbst so beschämt darüber, wie eine Katze, der man eine Kürbisflasche auffezt. Es ist allerdings nicht wohl gethan, die Stadtsergeanten in den Fall zu setzen, unter dieser bunten Jacke den humerus eines pythagoräischen Philosophen ausklopfen zu müssen. Aber was ist zu machen, mein sehr ehrwürdiger Herr und Meister! Die Schuld liegt an

meinem alten schwarzen Rock, der mich im Anfang des Winters unter dem Vorwand, daß er in Lappen zerfalle und in der Kiste des Lumpensammlers ausruhen müsse, schmählig verlassen hat. Was war zu machen! Die Civilisation ist noch nicht so weit vorgerückt, daß man nackt geht, wie der alte Diogenes wollte. Zudem wehte ein kalter Wind, und der Monat Januar ist nicht der geeignetste im Jahr, um diesen neuen Schritt zur Humanität zu thun. Diese bunte Jacke hat sich nun vorgefunden, und ich habe sie an die Stelle meines seligen schwarzen Rocks gesezt, der für einen Hermetiker, wie ich bin, nicht sehr hermetisch geschlossen war. Ihr seht mich demnach hier in meiner Histrionen-Jacke. Was ist zu machen? Es ist eben eine Sonnenfinsterniß, und Apoll hat ja selbst bei Admet die Ziegen gehütet.

Ihr treibt da ein schönes Handwerk! fuhr der Archidiakonus fort.

Ich muß selbst gestehen, daß es besser ist, zu philosophiren und zu dichten, die Flamme im Ofen anzublasen oder sie vom Himmel zu empfangen, als Katzen auf dem Pflaster herumzutragen. Auch stehe ich hier vor Euch, so dumm, wie ein Esel vor einem Bratenwender. Was ist aber zu machen? Man muß alle Tage gelebt haben, und die schönsten alexandrinischen Verse wägen kein Stückchen alten Käse auf, das man

zwischen den Zähnen hat. Ich habe, wie Ihr wißt, für Frau Margarethe von Flandern, jenes berühmte Epithalamium gemacht, und die Stadt bezahlt es mir nicht unter dem Vorwand, daß es nichts Vorzügliches sey, als ob man um vier Thaler eine Tragödie von Sophokles liefern könnte. Es blieb mir also nichts übrig, als Hungers zu sterben. Zum Glück habe ich ein paar kräftige Kinnbacken, und ich sprach zu denselben: Macht Kunststücke, haltet den Stuhl und die Katze im Gleichgewicht! Nährt Euch selbst! Ein Schock Spizbuben, die jezt meine guten Freunde sind, haben mich zwanzig verschiedene Herkules-Stücke gelehrt, und nun beißen jeden Abend meine Zähne das Brod, das sie den Tag über verdient haben. Im übrigen, concedo, ich gebe zu, daß es ein trauriger Gebrauch meiner geistigen Fähigkeiten ist, und daß der Mensch etwas anderes treiben kann, als in altes Holz zu beißen und mit den Zähnen Katzen auf dem Pflaster herumzutragen. Allein, mein sehr verehrter Meister, es ist nicht hinreichend, sein Leben hinzubringen, man muß es auch gewinnen.

Der Priester hatte ihn stillschweigend angehört. Jezt nahm sein tiefliegendes Auge einen so forschenden und durchdringenden Ausdruck an, der dem armen Poeten bis auf den geheimsten Grund seiner Seele drang.

Ganz wohl, Meister Peter, sagte der Archidiakonus, aber wie kommt es, daß Ihr Euch jezt in Gesellschaft dieser ägyptischen Tänzerin befindet?

Meiner Treu! erwiederte Peter Gringoire, das kommt daher, daß sie meine Frau ist und ich ihr Mann bin.

Bei diesen Worten entflammte sich das finstere Auge des Priesters.

Und das hättest Du gethan, Elender? schrie er wüthend und faßte krampfhaft den Arm des Dichters. So bist Du von Gott verlassen, daß Du Dich an dieses heidnische Mädchen hängst!

Bei meiner ewigen Seligkeit, ehrwürdiger Herr und Meister, antwortete der Poet an allen Gliedern zitternd, schwöre ich Euch, daß ich sie mit keinem Finger berührt hate, wenn Euch das beunruhigt.

Und was faselst Du denn von Mann und Frau? fragte der Priester weiter.

Peter Gringoire erzählte nun, so gedrängt als möglich, Alles, was der Leser bereits weiß, sein Abenteuer im Hofe der Wunder, und seine Heirath mittelst des zerbrochenen Krugs.

Es ergab sich aus seinem Bericht, daß bis jezt seine Heirath noch kein Resultat gehabt hatte, und daß jeden Abend das schöne Zigeunermädchen ihm die Brautnacht wegstipizte, wie am Hochzeittage.

Das ist ein bitterer Kelch, schloß unser Dichter seine Erzählung, aber es kommt daher, daß ich das Unglück gehabt habe, eine Jungfrau zu heirathen.

Was wollt Ihr damit sagen? fragte der Archidiakonus, dessen Zorn sich bei Anhörung dieses Berichts allmählig gelegt hatte.

Das läßt sich schwer erklären, antwortete der Poet. Es ist ein Aberglaube. Meine Frau ist, wie mir ein alter Zigeuner sagte, den wir bei uns den Herzog von Aegypten nennen, ein Findelkind. Sie trägt am Hals ein Zaubergehenk, durch das sie eines Tags ihre Eltern wieder finden wird, und das seine Kraft verlieren würde, wenn dessen Besitzerin ihre Jungfrauschaft verlöre. Es folgt daraus, daß wir Beide sehr tugendhaft leben.

Ihr glaubt also, fragte der Priester, dessen Stirne sich immer mehr entwölkte, Ihr glaubt also, Meister Peter, daß dieses Geschöpf noch ganz unschuldig ist und mit keinem Manne zu thun gehabt hat?

Wie will ein Mann mit einem solchen Aberglauben zurecht kommen. Sie hat sich einmal das in den Kopf gesezt. Es ist allerdings etwas Seltenes um diese Nonnenhaftigkeit, die sich mitten unter diesen so leicht zugänglichen Zigeunerinnen bewahrt. Sie hat aber zu ihrem Schutz

drei Dinge: den Herzog von Aegypten, der sie unter seine Obhut genommen hat, weil er vielleicht denkt, daß er eines Tags ihre Jungfrauschaft an irgend einen geilen Abt oder Priester gut verkaufen könne, ihren ganzen Stamm, der sie in besonderer Verehrung hält, wie wir Unsere liebe Frau, und dann einen gewissen kleinen Dolch, den die Spizbübin troz des Verbots immer an einem verborgenen Orte bei sich führt, und der blitzschnell aus der Scheide fährt, wenn man sie umfassen will. Das ist eine Wespe, die gleich sticht!

Der Archidiakonus bestürmte jezt Peter Gringoire mit Fragen. Dieser erzählte, was er wußte: Die Esmeralda war ein niedliches und harmloses Geschöpf, ungekünstelt und leidenschaftlich, unwissend in Allem und begeistert für Alles, noch nicht, nicht einmal im Traume, den Unterschied zwischen einem Manne und Weibe kennend, Tanz, Geräusch, frische Luft liebend, eine Biene, mit unsichtbaren Flügeln an den Füßen. So war sie durch das herumirrende Leben geworden, das sie von Jugend auf geführt hatte. Peter Gringoire hatte erfahren, daß sie als Kind schon Spanien und Catalonien durchzogen und bis Sicilien gekommen war; er glaubte sogar, daß die Zigeunerhorde, der sie angehört, sie bis nach Algier geführt habe. Soviel war

gewiß, daß die Esmeralda sehr jung aus Ungarn nach Frankreich gekommen war. Aus allen diesen Ländern hatte das junge Mädchen einige Lappen ihrer Sprache, Gesänge und seltsame Ideen mitgebracht. Das Volk liebte sie wegen ihrer Schönheit, ihrer Munterkeit, ihrer Tänze und Gesänge. Sie glaubte sich in der ganzen Stadt von Niemand gehaßt, als von zwei Personen, von denen sie oft mit Entsetzen sprach: von der Klausnerin im Rolandsthurm, welche die Zigeunerin jedesmal verwünschte, so oft sie an ihrem Loche vorüberging, und von einem Priester, der ihr nie begegnete, ohne Blicke auf sie zu werfen, welche ihr Furcht einflößten.

Dieser leztere Umstand brachte den Archidiakonus in große Verlegenheit, ohne daß eben Peter Gringoire viel darauf achtete. Der harmlose Dichter schien bereits jene Nacht wieder vergessen zu haben, in welcher Quasimodo in Gesellschaft des Priesters die Esmeralda entführen wollte.

Im Uebrigen, fuhr Meister Peter in seiner Erzählung fort, fürchtete die kleine Tänzerin nichts; sie gab sich nicht mit Wahrsagen ab und sicherte sich dadurch gegen jene Hexenprozesse, die damals so häufig waren. Peter Gringoire gewährte ihr, wenn auch nicht als Gatte, doch als Bruder seinen Schutz. Er war philosophisch

genug, diese Art platonischer Ehe geduldig zu ertragen. Er hatte doch ein Obdach und Brod. Jeden Morgen zog er vom Hofe der Wunder aus, meistens mit der Aegypterin, half ihr auf den öffentlichen Plätzen die Spenden der Zuschauer einsammeln, und jeden Abend kehrte er mit ihr unter das nämliche Dach zurück, sie verriegelte sich in ihrem Kämmerlein und Meister Peter schlief den Schlaf des Gerechten. Ein sehr gemüthliches Daseyn, sagte er, und ganz zu poetischen Träumereien geeignet! Im Uebrigen, wenn er sich auf sein Gewissen fragte, war unser Philosoph nicht ganz gewiß, wen er mehr liebe: die Esmeralda oder ihre Ziege. Er war ganz vernarrt in dieses niedliche, kluge, fast gelehrte Thier. Im Uebrigen waren die Kunststücke, welche die Ziege machte, höchst einfacher Art, und Esmeralda besaß ein besonderes Talent, sie darin abzurichten. So hatte sie die Ziege in kurzer Zeit gelehrt, den Namen Phöbus mit beweglichen Buchstaben zu schreiben.

Phöbus! sagte der Priester. Warum Phöbus?

Ich weiß es nicht, antwortete der Poet. Es ist vielleicht ein Wort, welchem sie geheime Zauberkraft zuschreibt. Sie wiederholt es oft halblaut, wann sie sich allein glaubt.

Seyd Ihr versichert, fragte der Archidiakonus

mit seinem durchdringenden Blicke, daß es nur ein Wort und kein Name ist?

Name! wessen?

Was weiß ich? sagte der Priester.

Ich denke mir die Sache so: Die Zigeuner haben etwas vom Glauben der Parsen und beten die Sonne an. Daher Phöbus.

Das scheint mir nicht so klar, als Euch, Meister Peter.

Nun, mir liegt nichts daran. Mag sie ihr Phöbus murmeln, so oft sie will. Das weiß ich gewiß, daß Djali mich fast eben so liebt, als ihre Herrin.

Was ist das, diese Djali?

Das ist die Ziege.

Der Archidiakonus stüzte sein Kinn in die Hand und schien einen Augenblick nachzusinnen. Plötzlich wendete er sich barsch gegen den Dichter.

Und Du schwörst mir, daß Du sie nicht berührt hast?

Wen? Die Ziege?

Nein, dieses Weib.

Mein Weib? Das kann ich wohl beschwören.

Und Du bist oft allein mit ihr?

Jeden Abend wohl eine Stunde.

Der Priester runzelte die Stirne und sagte: Solus cum sola, non cogitabuntur orare Pater noster.

Bei meiner armen Seele, ich könnte das

Pater noster, das **Ave Maria** und das **Credo in Deum omnipotentem** hersagen, ohne daß sie mehr auf mich Acht hätte, als eine Henne auf eine Kirche.

Schwöre mir bei dem Bauche Deiner Mutter, fuhr der Priester heftig fort, daß Du dieses Geschöpf nicht mit der Spitze Deines Finger's berührt hast.

Ich will es auch bei dem Kopfe meines Vaters beschwören, aber erlaubt mir dagegen auch eine Frage an Euch, mein sehr verehrter Meister.

Rede!

Was geht dieses Ding Euch an?

Das bleiche Gesicht des Priesters röthete sich, wie die Wangen eines jungen Mädchens. Er schwieg einen Augenblick, dann erwiederte er in sichtbarer Verlegenheit: Hört, Meister Peter Gringoire, Ihr seyd noch nicht verdammt, soviel ich weiß. Ich nehme Antheil an Euch und will Euch wohl. Nun würde aber jede Berührung dieser höllischen Aegypterin Euch zum Vasallen des Teufels machen. Ihr wißt, daß immer der Leib die Seele verderbt. Wehe Dir, wenn Du dieses Weib berührst!

Einmal, sagte Peter Gringoire und krazte sich hinter den Ohren, habe ich den Versuch gemacht, es war gleich am ersten Tage, aber er ist mir schlecht bekommen.

Ihr habt diese Unverschämtheit begangen, Meister Peter? fragte der Priester mit gerunzelter Stirne.

Ein andermal, sagte der Poet und lachte behaglich in sich hinein, habe ich, ehe ich ins Bett ging, durch das Schlüsselloch geguckt und da sah ich das niedlichste Geschöpf im Hemd, das je den blosen Fuß auf die Decke sezte.

Gehe zu allen Teufeln! rief der Priester mit einem furchtbaren Blicke, stieß den Dichter an den Schultern von sich und verlor sich in den finstersten Gängen der Kirche.

XX.

Die Glocken.

Seit dem Tage, wo Quasimodo auf dem Pranger gestanden hatte, glaubten die Nachbarn der Liebfrauenkirche zu bemerken, daß der Feuereifer des Glöckners für seine Glocken sehr erkaltet war. Vorher wurde geläutet zu jeder Stunde und bei jedem Anlaß, von der Frühmette bis zur Vesper, anhaltend, eifrig, durch alle Tonleitern der Glocken. Die alten Thürme der Liebfrauenkirche erzitterten den ganzen Tag unter ihrem

Schalle. Man fühlte ohne Unterlaß die Gegenwart eines geräuschvollen Geistes, der ihren metallenen Mund in Bewegung sezte. Jezt schien dieser Geist verschwunden zu seyn, die Kirche war stumm, die Feste und Leichenbegängnisse hatten ihr einfaches Geläute, trocken und nackt, was eben das Ritual erforderte, nicht mehr noch weniger. Von dem doppelten Geräusch, das eine Kirche macht, die Orgel im Innern, die Glocke nach Aussen, blieb nur die Orgel übrig. Man hätte glauben können, daß kein Glöckner mehr im Glockenthurme sey. Gleichwohl war Quasimodo immer noch dort. Was war denn in ihm vorgegangen? Hielten ihn Schaam und Verzweiflung wegen des Prangers immer noch niedergeschlagen, tönten die Peitschenhiebe des Stockmeisters noch immer in seiner Seele wieder, und hatte die Betrübniß über eine solche Behandlung jedes andere Gefühl in ihm erstickt, selbst die Liebe der Glocken? Oder hatte Marie eine Nebenbuhlerin in dem Herzen des Glöckners der Liebfrauenkirche, vernachlässigte er die große Glocke und ihre 14 Schwestern für etwas noch Liebenswürdigeres und Schöneres?

Es begab sich, daß in diesem Gnadenjahre 1482 Mariä-Verkündigung auf Dienstag den 25. März fiel. An diesem Tage war die Luft so rein und leicht, daß Quasimodo wieder

einige Liebe für seine Glocken zu fühlen begann. Er stieg demnach in den nördlichen Thurm hinauf, während unten die Pforten für die gläubige Menge weit geöffnet waren.

Im Glockenthurme angelangt, betrachtete Quasimodo mit traurigem Kopfschütteln die Glocken, als ob es ihm leid sey, daß etwas Fremdartiges sich zwischen ihn und sie gestellt habe. Als er jedoch die Glocken in Schwung gesezt hatte, und sie in den Lüften dahinfliegen sah, ward er wieder glücklich wie zuvor, und die Freude strahlte auf seinem Gesicht. Er ging und kam, lief von einer Glocke zur anderen, ermunterte mit Stimme und Geberde die Sänger der Lüfte, gleich einem Kapellmeister, der seine Virtuosen anspornt.

Munter, rief er, munter, Gabriele! sause durch die Luft und trage Deine Stimme durch die Stadt hin, es ist heute Festtag!

Thibault, nicht so faul, Du läss'st nach, bist Du eingerostet, Du alter Träumer! So ist es recht! Schnell! Schnell! Man darf den Schlegel nicht sehen. Mache sie Alle taub wie mich!

Guillaume! Guillaume! Du bist der größte und Pasquier ist der kleinste, und macht seine Sache besser als Du! Ich will wetten, daß man ihn weiter hört als Dich!

So sprechend belebte Quasimodo den Eifer seiner geliebten Glocken.

Jezt warf er zufällig einen Blick auf den Platz hinab und erblickte auf demselben ein seltsam gekleidetes Mädchen, das einen Teppich auf dem Boden ausbreitete, auf welchen sich eine kleine Ziege sezte; eine Gruppe Zuschauer sammelte sich um sie her. Dieser Anblick änderte plötzlich den Gang seiner Ideen. Quasimodo kehrte den Glocken den Rücken, sezte sich nieder und heftete auf die Tänzerin jenen träumerischen Blick, sanft und zärtlich, der schon einmal den Archidiakonus in Erstaunen gesezt hatte. Der Glöckner schien Kirche, Thurm und Glocken vergessen zu haben und ganz in der Anschauung des lieblichen Geschöpfes zu leben, das unten auf dem Platze tanzte.

XXI.

Das Verhängniß.

An einem schönen Morgen dieses nämlichen Monats März, Samstag den 29., am Skt. Eustachs-Tage, bemerkte unser junger Freund, Johannes Frollo, der Mühlenhanns, während er sich ankleidete, daß seine Börse keinen metallischen Klang mehr von sich gab.

Arme Börse! sprach er. Keinen rothen Heller mehr! Ach! die Würfel, die Bierflaschen und Venus haben Dich grausam ausgezogen! Wie bist Du so leer, so flach, so runzlich!

Traurig kleidete er sich an. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen, aber nur widerstrebend. Er dachte nach, aber dieser Gedanke kam wieder. Endlich warf er zornig seine Mütze auf den Boden und rief: Sey's, wie es sey! Es muß seyn. Ich gehe zu meinem Bruder, dem Archidiakonus. Er wird mir eine Predigt halten und einen Thaler geben.

Mit diesen Worten raffte er seine Kappe vom Boden auf und schritt hinaus, wie ein Mensch, der zum Aeussersten schreitet. Als er vor der Liebfrauenkirche ankam, fühlte er sich aufs neue unschlüssig. Er ging gedankenvoll ein paarmal auf und ab und sagte: Die Predigt ist gewiß, der Thaler zweifelhaft! Wo ist mein Bruder, der Archidiakonus? fragte er einen Meßner, der aus dem Kloster kam.

Er ist, erwiederte dieser, in seiner Zelle im Thurm, und ich rathe Euch nicht, ihn dort zu stören, Ihr hättet denn eine Botschaft vom Papst oder vom König auszurichten.

Der Mühlenhanns klatschte in die Hände und rief: Das kommt wie gerufen, eine herrliche Gelegenheit, die berüchtigte Zauberzelle zu sehen!

Während er den Thurm hinaufstieg, hielt er folgendes Selbstgespräch: Ich bin recht neugierig, diese Wunderzelle zu sehen, die mein Bruder versteckt, wie sein **Pudendum**! Es heißt, daß er dort große Oefen anzünde, um den Stein der Weisen zu kochen! Wie einfältig! Mir liegt an dem Steine der Weisen so wenig, als an einem Kieselstein, und es wäre mir lieber, wenn ich in seinem Ofen einen Eierkuchen mit Speck fände, als den größten Stein der Weisen, den es auf der Welt geben mag.

Nachdem er tausend Schock Donnerwetter über die endlose Treppe geflucht hatte, kam er endlich keuchend vor der magischen Zelle seines Bruders an. Uf! sagte er, da sind wir ja!

Der Schlüssel steckte und die Thüre war nur angelehnt; er gab ihr einen leisen Stoß und brachte seinen Kopf durch die Oeffnung.

Wer Rembrand's Faust gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem machen, was jezt Johannes Frollo erblickte: Eine düstere Zelle, in der Mitte derselben eine Tafel mit Todtenköpfen, Sphären, Brennkolben, Compaß, hieroglyphischen Pergamenten. Vor dieser Tafel sizt der Doctor Faust, seine Pelzmütze über die finstern Augbraunen herabgezogen. Man sieht ihn nur mit halbem Leibe; er hat sich halb erhoben von seinem ungeheuern Lehnstuhl, stüzt sich mit

den Händen auf die Tafel und betrachtet, neugierig und schreckenvoll, einen großen leuchtenden Cirkel magischer Buchstaben, der im Hintergrund der Zelle auf der Wand glänzt. Die cabbalistische Sonne scheint unter der Anschauung zu flimmern und erfüllt die düstere Zelle mit den Strahlen eines geheimnißvollen Lichtes. Es ist schön und furchtbar zugleich.

So ziemlich den nämlichen Anblick hatte Johannes Frollo, als er durch die halboffene Thüre in die Zelle seines Bruders blickte. Sie war eben so düster als Doctor Faust's. Es stund auch ein großer Lehnstuhl und eine große Tafel darin, desgleichen Compasse, Brennkolben, Todtenköpfe, Skelette von Thieren, dicke Manuscripte; nur die leuchtende Inschrift an der Wand fehlte.

In dem Lehnstuhl saß, auf die Tafel niedergebückt, ein Mann, den Johannes Frollo an seinem Kahlkopf alsbald für seinen Bruder erkannte, obgleich er ihm den Rücken zukehrte. Der Archidiakonus war in so tiefen Gedanken, daß er die Anwesenheit seines Bruders nicht bemerkte. Er sprach in abgebrochenen Sätzen für sich, indem er von Zeit zu Zeit wieder in die Manuscripte blickte: Ja, Manou sagt es und Zoroaster lehrt es! Das Feuer erzeugt die Sonne, die Sonne den Mond. Das Feuer ist die Seele

des großen All. Seine elementarischen Atome ergießen sich unaufhörlich über die Welt, und rieseln aus unzähligen Quellen. An den Punkten, wo diese Ausströmungen sich am Himmel durchschneiden, erzeugen sie das Licht, an ihren Durchschnittspunkten in der Erde erzeugen sie das Gold. Licht und Gold ist eins. — Feuer im concreten Zustand. — Die Verschiedenheit zwischen dem Sichtbaren und Fühlbaren, zwischen dem Flüssigen und Festen der nämlichen Substanz, der Wasserdünstung zum Eise, weiter nichts. — Das sind keine müßigen Träume, es ist das allgemeine Gesetz der Natur. — Aber wie das Geheimniß dieses allgemeinen Gesetzes in wissenschaftliche Regeln bringen? Wie! dieses Licht, das meine Hand überströmt, ist Gold! diese nämlichen Atome, die nach einem gewissen Gesetze vereinzelt sind, müssen nun nach einem gewissen andern Gesetze wieder vereint werden. — Wie nun? — Einige sind auf den Gedanken gerathen, einen Lichtstrahl einzuschließen. — Averröes, — ja, der ist es, — Averröes hat einen solchen Lichtstrahl unter dem ersten linken Pfeiler des muhamedanischen Heiligthums in der großen Moschee zur Cordova eingeschlossen, allein man darf die Höhle nicht öffnen, um zu sehen, ob die Operation geglückt ist, bevor achttausend Jahre verflossen sind.

Da müßte ich lange auf meinen Thaler warten, dachte der Mühlenhanns bei sich. Andere waren der Meinung, fuhr der träumerische Priester fort, daß es besser sey, auf einen Strahl des Sirius zu operiren. Es ist aber sehr schwierig, diesen Strahl rein zu erhalten, wegen der gleichzeitigen Gegenwart anderer Gestirne, deren Strahlen sich damit vermischen. Flamel glaubt, daß es einfacher sey, auf das irdische Feuer zu operiren. — Flamel! Welcher prophetische Name! Flamma! — Ja, das Feuer, sonst nichts, darin liegt Alles. — Der Diamant ist in der Kohle, das Gold im Feuer. — Aber wie es herausziehen? — Magistri behauptet, daß es gewisse Frauen-Namen von so geheimnißvollem Zauber gebe, daß es nichts weiter bedürfe, als sie während der Operation auszusprechen. — Laßt doch sehen, was hierüber Manou sagt: „Wo man die Weiber ehrt, ist Gott geliebt; wo man sie verachtet, braucht man nimmer zu Gott zu beten. Der Mund eines Weibes ist eine reine Quelle, ein fließendes Wasser, ein Sonnenstrahl. — Der Name eines Weibes muß angenehm, sanft, wohlklingend seyn und Worten einer Benediction gleichen....“ — Fürwahr! der Weise hat Recht: Maria, Sophia, Esmeral.. — Verflucht seyst du! Immer dieser Gedanke!

Der Priester schlug das Buch, aus dem er

gelesen hatte, heftig zu und rieb mit seiner Hand die Stirne, als ob er den Gedanken, der ihn verfolgte, aus dem Kopfe treiben wollte. Hierauf nahm er vom Tische einen Nagel und einen kleinen Hammer, dessen Stiel mit cabbalistischen Zeichen seltsam bemalt war.

Seit einiger Zeit, sagte er mit bitterem Lächeln, scheitere ich in allen meinen Versuchen! Ich bin von einer fixen Idee besessen, die mein Hirn verzehrt, wie ein brennendes Feuer. Ich konnte nicht einmal Cassiodors Geheimniß, dessen Lampe ohne Docht und Oel brannte, wieder auffinden, und das ist doch eine so leichte und einfache Sache!

Den Teufel auch, mag das leicht seyn! brummte der Mühlenhanns in den Bart.

Es bedarf also, fuhr der Priester fort, blos eines einzigen ärmlichen Gedankens, um den Menschen schwach und toll zu machen! wie würde doch Claude Pernelle über mich lachen, sie, die nicht einen Augenblick Nicolas Flamel von dem großen Werke abwendig zu machen vermochte!

Wie! ich halte in meiner Hand Zechiels magischen Hammer! Bei jedem Streiche, den der furchtbare Rabbiner, in seine Zelle eingeschlossen, mit diesem Hammer auf diesen Nagel schlug, that sich plötzlich die Erde auf und verschlang

denjenigen seiner Feinde, den er dem Untergang geweiht hatte, wäre er auch zweitausend Meilen weit entfernt gewesen. Der König von Frankreich selbst mußte im Pflaster von Paris bis an die Kniee versinken, bloß weil er eines Abends unbedachtsam an die Pforte des Thaumaturgen gepocht hatte. Und das ist erst vor dreihundert Jahren geschehen. Diesen Hammer und diesen Nagel nun besitze ich, aber was sind sie in meiner schwachen Hand? Eben so wenig furchtbar, als der Schmidhammer in der Faust eines Grobschmids. Und gleichwohl braucht es nichts, als die Zauberformel wieder aufzufinden, welche Zechiel aussprach, während er auf den Nagel klopfte.

Das wird keine so große Hexerei seyn! dachte der Mühlenhanns.

Es kommt nur auf einen Versuch an, fuhr der Priester lebhaft fort. Ist das rechte Wort gefunden, so wird ein blauer Funken aus dem Nagel strömen. — Emen-Hetan! Emen-Hetan! Emen-Hetan! — Das ist nicht das rechte Wort. — Sigeani! Sigeani! — Nagel, Nagel, öffne das das Grab Jedem, der den Namen Phöbus trägt! — Verflucht seyst du! immer und ewig der nämliche Gedanke! Mit diesen Worten warf er den Hammer zornig von sich und beugte sich so tief auf die Tafel nieder, daß ihn der lauschende Johannes Frollo vor der ungeheuern Lehne seines

Stuhls nimmer sehen konnte. Plötzlich erhob er sich wieder, nahm einen Compaß und grub stillschweigend in die Mauer das griechische Wort:

'ANAΓKH

Mein Bruder ist ein Narr, dachte der Mühlenhanns bei sich. Es wäre viel einfacher gewesen, wenn er geschrieben hätte: Fatum. Es braucht nicht Jedermann griechisch zu verstehen.

Der Archidiakonus sezte sich wieder in seinen Lehnstuhl und stüzte das Haupt in seine beiden Hände, wie ein Kranker thut, dessen Kopf schwer und brennend ist.

Der Student staunte bei diesem Anblick. Er, dessen Herz in der frischen freien Luft flatterte, wie ein Vogel, der auf der Welt kein anderes Gesetz befolgte, als das der Natur, der seinen Neigungen und Leidenschaften freien Lauf ließ, und bei dem der See großer menschlicher Erschütterungen immer trocken war, weil er ihn jeden Tag in vollen Strömen fließen ließ, er wußte nicht, wie stürmisch dieses Meer menschlicher Leidenschaften aufwallt und gegen die Ufer schlägt, wenn man ihm jeden Ausgang wehrt, wie es anschwellt, und das Herz durchfrißt, wie es wallt und wogt, bis es die Dämme durchgraben und sich sein Bett gebrochen hat. Des Priesters ernste und kalte Außenseite, diese eisartige Oberfläche unzugänglicher Tugend hatte Jo=

hannes Frollo immer getäuscht. Der lustige Student hatte niemals daran gedacht, daß unter dem schneebedeckten Gipfel des Aetna ein Meer flammender Lava verborgen liegt.

Er konnte sich vielleicht im Augenblick keine genaue Rechenschaft über diese Gedanken geben, aber das fühlte er doch, daß er gesehen, was er nicht hätte sehen sollen, daß er die Seele seines ältern Bruders in einem Erguß ihrer geheimsten Tiefen überrascht hatte, und daß dieser nichts davon erfahren dürfe. Als er daher sah, daß der Archidiakonus in seine vorige Unbeweglichkeit zurückgefallen war, zog er sachte den Kopf aus der Thüre und machte hinter derselben ein Geräusch, wie Jemand, der gerade ankommt und seine Ankunft schon von ferne anmelden will.

Herein! rief der Archiadiakonus. Ich habe auf Euch gewartet und deßwegen den Schlüssel stecken lassen. Nur herein, Meister Jakob!

Der Student trat kecklich in die Zelle. Der Priester, dem ein solcher Besuch an solchem Orte unwillkommen war, rief ihm mißmuthig entgegen: Wie! Du bist es, Johann?

Es ist immerhin ein J., erwiederte der Student mit seinem rothen, lustigen, unverschämten Gesicht.

Der Archidiakonus nahm eine ernste und strenge Miene an: Was willst Du hier?

Mein Bruder, erwiederte der Student, indem er sich vergebliche Mühe gab, sein Gesicht in anständige und bescheidene Falten zu legen, ich wollte Euch nur bitten....

Um was?

Um ein wenig Moral, deren ich sehr benöthigt bin. Der Mühlenhanns wagte nicht hinzuzufügen: und um ein wenig Geld, das ich noch nöthiger habe.

Mein Freund, sagte der Archiakonus frostig, ich bin sehr unzufrieden mit Dir.

Ei! du mein Gott! seufzte der Student.

Der Priester faßte ihn scharf ins Auge! Es ist gut, daß Du selbst kommst.

Dieser Eingang war nicht sehr erbaulich, und der Mühlenhanns war einer scharfen Strafpredigt gewärtig.

Johann, man bringt mir täglich Klagen über Dich vor. Was ist es denn mit der Bastonade, die Ihr dem jungen Vicomte Albert de Ramonchamp gegeben habt?

Oh! Das ist nicht der Mühe werth, ein unverschämter Page, der absichtlich sein Pferd durch den Koth sprengte, um die Studenten zu bespritzen!

Was ist es weiter mit einem gewissen Mahiet Fargel, dessen Kleid ihr zerrissen habt. Tunicam dechiraverunt, besagt die Klagschrift.

Bah! Es war nur ein schlechter Kittel! Was ist da für ein Lärm darum?

Die Klagschrift besagt Tunicam, und nicht cappettam. Verstehst Du dein Lateinisch?

Johannes antwortete nichts.

So, fuhr der Priester mit Kopfschütteln fort, so steht es jezt um die Wissenschaft und das Studium. Die lateinische Sprache versteht man kaum, die hebräische gar nicht, die griechische ist so unbekannt, daß selbst die Gelehrtesten sich nicht schämen, ein griechisches Wort zu überhüpfen, und daß es fast sprüchwörtlich geworden ist: graecum est, non legitur.

Der Student erhob kühnlich seine Augen zu dem Priester: Wenn es Euch gefällig ist, Herr Bruder, so will ich Euch das griechische Wort, das dort auf der Mauer steht, auf gut französisch erklären?

Welches Wort?

'ΑΝ'ΑΓΚΗ.

Eine leichte Röthe färbte die bleichen Wangen des Priesters, gleich dem emporsteigenden Rauche, der die innere Glut eines Vulkan nach aussen ankündigt. Der Student bemerkte sie kaum.

Je nun, stotterte der ältere Bruder mühsam, so sage mir, was dieses Wort heißt.

Verhängniß.

Der Archidiakonus wurde wieder bleich, und

der leichtsinnige Student fuhr fort: Und das Wort, das von der nämlichen Hand darunter gegraben ist: Αναγνεια bedeutet Unkeuschheit. Ihr seht, daß man sein Griechisch versteht.

Der Archidiakonus erwiederte nichts. Diese griechische Lection hatte ihn in seine alten Träumereien versenkt. Der schlaue Mühlenhanns, der sich auf alle Ränke eines verzogenen Kindes verstand, hielt den Augenblick für günstig, seine Bitte anzubringen. Er nahm daher eine äusserst sanfte Stimme an und begann auf folgende Weise:

Mein lieber Bruder, Ihr werdet mir doch nicht böse seyn wegen einer Tracht Schläge, welche etliche böse Buben in gerechter Fehde von mir erhalten haben?

Dieser schmeichelnde Eingang machte jedoch auf den ernsten Archidiakonus nicht den gehofften Eindruck. Cerberus biß nicht in den Honigkuchen. Die Stirne des Priesters entrunzelte sich nicht im geringsten.

Wo willst Du damit hinaus? fragte er trocken.

Je nun, um auf die Hauptsache zu kommen: ich brauche Geld.

Auf diese unverschämte Anforderung nahm das Gesicht des Archidiakonus einen pädagogischen und väterlichen Ausdruck an.

Ihr wißt, Meister Johann, daß unser Lehen von Tirechappe, wenn man Alles zusammenfegt,

nicht über 39 Livres, 11 Sous und 6 Pfennige erträgt. Das ist zwar um die Hälfte mehr, als zu den Zeiten der Gebrüder Paclet, aber es ist noch nicht viel.

Ich brauche Geld, sagte der Student mit stoischem Gleichmuth.

Ihr wißt, daß nach dem Spruche des Officials unsere 21 Häuser des Lehens dem bischöflichen Stuhle frohnpflichtig sind, und daß wir diese Last mit zwei Mark abkaufen müssen. Nun wißt Ihr auch ferner, daß ich diese zwei Mark noch nicht zusammen zu bringen vermochte.

Ich weiß weiter nichts, als daß ich Geld brauche.

Und was willst Du damit machen?

Auf diese Frage glänzte ein Hoffnungsstrahl in den Augen des Studenten. Er nahm seine vorige, unterwürfige und süßliche Miene wieder an.

Seht, mein lieber Bruder, sagte er, ich würde mich gewiß nicht in schlechter Absicht an Euch wenden. Es ist nicht davon die Rede, mit Euren Pfennigen in der Kneipe den Wilden zu machen, noch im goldgestickten Mantel durch die Straßen von Paris zu ziehen, den Lakaien hinter mir, cum meo laquasio. Nein, lieber Bruder, dieses Geld ist zu einem guten Werke bestimmt.

Zu welchem guten Werke? fragte der Archidiakonus etwas verwundert.

Zwei meiner Freunde möchten gerne dem Kind einer armen Wittwe ein Wickelzeug kaufen. Das ist ein Almosen. Es kostet drei Gulden und ich möchte das Meinige auch dazu beitragen.

Wie heißen diese beiden Freunde?

Pierre-l'Assomeur und Baptiste Croque-Oison.

Hm! sagte der Archidiakonus, die Namen dieser guten Freunde passen zu einem guten Werke wie die Faust auf ein Auge.

Der Mühlenhanns sah zu spät ein, daß er die Namen seiner beiden Freunde übel gewählt hatte.

Und, fuhr der kluge Priester fort, einem armen Weib ein Kindszeug kaufen, das drei Gulden kostet!

Nun, zum Teufel! fuhr der Student erbost auf, so brauche ich also dieses Geld, um diesen Abend Isabellen im Liebesthale zu besuchen.

Unzüchtiger Mensch! rief der Priester aus.

Ἀναγνεια, sagte Johannes.

Diese Citation, welche der Student boshafter Weise von der Mauer der Zelle entlehnte, machte einen sonderbaren Eindruck auf den Priester. Er biß sich in die Lippen und sein Gesicht überzog sich mit einer Schaamröthe.

Packe Dich, sagte er zu Johannes, ich erwarte Jemand.

Der Student machte noch einen lezten Versuch: Bruder Claudius, gebt mir wenigstens ein halbes Livre, daß ich zehren kann.

Wo bist Du in Gratian's Decretalien stehen geblieben? fragte der Archidiakonus.

Ich habe meine Hefte verloren.

Wie weit bist Du in den lateinischen Humanioren gekommen?

Man hat mir meinen Horaz gestohlen.

Wie steht es mit Deinem Aristoteles?

Meiner Treu, Herr Bruder! Sagt nicht ein gewisser Kirchenvater, daß die Kezer aller Zeiten auf die metaphysische Waide des Aristoteles gegangen sind? Ich will kein aristotelisches Heu fressen und meine Religion der Metaphysik opfern.

Junger Mensch, fuhr der Archidiakonus fort, bei dem lezten Einzug des Königs war ein Edelmann, Philipp de Comines genannt, auf dessen Pferdsdecke der Wahlspruch gestickt war: Qui non laborat, non manducet. Diesen Wahlspruch nehme Dir zu Herzen.

Der Student zögerte einen Augenblick mit der Antwort, heftete das Auge auf den Boden und machte ein böses Gesicht. Plözlich wandte er sich gegen seinen Bruder und sagte: Ihr wollt mir also nicht einmal ein paar Sous geben, um bei dem nächsten Bäcker ein Brod zu kaufen?

Qui non laborat, non manducet.

Auf diese Antwort des unerbittlichen Archidiakonus deckte der Mühlenhanns seine Augen mit beiden Händen zu, wie ein schluchzendes Weib, und rief im Tone der Verzweiflung aus: **O to to to to toi!**

Was will das heißen, Freund? fragte der Archidiakonus, erstaunt über dieses tolle Benehmen.

Je nun, erwiederte der Student und erhob seine frechen Augen zu dem Priester, das ist griechisch! Es ist ein Anapäst von Aeschylus, das vollkommen den Schmerz ausdrückt.

Bei diesen Worten brach er in ein so tolles, convulsivisches Gelächter aus, daß der Archidiakonus selbst mitlachen mußte. Es war freilich seine eigene Schuld, daß er den Knaben so verwöhnt hatte.

Oh! mein guter Claudius! fuhr Johannes, hiedurch ermuthigt fort, seht doch einmal meine zerissenen Stiefel an! Es gibt keinen tragischeren Cothurn auf der Welt, als ein Paar Stiefel, von denen die Sohlen herabhängen.

Ich werde Dir neue Stiefel schicken, aber kein Geld, versezte der Archidiakonus mit wiederkehrender Strenge.

Nur ein paar Sous, geliebtester Bruder! flehte der Mühlenhanns. Ich will Gratian auswendig lernen, an Gott glauben, und ein wahrer

Pythagoras in Wissenschaft und Tugend seyn. Nur ein paar lumpige Sous! Wollt Ihr, daß mich der Hunger fasset mit seinem offenen Munde, der mir drohend entgegenstarrt, schwarz, stinkend, wie ein Tartarus oder wie die Nase eines Mönchs?

Der Archidiakonus wiederholte seinen Spruch: **Qui non laborat....** Der Student ließ ihn nicht ausreden: Zum Teufel! schrie er. Es lebe die Freude! Ich will mich festkneipen, ich will mich schlagen, ich will Krüge und Gläser zerbrechen, ich will zu den Mädchen gehen!

Mit diesen Worten warf er seine Mütze an die Wand und ließ seine Finger knacken, wie Klappern.

Der Archidiakonus warf einen düstern Blick auf ihn: Johann, Du bist ein Mensch ohne Seele.

In diesem Falle fehlt mir, laut Epikur, ein Etwas, das von einem Etwas geschaffen ist, welches keinen Namen hat.

Johann, Du mußt ernstlich auf Deine Besserung denken.

Ich sehe wohl, rief der Student, indem er bald seinen Bruder, bald die Brennkolben auf dem Ofen betrachtete, daß es hier verzwickte Gläser und verzwickte Ideen gibt.

Johann, Du stehst am Rande eines Abgrunds. Weißt Du, wohin das führen wird?

In die Kneipe, sagte der Student.

Die Kneipe führt auf den Pranger.

Das ist eine Laterne wie eine andere, und mit dieser hätte vielleicht Diogenes seinen Menschen gefunden.

Der Pranger führt an den Galgen.

Der Galgen ist eine Waage, an deren einem Ende ein Mensch, an dem anderen die ganze Erde hängt. Es ist schön, ein Mensch zu seyn.

Der Galgen führt in die Hölle.

Die Hölle ist ein großes Feuer.

Johann, Johann, das Ende wird schlecht seyn!

Wenn nur der Anfang gut ist.

In diesem Augenblicke ließen sich auf der Treppe menschliche Tritte hören.

Stille! sagte der Archidiakonus und legte den Finger auf den Mund, da kommt Meister Jakob. Höre, Johann, fügte er mit leiser Stimme hinzu, rede niemals von dem, was du hier gesehen und gehört hast. Verstecke dich geschwind hinter dem Ofen und rühre dich nicht.

Der Student kroch hinter den Ofen. Hier kam ihm ein guter Gedanke. Bruder Claudius, einen Gulden, oder ich bin nicht still!

Schweig! ich verspreche Dir einen Gulden.

Ich will ihn gleich haben.

So nimm ins Teufels Namen, schrie der Priester zornig und warf ihm seine Börse zu.

Der Mühlenhanns schlüpfte wieder hinter den Ofen, und in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

XXII.

Die beiden Schwarzröcke.

Der Mann, welcher eintrat, trug einen schwarzen Rock und war von finsterem Ansehen. Unser Freund Johannes, der, wie man sich denken kann, sich in seinem Winkel so eingerichtet hatte, daß er alles hören und sehen konnte, wunderte sich ausnehmend über das Wesen von Traurigkeit, das in der ganzen Kleidung und dem Gesichte des Ankömmlings lag. Es war gleichwohl auf demselben Gesichte eine gewisse Milde verbreitet, aber nur die Sanftheit einer Katze oder eines Richters, eine süßliche Süßigkeit. Der Mann war ganz grau, runzlig, nahe an 60 Jahre alt, weiße Augbraunen, schielend, herabhängende Unterlippe und plumpe Hände. Als der Mühlenhanns sah, daß es nichts weiter sey,

als dieses, d. h. ein Arzt oder eine Gerichtsperson, und daß des Mannes Nase sehr weit vom Mund abstund, was ein Zeichen von Dummheit ist, drückte er sich in seine Ecke und machte sich gefaßt, eine unbestimmte Zeit in übler Stellung und schlechter Gesellschaft zuzubringen.

Der Archidiakonus hatte beim Erscheinen dieser Person sich nicht einmal von seinem Sitze erhoben. Er gab ihm bloß ein Zeichen, sich auf einen Schemel niederzulassen, der nahe an der Thüre stund, und nach einigen Augenblicken, in welchen er einen früher gefaßten Gedanken zu verfolgen schien, sagte er zu ihm mit der Miene eines Protektors: Guten Morgen Meister Jakob!

Ich grüße Euch, Meister! antwortete der Schwarzrock.

Es lag in den beiden Arten, womit einerseits dieses Meister Jakob, andererseits dieses einfache Meister ausgesprochen wurde, der Unterschied zwischen gnädigster Herr und Herr. Es war augenscheinlich eine Begrüßung zwischen dem Lehrer und dem Schüler.

Nun, fuhr nach einem neuen Stillschweigen der Archidiakonus fort, kommt Ihr zu Stande?

He! mein Meister! erwiederte der andere mit einem traurigen Lächeln, ich schüre immer das

Feuer. Asche genug, aber nicht ein Stäubchen Gold.

Ich rede jezt nicht davon, Meister Jakob. Charmolue, sagte der Archidiakonus mit einer Geberde der Ungeduld, sondern von dem Prozeß eures Hexenmeisters. Heißt er nicht Marc Cenaine? Ist es nicht der Schaffner des Rechenhofes? Gesteht er seine Zauberei? Hat die peinliche Frage Wirkung gethan?

Leider nein! antwortete Meister Jakob mit dem nämlichen traurigen Lächeln, wir haben diese Consolation noch nicht erlangen können. Dieser Mensch ist ein Kieselstein, wir könnten ihn in Oel sieden, ohne daß er etwas gestände. Gleichwohl sparen wir nichts, um die Wahrheit zu erfahren. Alle seine Glieder sind auseinander gerissen, wir haben bereits alle Grade der Folter angewendet. Alles vergebens. Das ist ein schrecklicher Mensch.

Habt ihr nichts Neues in seinem Hause gefunden?

O ja, antwortete Meister Jakob und griff in seine Tasche, dieses Pergament. Es stehen Worte darauf, die wir nicht verstehen, obgleich der Advokat des Criminalgerichts ein wenig Hebräisch weiß, das er im Prozeß der Juden der Straße Kenterstern zu Brüssel gelernt hat.

Bei diesen Worten rollte Meister Jakob ein

Pergament auf. Gebt her! sagte der Archidiakonus. Keine Magie, Meister Jakob! Emen-Hetan! das ist der Ruf der Vampyrn, wann sie zum Sabbath kommen. Per ipsum, et cum ipso, et in ipso! das ist das Machtwort, das den Teufel in der Hölle fesselt: Hax, Pax, Max, das ist medizinisch, eine Formel gegen den Biß wüthender Hunde. Meister Jakob! Ihr seyd Prokurator des Königs in Sachen der Kirche. Das ist ein abscheuliches Pergament.

Wir werden den Mann abermals auf die Folter bringen. Hier ist etwas, was wir noch weiter gefunden haben.

Es war ein Brennkolben der nämlichen Art, wie diejenigen, die auf dem Ofen des Archidiakonus stunden.

Aha! sagte er, ein alchimystischer Destillirkolben.

Ich muß gestehen, fuhr Meister Jakob mit seinem furchtsamen und linkischen Lächeln fort, daß ich in meinem Ofen einen Versuch damit gemacht habe, der aber nicht besser gelungen ist, als mit dem meinigen.

Der Archidiakonus untersuchte das Gefäß. Was hat er da eingegraben? Och.! Och. Das Wort, womit man die Flöhe vertreibt! Dieser Mark Cenaine ist ein Ignorant! Ich glaube wohl, daß Ihr damit kein Gold zu Stande bringt!

Weil wir im Kapitel der Irrthümer sind, sagte

Meister Jakob, ich habe so eben, ehe ich herauf stieg, das untere Portal studirt. Seyd Ihr gewiß, hochwürdiger Meister, daß der Eingang des Werkes über Physik darin abgebildet ist, und daß unter den sieben nackten Figuren, die an den Füßen unserer lieben Frau stehen, diejenige, welche Flügel an den Sohlen hat, Merkurius ist?

Ja, erwiederte der Priester, Augustin Nypho schreibt es, jener italienische Doctor, der einen bärtigen dienstbaren Geist hatte, von dem er Alles erfuhr. Im Uebrigen will ich Euch das aus dem Texte erklären, wann wir hinunter gehen.

Ich danke Euch, mein Meister, sagte Jakob Charmolue und bückte sich bis zur Erde nieder. Fast hätte ich vergessen, fügte er hinzu, wann soll ich denn die kleine Zauberin fassen lassen?

Welche Zauberin?

Die Zigeunerin, die Ihr wohl kennt, und die alle Tage, trotz des Verbots des Officials, ihre Künste in den Straßen von Paris treibt. Sie hat eine vom Teufel besessene Ziege, die liest, schreibt und Mathematik versteht, und die allein hinreichend wäre, die ganze Zigeunerwelt henken zu lassen. Es ist Alles vorbereitet zum Prozesse. Ein niedliches Geschöpf, diese Tänzerin, bei meiner armen Seele! Die schönsten schwarzen Augen, die man sich denken kann! Wann sollen wir mit dem Prozeß anfangen?

Der Preister war ganz blaß geworden.

Ich werde Euch das sagen, stotterte er in kaum vernehmbarem Tone. Dann nahm er sich zusammen und sagte: Für jezt befördert den Prozeß von Marc Cenaine.

Seyd ruhig deßhalb, sagte Meister Jakob lächelnd, ich werde ihn, sobald ich zurück komme, auf das lederne Bett bringen lassen. Er ist aber ein Teufelskerl, der selbst Pierrat Torterue müde macht. Die peinliche Frage im Haspel! Das ist das Beste, was wir haben. Er soll sie erstehen.

Der Archidiakonus war in tiefe Gedanken versunken. Er kehrte sich gegen Jakob Charmolue; Meister Pierrat... Meister Jakob, wollte ich sagen, für jezt den Prozeß von Marc Cenaine!

Wohl, mein Meister! Er wird etwas durchzumachen haben! Warum geht er auch auf den Sabbath? Ein Schaffner des Rechenhofes, der den Text Karls des Großen kennen sollte: Stryga vel masca! Was die Kleine betrifft, Smeralda, wie man sie heißt, so werde ich darüber Eure Befehle erwarten. Wann wir durch das Portal gehen, könnt Ihr mir auch erklären, wer der Gärtner ist, der sich am Eingang der Kirche befindet. Es wird wohl der Sämann im Evangelium seyn. An was denkt ihr denn, Meister?

Der Priester, in sich selbst vertieft, hörte nicht auf ihn. Meister Jakob folgte der Richtung seines Blickes und sah, daß er ihn auf ein großes Spinnengewebe heftete, das in der obern Ecke der Fensteröffnung war. In diesem Augenblick fing sich eine Mücke, welche der von außen hereinleuchtenden Sonne zuflog, in dem Gewebe. So wie das Gewebe sich bewegte, fuhr die ungeheure Spinne aus ihrem Gehäuse heraus und faßte die Fliege mit ihren Zangen.

Arme Mücke! sagte Meister Jakob und streckte den Arm aus, sie zu retten.

Jezt plötzlich erwachte der Archidiakonus aus seinen Träumen und faßte convulsivisch seinen Arm.

Weg, Meister Jakob! rief er aus, laßt sie machen, das ist das Verhängniß.

Meister Jakob wendete sich erschrocken um, denn er glaubte nicht anders, als daß eine eiserne Zange seinen Arm gefaßt habe. Das Auge des Priesters war verstört, flammend, fest auf die kleine furchtbare Gruppe der Fliege und der Spinne gerichtet.

O, sagte er mit einer Stimme, die aus der innersten Tiefe seiner Seele zu kommen schien, hier ist das Symbol von Allem. Sie fliegt dahin, in Lust und Freude, sie sucht den Frühling, die frische Luft, die Freiheit! da fällt sie in das ausgebreitete

Netz, die scheußliche Spinne stürzt hervor! Arme Tänzerin! Arme Fliege! Das Schicksal geht seinen unerbitterlichen Gang fort. Laßt sie machen, Meister Jakob! Es ist das Verhängniß! Claudius, du bist die Spinne, du bist auch die Fliege! du flogst der Wissenschaft, dem Licht, der Sonne zu, du suchtest die ewige Wahrheit; aber als du dich auf die strahlende Oeffnung stürztest, auf das Fenster der andern Welt, wo Klarheit und Anschauen ist, erblicktest du, eine blinde Mücke, nicht jenes feine Spinnengewebe, welches das Schicksal zwischen dich und das Licht gehängt hat; Thor, der du bist, du flogst mit allen Flügeln dahin, und jezt hängst du in den eisernen Netzen des Verhängnisses! Meister Jakob, Meister Jakob, laßt die Spinne machen!

Ich versichere Euch, sagte Jakob Charmolue, der von Allem diesem nichts verstand, daß ich sie nicht berühren will; aber laßt doch um Gotteswillen meinen Arm los, Meister, Ihr habt eine eiserne Faust!

Der Priester achtete nicht auf ihn, heftete fest den Blick auf das Fenster und fuhr in seinen Betrachtungen fort: Wahnsinniger, der du bist! Hättest du auch, mit deinen ärmlichen Schwingen einer Fliege, das furchtbare Gewebe durchbrochen, doch würdest du das Licht nicht erreicht haben! Zwischen dir und dem Lichte lag, weiter

entfernt, jenes Fenster, jenes durchsichtige Hinderniß, jene Mauer von Crystall, härter als Erz, welche alle Philosophien von der Wahrheit trennt! O Eitelkeit der Wissenschaft! Von weiter Ferne kommen die Weisen gezogen, sich die Stirne an diesem Fenster zu zerbrechen! Ein System nach dem andern zerschellt an diesem durchsichtigen Schleier, der die ewige Wahrheit ewig bedeckt!

Der Priester schwieg. Diese lezteren Gedanken, die ihn allmählig von sich selbst zur Wissenschaft zurückgeführt hatten, schienen ihn beruhigt zu haben. Meister Jakob brachte ihn durch folgende Frage ganz zum Gefühl der Wirklichkeit zurück: Nun, Meister, wann werdet Ihr mir einmal helfen Gold machen? Es währt mir fast zu lange, bis es glückt.

Der Archidiakonus schüttelte das Haupt mit bitterem Lächeln: Meister Jakob lest Michael Psellus: Dialogus de energia et operatione Daemonum. Was wir da treiben, ist nicht ganz unschuldig.

Leise, Meister! Ich habe es selbst gedacht. Aber man muß schon ein wenig Hermetik treiben, wenn man nur Prokurator des Königs in Sachen der Kirche ist, und nicht mehr als 30 Thaler jährliches Einkommen hat. Nur muß freilich Alles in der Stille geschehen.

In diesem Augenblicke vernahm Meister Jakob

ein Geräusch von Kinnbacken, die etwas kauen. Dieses Geräusch kam unter dem Ofen hervor.

Was ist das? fragte er bestürzt.

Es war Johannes Frollo, der in seinem Versteck eine alte Brodrinde und ein halbverschimmeltes Stück Käse aufgefunden hatte und mit großem Geräusch der Kinnbacken verzehrte.

Es ist meine Katze, antwortete der Archidiakonus schnell, die da unten eine Maus gefangen hat und verzehrt.

Durch diese Antwort fand sich Meister Jakob vollkommen befriedigt. In der That, Meister, sagte er mit respektvollem Lächeln, alle großen Philosophen haben ihr Hausthier gehabt. Ihr wißt, was Servius sagt: Nullus enim locus sine genio est.

Der Archidiakonus, der einen neuen Streich des Studenten fürchtete, führte nun den Meister Jakob aus der Zelle, um, wie er sagte, einige Figuren des Portals mit seinem würdigen Schüler gemeinschaftlich zu studiren.

XXIII.

Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen.

Te Deum laudamus! rief der Mühlenhanns aus und sprang freudig aus seinem Verstecke hervor. Gottlob, die beiden Nachteulen sind fort! **Och! Och! Hax! Pax! Max!** Die Flöhe! Die wüthenden Hunde!

Den Teufel! So geht zur Hölle mit Eurer ganzen Unterhaltung, der Kopf schwindelt mir davon. Und einen verschimmelten Käse noch obendrein in den Kauf! Komm, du liebe Börse meines großen Bruders, ich will dich in Wein verwandeln!

Der Student warf einen zärtlichen Blick auf den Inhalt der Börse, wischte den Staub von Kleidern und Stiefeln, pfiff eine Melodie, sah sich um, ob sonst nichts in der Zelle sey, das er mitnehmen und sich aneignen könnte, ging hinaus, ließ die Thüre hinter sich offen und hüpfte die Treppe hinunter.

Lachend kam er unten auf dem Platze an. Oh! sprach er, du gutes ehrliches Pflaster von Paris! Verflucht sey diese Wendeltreppe, auf

der selbst den Engeln der Jakobsleiter der Athem ausgehen könnte!

Er machte einige Schritte weiter und erblickte seine beiden Nachteulen, d. h. den Archidiakonus und Meister Jakab, in Betrachtung einer Bildsäule des Portals verloren. Er näherte sich ihnen auf der Zehenspitze und hörte den Archidiakonus leise zu Jakob Charmolue sagen: Wilhelm von Paris hat einen Job auf diesen Stein von **lapis-lazuli** graben lassen. Job stellt den Stein der Weisen vor, der auch durch das Märtyrerthum erprobt werden muß, wie Raymond Lulle sagt: **Sub conservatione formae specificae salva anima.**

Was liegt mir an dem, sagte der Mühlenhanns, das Geld habe ich.

In diesem Augenblicke hörte er hinter sich eine starke Stimme, die einen Schwall von Flüchen in einem Athem ausstieß: Tod und Teufel! Donner und Blitz! Höllenelement! Gottes Donnerwetter! Zehntausend Millionen Teufel! Stern und Kreuz! Hol' Euch der Teufel und seine Großmutter!

Das ist entweder mein Freund, der Hauptmann Phöbus, oder der Satan in eigener Person! sagte der Student.

Dieser Name Phöbus drang in die Ohren des Priesters, als er eben dem Meister Jakob den

Drachen erklärte, der seinen Schweif in einem Bade verbirgt, aus dem unter dichtem Rauch ein Königskopf hervorgeht. Der Archidiakonus brach kurz ab, wendete sich um und sah, wie sein Bruder zu einem langen Offizier trat, der eben aus dem Hause Gondelaurier kam.

Es war wirklich der Hauptmann Phöbus de Chateaupers; er lehnte sich an einen Pfeiler des Hauses seiner Braut und fluchte wie ein Heide.

Meiner Treu, Hauptmann Phöbus! sagte der Student und reichte ihm die Hand, Ihr flucht mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit.

Tod und Teufel! erwiederte der Hauptmann.

Blitz und Donner! versetzte der Student. Woher kommt dieses Ueberströmen schöner Redensarten aus dem Munde eines so artigen Ritters, wie Kapitain Phöbus ist?

Stern und Kreuz, Freund Johann! sagte Phöbus und schüttelte ihm die Hand, wenn das Roß einmal im Laufe ist, kann man es nicht gleich anhalten. Ich habe im großen Galopp geflucht. So oft ich von diesen Zieraffen komme, wo ich mir nicht Luft machen darf, habe ich immer die Gurgel voll Flüche; ich muß sie ausschütten, wenn ich nicht daran ersticken will. Donnerwetter! Höllenelement!

Wollt Ihr mit mir eine Flasche trinken? fragte der Student.

Dieser Vorschlag besänftigte den Kapitain.

Ich will wohl, aber ich habe kein Geld.

Ich habe Geld, ich!

Das wäre der Teufel! Laßt doch sehen!

Der Mühlenhanns hielt prahlend seine Börse vor die Augen des Hauptmanns. Inzwischen war der Archidiakonus, der den Meister Jakob ohne weiteres stehen ließ, bis auf einige Schritte von ihnen gekommen, so daß er Alles hören konnte, was sie sprachen; sie selbst nahmen ihn nicht wahr, so sehr waren sie in die Betrachtung der Geldbörse vertieft.

Phöbus rief eben aus: Eine Börse in Eurer Tasche, Johannes Frollo! Das ist der Mond in einem Wassereimer. Man erblickt ihn darin, aber er ist nicht da, es ist bloß sein Schatten. Ich will darauf wetten, daß in Eurer Börse nichts als Kieselsteine sind!

Seht hier die Kieselsteine, die ich in meiner Tasche trage! sagte der Student frostig und leerte den Inhalt der Börse auf einen nahen Brunnen aus.

Tod und Teufel! Welch ein rührender, glänzender Anblick! Nein, ich will nicht fluchen, du liebes blankes Geld, du! sagte der Hauptmann.

Johannes Frollo stand stolz und erhaben da, wie ein alter Römer, der das Vaterland gerettet hat. Einige kleine Münzen waren auf den Boden gefallen. Der begeisterte Hauptmann bückte sich, um sie aufzulesen.

Pfui, Kapitain Phöbus de Chateaupers! sagte der Student und hielt ihn zurück.

Der Hauptmann überzählte das Geld, und über den Erfund erstaunt, fragte er: Freund Johann, wen habt Ihr denn heute Nacht in der Straße der Halsabschneider geplündert?

Der Student machte ein listiges Gesicht, blinzelte mit den Augen und sagte: Man hat einen einfältigen Archidiakonus zum Bruder!

Hölle und Teufel! Das ist ein würdiger Mann! Gott erhalte ihn lange Jahre, rief der Hauptmann aus.

Laßt uns jezt zur Flasche gehen, sagte der Student.

Wo gehen wir hin? fragte Phöbus. Zum Paradies-Apfel?

Nein, Kapitain, zur alten Wissenschaft!

Johann, bei meinem Bart! Der Wein ist besser im Paradies-Apfel.

Je nun, also zur Mutter Eva und ihrem Apfel! versezte der Student und nahm den Hauptmann am Arme.

Die beiden würdigen Freunde rafften das Geld

zusammen und machten sich auf den Weg zum Paradies-Apfel. Der Archidiakonus folgte ihnen mit düsteren und verstörten Blicken. War dies der nämliche Phöbus, dessen verfluchter Name seit seinem Zwiegespräch mit Peter Gringoire sich in alle seine Gedanken mischte? Er wußte es nicht, aber es war einmal ein Phöbus, und schon dieser magische Name war hinreichend, den Priester auf den Fußtritten der beiden lustigen Brüder festzuhalten; er folgte ihnen wie ein hungriger Wolf, und keine ihrer Geberden, keine ihrer Reden entging seinem aufmerksamen Blicke. Im Uebrigen redeten sie laut genug, daß man Alles hören konnte, und es schien ihnen wenig daran zu liegen, ob die Vorübergehenden die Vertrauten ihrer Geheimnisse wurden. Sie sprachen von Duellen, Kneipen, Mädchen und Tollheiten aller Art, nur kein vernünftiges Wort.

Als sie um eine Straßenecke bogen, drang von einem benachbarten Platze der Schall des Tambourin in ihre Ohren: Der Archidiakonus hörte den Offizier zu dem Studenten sagen:

Donnerwetter! Im Doppelschritt!

Warum denn, Phöbus?

Ich fürchte, die Zigeunerin möchte mich sehen.

Welche Zigeunerin?

Die kleine mit der weißen Ziege.

Die Esmeralda?

Richtig, Johann, ich vergesse immer ihren verfluchten Namen. Vorwärts, sie möchte mich erkennen. Es wäre mir nicht lieb, wenn mich ein solches Mädchen auf der Straße anredete.

Kennt Ihr sie denn, Phöbus?

Der Hauptmann bog sich zu dem Studenten hinab und sagte ihm einige leise Worte ins Ohr. Hierauf warf er triumphirend den Kopf zurück und brach in ein lautes Gelächter aus.

Ist es wirklich wahr? fragte Johannes.

Auf Ehre und Seligkeit! versicherte Phöbus.

Diesen Abend!

Diesen Abend.

Seyd Ihr gewiß, daß sie kommen wird?

Seyd Ihr ein Narr, Johann? Wer wird denn an solchen Dingen zweifeln?

Hauptmann Phöbus, Ihr seyd ein glücklicher Gendarme!

Der Archidiakonus hörte diese ganze Unterhaltung mit an. Seine Zähne klapperten, ein kalter Schauer durchlief seinen ganzen Körper. Er blieb einen Augenblick stehen und stüzte sich auf einen Brunnen, wie ein Betrunkener. Dann folgte er abermals der Fährte der beiden lustigen Brüder.

XXIV.

Der Knecht Ruprecht.

Die berühmte Kneipe zum Paradies=Apfel lag in der Universitätsstadt. Es war ein Saal zu ebener Erde, ziemlich groß und sehr nieder, in der Mitte von einem hölzernen Pfeiler getragen; eine Tafel an der andern, alle mit Trinkern besezt, gutwillige Dirnen in Menge, ein einziges Fenster auf die Straße, einen verrosteten Schild, ein Weib mit einem Apfel in der Hand vorstellend—dies war das Weinhaus zum Paradies=Apfel.

Die Nacht war finster, die Lichter aus dem Paradies=Apfel leuchteten in weite Ferne; man hörte das Geräusch der Gläser, Flüche, Zank und Streit. Durch das Fenster sah man im Innern hundert verwirrte Figuren wimmeln, und hörte mit lautem Lachen vermischtes Geräusch.

Ein Mann ging auf und ab vor der rauschenden Kneipe; man hätte ihn für eine Schildwache halten können, die ihren Posten nicht verlassen darf. Er trug einen Mantel, der sein Gesicht bis zu den Augen bedeckte. Diesen Mantel hatte er bei einem benachtbarten Trödler gekauft, entweder um sich gegen die Kälte zu schützen, oder

um sich unkenntlich zu machen. Bisweilen stund er still vor dem Fenster, horchte, schaute, stampfte vor Ungeduld mit dem Fuße.

Endlich öffnete sich die Thüre des Weinhauses. Darauf schien er gewartet zu haben. Zwei Trinker traten heraus. Der Lichtstrahl, der aus der Thüre kam, beleuchtete einen Augenblick ihre rothen strahlenden Gesichter. Der Mann im Mantel verbarg sich unter einer Halle auf der anderen Seite der Straße.

Hölle und Teufel! sagte Einer der Trinker. Es wird bald sieben Uhr schlagen. Das ist die Stunde meines Rendezvous.

Ich sage Euch ja, sprach sein Kamerad mit schwerer Zunge, und sage Euch noch einmal, daß ich nicht in der Straße Mauvaises-Paroles wohne, indignus qui inter mala verba habitat. Nein, und abermals nein, ich wohne in der Straße Jean-Pain-Mollet, in vico Johannis-pain-mollét. Und ich sage Euch, daß Ihr dummer als dumm seyd, wenn Ihr das Gegentheil behauptet. Und ich sage Euch, wer einmal auf einem Bären geritten ist, der fürchtet sich vor Niemand, und fürchtet sich vor dem lebendigen Teufel nicht. Hört Ihr's, auf daß Ihr's wißt!

Johannes, mein Freund, Du bist betrunken, sagte der Andere.

Der Mühlenhanns taumelte von einer Seite

der Straße zur anderen und rief mit stammelnder Zunge: Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich bleibe doch auf meiner Behauptung, daß Plato das Profil eines Jagdhundes hat.

Der Hauptmann Phöbus, der ein geübter Trinker und seiner Sinne noch mächtig war, nahm den Studenten am Arm und führte ihn weiter. Der Mann im Mantel folgte ihnen unverdrossen in dem Zickzack, das sie machten. Er hörte folgende Unterredung mit an:

Höllenteufel! Herr Baccalaureus, so geht doch in Gottes Jesu Namen aufrecht, wenn Ihr könnt. Ihr wißt ja, daß ich Euch verlassen muß. Es schlägt schon sieben Uhr und ich habe eine Weibsperson bestellt.

So laßt mich doch, Ihr! Ich sehe Sterne am Himmel glänzen und feurige Lanzen. Ihr seyd wie das Schloß von Dammartin, das vor Lachen berstet.

Bei den Runzeln meiner Großmutter, Johann, sprecht doch nicht so gar dumm. Daß ich's nicht vergesse, hast Du kein Geld mehr?

Herr Rektor, was macht Ihr denn da für ein Leben aus der kleinen Rauferei!

Johann, mein Freund Johann, Du weißt, daß ich die Kleine, die Du kennst, auf die Skt. Michaels-Brücke bestellt habe, daß ich sie nur zu der alten Falourdel führen kann, und daß

ich das Zimmer bezahlen muß. Das alte Luder mit ihrem weißen Schnurrbart borgt mir aber keinen rothen Heller. Johann, ich bitte Dich, haben wir denn alles Geld des Pfaffen vertrunken? Ist denn kein blutiger Heller mehr übrig?

Das Bewußtseyn, seine Zeit wohl angewendet zu haben, ist die Würze jedes Vergnügens, sprach der Student in docirendem Tone.

Beim Bauche des heil. Vaters, sage mir doch, Johann, Du Satan, hast Du denn gar kein Geld mehr? Gieb her, oder ich suche Deine Taschen aus, und wenn Du so aussätzig wärest wie Job, und so grindig wie Cäsar.

Mein Herr, die Straße Galiache ist eine Straße, die auf der einen Seite in der Straße Verrerie, und auf der andern in der Straße Tixeranderie endet.

Wohl, ganz gut, mein lieber Freund Johann, mein armer Kamerad, die Straße Galiache, das ist schon recht, ganz recht! Aber in Gottes Jesu Namen, faßt Euch doch, ich brauche nur einen Sous, daß ich das Zimmer bezahlen kann, und es ist schon sieben Uhr!

Stille doch, die Stunde kommt, und hört, was ich singen will! rief der Student.

Ins Teufels Namen denn, Du Schüler des Antichrist, ich möchte Dich an den Kaldaunen Deiner Mutter aufknüpfen, schrie Phöbus wild

und gab dem betrunkenen Studenten einen Stoß, daß er auf den Boden fiel. Aus einem Ueberrest brüderlichen Mitleids, welches das Herz eines Trinkers niemals verläßt, rollte er ihn auf die Seite und legte sein Haupt auf einen Kehrichthaufen. Der Student fieng sogleich an zu schnarchen, der Kriegsmann ließ ihn liegen und ging weiter.

Der Mann im Mantel, der ihnen immer gefolgt war, blieb einen Augenblick vor dem schlafenden Studenten stehen, unschlüssig, wie es schien, was er zu thun habe. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und eilte dem Hauptmann nach.

In der Straße Saint-André bemerkte der Kapitain, daß ihm Jemand folgte. Er erblickte, als er zufällig die Augen zurückwandte, eine Art Schatten, der die Mauern entlang hinter ihm her schlich. Er blieb stehen, der Schatten auch; er ging weiter, der Schatten auch. Er machte sich nicht viel daraus: Bah! sagte er für sich, ich habe keinen Heller Geld.

Vor der Façade des Collegiums von Autun blieb er stehen. In diesem Collegium hatte er, was man so nennt, seine Studien gemacht, und aus alter Gewohnheit eines erboßten Schülers ging er niemals an der Façade vorüber, ohne der Bildsäule des Kardinals Peter Bertrand jene Schmach anzuthun, worüber sich Priapus

in der Horazischen Satyre so bitter beklagt. Er hatte hierin einen solchen Eifer bewiesen, daß die Inschrift **Eduensis episcopus** fast gänzlich verlöscht war. Er blieb auch diesmal wie gewöhnlich vor der Bildsäule stehen. Die Straße war ganz öde und verlassen. Als er eben seinen Hosenbund wieder knüpfte, sah er langsam den Schatten auf sich zukommen, so langsam, daß er alle Zeit hatte, zu bemerken, daß dieser Schatten einen Mantel und einen Hut trug. In seiner Nähe hielt der Schatten und stund so unbeweglich, als die Bildsäule des Kardinals. Seine Augen, strahlend wie die einer Katze bei Nacht, waren fest auf Phöbus geheftet. Der Kapitain war ein tapferer Soldat und hätte sich wenig darum bekümmert, wenn ein Räuber mit dem Schwert in der Hand ihm zu Leibe gegangen wäre. Aber diese wandelnde Bildsäule, dieser versteinerte Mensch, erfüllte ihn mit Schrecken. Es gingen damals allerlei Sagen von einem Knecht Ruprecht, der nächtlicher Weile durch die Straßen von Paris schweife, und diese Sagen stiegen jezt verwirrt in seinem Gedächtniß auf. Er blieb einige Minuten wie versteinert stehen, endlich erzwang er ein gewaltsames Lachen und sagte: Herr, wenn Ihr ein Räuber seyd, wie ich hoffe, so bekümmere ich mich so wenig um Euch, als eine Nußschaale um einen Fischreiher. Lieber

Freund, ich bin der Sohn einer ruinirten Familie. Wenn Ihr aber etwas sucht, so werdet Ihr hieneben in der Kapelle des Collegiums Gold und Silber genug finden.

Der Schatten zog seine Hand unter dem Mantel hervor und faßte den Arm des Hauptmanns wie mit einer Adlerklaue. Zu gleicher Zeit öffnete sich sein Mund und sprach: Hauptmann Phöbus de Chateaupers!

Was Teufels! Ihr wißt meinen Namen!

Nicht nur Deinen Namen weiß ich, antwortete der Schatten mit seiner Grabesstimme, sondern ich weiß auch, daß du diesen Abend ein Rendezvous hast.

Wahrhaftig ja! erwiederte Phöbus bestürzt.

Um die siebente Stunde.

Richtig, beim wahrhaftigen Gott!

Bei der alten Falourdel.

Ganz richtig.

Gottloser! murmelte das Gespenst, mit einem Weibe kommst Du zusammen?

Confiteor.

Sie heißt....

Die Smeralda, antwortete rasch Phöbus, der allmählig seine ganze Unbefangenheit wieder erlangt hatte.

Als er diesen Namen aussprach, drückte der Schatten krampfhaft seinen Arm zusammen:

Hauptmann Phöbus de Chateaupers, du lügst!

Das Gesicht des Ritters wurde flammroth, er trat einen Schritt zurück und legte mit stolzer Miene die Hand an den Griff seines Schwertes. Der Schatten stund unbeweglich wie zuvor, ruhig und fest, seine glühenden Blicke auf ihn heftend. Dieser Auftritt glich so ziemlich dem Zweikampfe zwischen Don Juan und der steinernen Bildsäule.

Christ und Satan! schrie der Kapitain. Ich höre da ein Wort, das selten zu den Ohren eines Chateaupers dringt! Wenn Du es zu wiederholen wagst....

Du lügst! sagte kalt und ruhig der Schatten.

Der Hauptmann knirschte mit den Zähnen. Knecht Ruprecht, Gespenst, Aberglaube, Alles war plötzlich vergessen. Er sah nur noch einen Menschen vor sich, der ihn beleidigt hatte.

Ah! So ist es recht! stammelte er mit einer von Wuth erstickten Stimme und zog sein Schwert. Hier! Gleich auf der Stelle! Ziehe! Schwert heraus! Schwert heraus! Blut auf diesem Pflaster!

Der Schatten rührte sich nicht. Hauptmann Phöbus, sagte er bitter, aber ruhig, Du hast Dein Rendezvous vergessen.

Der Zorn der Leute vom Schlage unseres Phöbus ist eine Milchsuppe, deren Aufwallung ein einziger Tropfen kalten Wassers niederschlägt. Das

einfache Wort, welches der Schatten sprach, senkte das Schwert, das in des Hauptmanns Hand blizte.

Morgen, fuhr der Schatten fort, übermorgen, in einem Monat, in zehen Jahren, Du sollst mich stets bereit finden, Dir den Hals zu brechen. Jezt aber gehe zu Deinem Rendezvous.

In der That, sagte Phöbus, als ob er mit sich selbst zu kapituliren suche, es sind zwei herrliche Dinge, die man in einem Rendezvous findet: Einen Degen und ein Mädchen; ich sehe aber nicht ein, warum ich eines für das andere aufgeben sollte, wenn ich beide haben kann.

Hiemit steckte er sein Schwert in die Scheide.

Gehe zu deinem Rendezvous, wiederholte eintönig der Schatten.

Herr, antwortete Phöbus etwas verlegen, schönen Dank für Eure Höflichkeit. Ihr habt Recht in der Hauptsache, es ist morgen immer noch Zeit, uns den Wanst des Vaters Adam aufzuhauen. Es ist schön von Euch, daß Ihr mir noch ein paar angenehme Stunden gönnen wollt. Ich hoffte zwar wohl, Euch auf dem Pflaster zu betten und noch zeitlich genug zu meiner Schönen zu kommen, denn man muß ohnedies in solchen Fällen die Weibspersonen etwas auf sich warten lassen. Aber Ihr scheint mir ein kecker Degen zu seyn, und so ist es doch sicherer, wenn wir die Partie auf morgen verschieben. Ich gehe also zu

meinem Rendezvous, das um sieben Uhr ist, wie Ihr wißt.

Als Phöbus diese Worte sprach, krazte er sich plötzlich hinter den Ohren: Höllenelement! Ich habe vergessen, daß ich nicht einen Heller habe, um das Zimmer zu bezahlen, und die alte Schachtel will immer ihr Geld im Voraus haben, weil sie mir nicht traut.

Hier ist Geld!

Phöbus fühlte die kalte Hand des Schatten, der ein großes Silberstück in die seinige gleiten ließ. Er nahm das Geld und drückte die kalte Hand: Beim wahrhaftigen Gott! rief er aus. Ihr seyd ein guter Kerl!

Eine Bedingung nur, sagte der Schatten. Beweise mir, daß ich Unrecht hatte, und daß Du wahr geredet hast. Verbirg mich in irgend einen Winkel, aus dem ich sehen kann, ob dieses Weib wirklich dasselbe ist, dessen Namen Du genannt hast.

Mit Vergnügen zu Euern Diensten, erwiederte der Hauptmann. Wir nehmen die Kammer zur heiligen Martha; dort könnt Ihr aus dem Hundestall, der daneben ist, Alles bequem mit ansehen.

So komm! sagte der Schatten.

Zu Diensten! erwiederte der Kapitain. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr nicht der Teufel in eigener Person seyd, aber diesen Abend wollen wir

gute Freunde seyn, und morgen will ich bezahlen, was ich Euch an Geld und Säbelhieben schuldig bin.

Sie gingen schnell vorwärts. Nach einigen Minuten kündigte das Rauschen des Wassers an, daß sie sich auf der Skt. Michels-Brücke befanden, welche damals mit Häusern besezt war.

Ich will Euch zuerst einführen, sprach Phöbus zu seinem Gefährten, und dann meine Schöne abholen, die am kleinen Chatelet auf mich wartet. Der Mann im Mantel antwortete nichts; seit sie miteinander gingen, hatte er kein Wort gesprochen. Phöbus blieb vor einer niederen Thüre stehen und pochte mit Geräusch an. Ein Licht leuchtete durch die Spalten der Thüre und ein zahnloser Mund rief: Wer ist da?

Höllenelement! Höllenelement! Donnerwetter! Kreuzsakrament! antwortete der Hauptmann.

Ah! Ihr seyd es, Hauptmann Phöbus de Chateaupers! rief die Stimme, und die Thüre öffnete sich. Unter ihr erschien, ein Licht in der Hand, ein altes, in Lumpen gekleidetes Weib. Im Zimmer stunden alte gebrechliche Tische und Bänke umher, ein schmutziges Kind saß in der Asche des Kamins, im Hintergrund stund eine Leiter, die in den oberen Stock führte. Als der geheimnißvolle Gefährte des Hauptmanns in diese Höhle trat, zog er seinen Mantel bis über

die Augen herauf. Phöbus fuhr fort zu fluchen wie ein Heide, drückte der alten Vettel seinen glänzenden Thaler in die Hand und sagte mit dem Uebermuth eines Crösus: Die Kammer zur Skt. Martha.

Die Alte nannte ihn gnädigster Herr, und schob den Thaler in eine Schublade. Während sie den Rücken wandte, näherte sich der schmutzige Knabe, der in der Asche spielte, leise der Schublade, nahm sachte den Thaler heraus und legte an seine Stelle ein dürres Laub, das er aus einem Reisbüschel abgebrochen hatte.

Die Alte gab den beiden gnädigen Herrn, wie sie sie nannte, ein Zeichen, ihr zu folgen, und stieg vor ihnen die Leiter hinauf. In dem oberen Zimmer sezte sie die Lampe auf eine Kiste, und Phöbus, in dem Hause wohl bekannt, öffnete eine Thüre, die in einen finsteren Verschlag führte, welcher einem Hundestall ziemlich ähnlich war.

Nur da hinein, lieber Freund! sagte er zu seinem Gefährten.

Der Schatten gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Thüre fiel hinter ihm zu, er hörte den Hauptmann mit der Alten die Leiter hinabsteigen. Das Licht war verschwunden.

Der Archidiakonus Claude Frollo, den der Leser in dem Schwarzmantel leicht erkannt

haben wird, tappte in dem finstern Loche herum, in das ihn der Hauptmann geführt hatte. Die Decke war so nieder, daß man sich nicht aufrecht halten konnte. Der Priester sezte sich auf den Boden und nahm seinen heißen Kopf in beide Hände. Er war in einem Zustande, der an Irrsinn gränzte. Die Esmeralda, Phöbus, Jakob Charmoulue, sein Bruder Johann, den er im Straßenkoth zurückgelassen hatte, sein Priesterrock unter einem schwarzen Mantel in einem Hurenhause — alle diese Bilder gingen verwirrt durch seine Seele.

Er wartete eine Viertelstunde, es schien ihm, daß er um ein Jahrhundert älter geworden sey. Plötzlich hörte er die Sparren der hölzernen Leiter krachen, es stieg Jemand herauf. Ein Licht erschien im Zimmer; er sah durch eine breite Spalte seines Loches heraus und konnte alles wahrnehmen, was in dem Zimmer vorging.

Zuerst erschien die alte Vettel mit der Lampe in der Hand, dann Phöbus, behaglich seinen Schnurrbart zurückstreichend, zulezt die grazienhafte Gestalt der Esmeralda. Sie zeigte sich vor den Augen des Priesters wie eine leuchtende Erscheinung, die aus der Erde heraufsteigt. Er zitterte, sein Auge bedeckte sich mit Nacht, sein Blut rollte wild durch die Adern, alles wirbelte

und drehte sich um ihn her, er sah und hörte nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, waren Phöbus und Esmeralda allein. Sie saßen zusammen auf der hölzernen Kiste, und die Lampe stund neben ihnen.

Das junge Mädchen war hochroth, verlegen, zitternd. Ihre langen, niedergeschlagenen Augenlieder beschatteten ihre purpurnen Wangen. Phöbus, auf den sie das Auge nicht zu erheben wagte, war strahlend vor Freude. Mechanisch, und mit einem allerliebsten linkischen Wesen, zeichnete Esmeralda mit der Spitze des Fingers unzusammenhängende Linien auf ihre Hand, und betrachtete dann ihren Finger. Ihr kleiner Fuß war nicht sichtbar, die weiße Ziege hatte sich darauf gelegt.

Oh! sagte das Mädchen, ohne ihre Augen zu erheben, gnädiger Herr Phöbus, verachtet mich doch nicht. Ich fühle selbst, daß ich nicht recht gethan habe, hieher zu kommen.

Dich verachten, schönes Kind! antwortete der Offizier mit einem Ansehen überlegener Galanterie, Dich verachten! Beim hölzernen Herrgott! Warum denn?

Weil ich Euch hieher gefolgt bin.

Was diesen Punkt anbelangt, mein schönes

Kind, so sind wir nicht einig. Ich sollte Dich nicht verachten, sondern hassen.

Das junge Mädchen blickte ihn schreckenvoll an: Mich hassen! Was habe ich denn gethan?

Weil Du dich so lange bitten ließest.

Mein Gott! erwiederte sie, das geschah darum, weil ich ein Gelübde breche.... ich werde meine Eltern nicht wieder finden....das Zaubergehenke wird seine Kraft verlieren! Aber was liegt daran? Ich brauche jezt weder Vater noch Mutter mehr. Bei diesen Worten heftete sie ihre großen schwarzen Augen, strahlend von Freude und Zärtlichkeit, auf den Hauptmann.

Hol mich der Teufel, wenn ich Dich verstehe! rief Phöbus aus.

Esmeralda schwieg einen Augenbick, dann trat eine Thräne in ihr Auge, ein Seufzer entfloh ihren Lippen, und sie sprach: Oh! gnädiger Herr! Ich liebe Euch!

Das junge Mädchen war von einem solchen Zauber von Keuschheit und Tugend umgeben, daß Phöbus sich nicht ganz behaglich bei ihr fühlte. Dieses Wort ermuthigte ihn.

Du liebst mich! rief er entzückt aus und umfaßte das Mädchen. Er hatte nur auf eine solche Gelegenheit gewartet.

Als der Priester dieses sah, grief er unwillkühr-

lich nach dem Griff des Dolches, den er auf der Brust versteckt trug.

Phöbus, fuhr Esmeralda fort, indem sie sich sanft von ihm losmachte, Ihr seyd gut, Ihr seyd edelmüthig, Ihr seyd schön, Ihr habt mich gerettet, mich armes Zigeunerkind. Schon lange her träume ich von einem ritterlichen Helden, der mir das Leben rettet. Von Euch habe ich geträumt, mein Phöbus, ehe ich Euch noch kannte. Mein Traumbild trug eine Rüstung, wie Ihr, war schön von Angesicht, wie Ihr, führte ein glänzendes Schwert an der Seite, wie Ihr, Ihr nennt Euch Phöbus, das ist ein schöner Name, ich liebe Euren Namen, ich liebe Euer Schwert. Zieht doch Euer Schwert, Phöbus, daß ich es sehe.

Einfältiges Kind! sagte der Hauptmann und zog lächelnd seine Klinge.

Das Mädchen betrachtete den Griff, die Klinge, senkte das Schwert und sagte:

Ich liebe Dich, mein Ritter!

Phöbus benüzte abermals diese Gelegenheit, einen brennenden Kuß auf ihren schönen Hals zu drücken. Das Mädchen wurde flammroth und fuhr zurück.

Phöbus, fuhr sie fort, geht doch ein wenig auf und ab, daß ich Euch in Eurer ganzen Höhe sehe und den Klang Eurer Sporen höre. Wie schön seyd Ihr!

Der Hauptmann erhob sich mit einem selbstgefälligen Lächeln, obgleich er sie schalt: Wie kindisch bist Du doch! Ei, meine Schöne! Hast Du mich schon in der Staatsuniform gesehen?

Leider nein!

Das ist erst schön!

Phöbus sezte sich wieder neben sie, aber viel näher, als zuvor.

Hör' einmal, mein schönes Kind....

Esmeralda gab ihm mit ihrer niedlichen Hand etliche leichte Schläge auf den Mund, mit einer Kindlichkeit voll Grazie und munterer Laune.

Nein, nein, ich will Euch nicht hören. Liebt Ihr mich? Ihr sollt mir sagen, daß Ihr mich liebt.

Ob ich Dich liebe, Herzensengel, Seelenkind! rief der Hauptmann und kniete halb vor ihr nieder. Leib und Blut, Körper und Seele gehören Dein. Ich liebe Dich und habe nie Jemand Anderes geliebt.

Unser Phöbus hatte schon so oft bei mancherlei Gelegenheiten diese Redensart wiederholt, daß er sie ganz geläufig ohne einen Gedächtnißfehler vorbrachte. Bei dieser leidenschaftlichen Liebeserklärung hob Esmeralda ihre Augen an die schmutzige Decke des Zimmers, da hier vom Himmel nicht viel zu sehen war, und sagte mit wonnetrunkenem Blick: Das ist ein Augenblick, wo man sterben sollte!

Phöbus fand den Augenblick günstig, ihr einen neuen Kuß zu rauben, der dem Priester in seinem Versteck das Herz durchschnitt.

Sterben! rief der verliebte Hauptmann aus. Was fällt Dir ein, mein schöner Engel? Jezt will ich leben, und Jupiter ist nur ein Hundsfott gegen mich! Jezt sterben, wo das Leben erst anfängt! Donnerwetter! Das wäre dumm! Hör' einmal, meine liebe Similar.... Esmenarda.... ich kann Deinen verfluchten heidnischen Namen nicht behalten.

Mein Gott! sagte das arme Kind, ich hielt ihn für schön, weil er so selten ist. Da er Euch aber mißfällt, so wollte ich lieber Bärbchen oder Gretchen heißen.

Betrübe Dich nicht um eine solche Kleinigkeit, mein Engel! Das ist ein Name, an den man sich gewöhnen muß, und wenn ich ihn erst einmal auswendig weiß, so wird es schon gehen. Höre also, meine liebe Similar.... ich liebe Dich zum Rasendwerden; ich liebe Dich so, daß ich mich selbst darüber verwundern muß. Ich kenne eine Gewisse, die vor Neid darüber bersten würde....

Wer denn? fragte schnell das eifersüchtige Zigeunermädchen.

Was liegt uns daran? Liebst Du mich?

Oh! sagte sie.

Nun, was braucht es also weiter! Du sollst sehen, wie ich Dich liebe, und der große Teufel Neptun soll mich an seine Gabel spießen, wenn ich Dich nicht zum glücklichsten Geschöpf auf Gottes Erdboden mache. Wir werden irgendwo ein kleines, niedliches Zimmerchen haben, und meine Bogenschützen sollen vor Deinen Fenstern paradiren. Sie sind alle zu Pferd, und ganz andere Kerls, als die Compagnie des Hauptmanns Mignon.

Das junge Mädchen, in Gedanken verloren, horchte dem Ton seiner Stimme, ohne auf seine Worte zu achten.

Ja, Du sollst glücklich seyn! fuhr der Hauptmann fort und löste ihr sachte den Gürtel.

Was ist das? fuhr sie, aus ihren Träumen geweckt, lebhaft auf.

Nichts, antwortete Phöbus, ich sagte bloß, daß Du diese närrische Straßentoilette ablegen mußt, wann Du bei mir seyn wirst.

Wann ich bei Dir seyn werde, mein Phöbus! sagte das Mädchen zärtlich. Sie wurde wieder nachdenklich und schweigsam.

Der Hauptmann, durch ihre Sanftheit ermuthigt, umfaßte sie, und sie ließ es geschehen. Hierauf schnürte er sachte den Schnürleib des armen

Kindes auf, und der Priester in seinem Versteck erblickte mit zitterndem Verlangen die schöne, nackte, runde Achsel des Mädchen.

Esmeralda schien nicht darauf zu achten; sie ließ ihn machen. Das Auge des kecken Liebhabers funkelte.

Plötzlich wandte sie sich gegen ihn und sagte mit unaussprechlichem Liebreiz: Phöbus, unterrichte mich in Deiner Religion.

Meine Religion, schrie der Hauptmann und schüttete sich vor Lachen aus. Ich soll Dich in meiner Religion unterrichten! Donnerwetter! Was willst Du mit meiner Religion machen!

Damit wir uns heirathen können, antwortete sie.

Das Gesicht des Hauptmanns nahm eine Mischung von Staunen, Verachtung und sorgloser Lüderlichkeit an: Bah! sagte er, wer wird sich denn heirathen!

Esmeralda erblaßte und ließ traurig ihr Haupt auf ihre Brust fallen.

Schönes Kind, fuhr Phöbus zärtlich fort, das sind Narrheiten! Was heirathen! Liebt man sich darum weniger, wenn Einem der Pfaff keine lateinischen Brocken ins Gesicht gespieen hat?

Während er so mit sanfter Stimme sprach, umschlang er das Mädchen aufs neue, sein Auge wurde immer flammender, und Alles schien die

Stunde anzukündigen, in welcher Jupiter selbst so viele Thorheiten begeht, daß der gute Homer genöthigt ist, eine Wolke zu seiner Hülfe zu rufen.

Der Archidiakonus sah Alles mit an. Der kräftige Priester, im besten Mannesalter, bis jezt zur strengen Keuschheit des Klosters verdammt, fühlte sein Blut wallen bei dieser nächtlichen Scene der Liebe und Wollust. Sein brennendes Auge blickte eifersüchtig auf das liebende Paar. Wer es in der Dunkelheit leuchten sah, konnte ihn für einen Tiger halten, der aus seinem Käfig einen Schakal erblickt, welcher ein Reh verzehrt.

Jezt nahm plötzlich Phöbus dem Mädchen das Busentuch weg. Sie erwachte aus ihren Träumereien und sprang rasch in die Höhe. Einen Blick warf sie auf Phöbus, den andern auf ihren blosen Busen und ihre nackten Schultern. Hochroth, verwirrt, sprachlos vor Schaam, kreuzte sie ihre beiden Arme über die Brust, um sie zu verstecken. Wäre die flammende Röthe auf ihren Wangen nicht gewesen, so konnte man sie, unbeweglich und schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, wie sie da stand, für eine Bildsäule der Schaam halten.

Da das Busentuch weggenommen war, so sah man jezt das geheimnißvolle Zaubergehenke an ihrem Halse hängen.

Was ist das? fragte Phöbus, diesen Vorwand ergreifend, sich ihr zu nähern.

Rührt es nicht an, rief sie lebhaft, das ist meine Hüterin, durch sie werde ich eines Tages meine Familie wieder finden, wenn ich ihrer würdig bleibe. Oh! laßt mich! Meine arme Mutter! Wo bist Du? Komm mir zu Hülfe! Gebt mir um Gotteswillen mein Busentuch wieder!

Phöbus trat einen Schritt zurück und sagte: Ah! Ich sehe wohl, daß du mich nicht liebst!

Ich Dich nicht lieben! rief das arme Kind schmerzlich aus und fiel ihm trostlos um den Hals. Ich Dich nicht lieben! Willst Du mein Herz zerreißen? Ich bin ganz Dein! Fort mit diesem Zaubergehenke! Was geht mich meine Mutter an! Du bist mir mehr als Vater und Mutter, denn ich liebe Dich! Blicke mich an, mein geliebter Phöbus! Mein Leben, mein Körper, meine Seele, gehören Dir. Ich will Dich nicht heirathen, ich bin ja nur ein armes Zigeunermädchen, und Du ein Edelmann. Ich will Deine Geliebte seyn, Dein Spielzeug, ich lebe nur für Dich. Und wann ich alt und häßlich bin, so will ich Dir als Magd dienen. Liebe mich nur, mein Phöbus, verstoße mich nicht!

Sie warf sich an seinen Hals und zerfloß in Thränen. Phöbus umfaßte sie und bedeckte ihren blosen Hals mit Küssen. Sie sank zitternd zurück.

Da erblickte sie plötzlich über Phöbus Kopf ein anderes Haupt, blaß, krampfhaft verzerrt, mit dem Blick eines Verdammten. Neben diesem Haupt erhob sich eine Hand mit einem blitzenden Dolch. Sie erstarrte vor Schrecken und konnte keinen Laut von sich geben. Der Dolch senkte sich und kam rauchend zurück aus Phöbus Brust.

Verflucht seyst Du! seufzte er und sank zu Boden. Das Mädchen fiel in Ohnmacht. Als ihre Augen sich schloßen, glaubte sie auf ihren Lippen eine feurige Berührung zu fühlen, einen Kuß, brennender als das glühende Eisen des Henkers.

Als sie wieder zu sich kam, war sie von Soldaten umringt. Man trug den Hauptmann fort, der in seinem Blute schwamm. Der Priester war verschwunden. Sie hörte Stimmen um sich her: Es ist eine Zauberin, die einen Offizier ermordet hat.

XXV.

Der verwandelte Thaler.

Peter Gringoire und der ganze Hof der Wunder waren in tödtlicher Unruhe. Seit einem ganzen langen Monat wußte man nicht, was aus

der Esmeralda geworden war. Darüber war der Herzog von Aegypten und das ganze Königreich Kauderwälsch sehr betrübt. Der arme Peter Gringoire vermißte nicht nur seine Frau, sondern auch seine Ziege, er hatte also doppelten Verlust zu leiden und wußte nicht, welcher Verlust ihm weher that. Das Zigeunermädchen war eines Abends verschwunden und hatte bis jezt kein Lebenszeichen von sich gegeben. Alle Nachforschungen waren fruchtlos geblieben. Es gab grämliche Zwischenträger, welche behaupteten, sie bei der Skt. Michelsbrücke mit einem Offizier gesehen zu haben, aber unser Peter war ein Ehemann nach der Mode, ein ungläubiger Philosoph, und im Uebrigen wußte er besser, als irgend Jemand, wie sehr jungfräulich seine Frau war. Was diesen Punkt anbelangt, war er demnach ruhig.

Gleichwohl fühlte er tiefen Kummer über dieses unerklärliche Verschwinden. Er würde abgemagert seyn, wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch magerer zu werden. Er hatte alles vergessen, selbst seine literarischen Liebhabereien, sogar sein großes Werk: **De figuris regularibus et irregularibus**, das er im Druck herausgeben wollte, sobald er das Geld dazu zusammengebracht haben würde.

Als er eines Tages am Criminalgefängniß traurig vorüberging, nahm er an einer der Thüren des Justizpalastes eine große Menschenmenge wahr.

Was gibt es da? fragte er einen jungen Menschen, der herauskam.

Ich weiß es nicht, antwortete dieser. Man sagt, es werde eine Frau gerichtet, die einen Gendarme umgebracht hat. Da hiebei Hexerei im Spiele zu seyn scheint, so haben sich der Bischof und der Official in die Sache gemischt, und mein Bruder, der Archidiakonus ist, nimmt sich der Sache sehr an. Ich wollte mit ihm sprechen, konnte aber wegen der Menge nicht zu ihm gelangen. Darüber ärgere ich mich nun und wünsche den Hexenprozeß zu allen Teufeln, denn ich brauche Geld.

Ich wünschte Euch Geld leihen zu können, sagte unser guter Peter, aber wenn meine Taschen zerrissen sind, so sind die harten Thaler nicht schuld daran.

Er wagte dem jungen Menschen nicht zu gestehen, daß er dessen Bruder, den Archidiakonus, kenne, weil er seit dem Auftritt in der Kirche nimmer zu ihm gekommen war und sich dieser Nachlässigkeit schämte.

Der Student ging seines Weg's, und Peter Gringoire schloß sich an die Menge an, welche die Treppe des Justizpalastes hinaufstieg. Er war der Meinung, daß es zur Verscheuchung der Melancholie kein besseres Mittel gebe, als einem Kriminalprozeß anzuwohnen, weil die

Dummheit der Richter so ergötzlich zu seyn pflegt. Er folgte daher dem Zug der Menge durch eine lange düstere Vorhalle und gelangte in einen Saal, den er, Dank seiner hohen Gestalt, über die Köpfe seiner Nachbarn mit einem Blicke übersehen konnte.

Dieser Saal war groß und finster, wodurch er noch größer erschien. Der Tag neigte sich eben, und durch die langen Bogenfenster drang nur noch ein halber Lichtstrahl ein, der fast erlosch, ehe er die hohe Decke erreichte.

Man hatte schon da und dort auf den Tischen mehrere Lichter angezündet. Der vordere Theil des Saals war von den Zuschauern besezt; links und rechts saßen an Tafeln Rechtsgelehrte und Advokaten; im Hintergrund, auf einer Estrade, eine Menge Richter, deren lezte Reihen sich im Schatten verloren, unbewegliche düstere Figuren. Die Wände waren mit Lilien ohne Zahl bedeckt. Oberhalb den Richtern erblickte man in dunkeln Umrissen ein Christusbild. Rundum die Lanzenspitzen der Wache, im Schein der Lichter wiederglänzend.

Herr, fragte Gringoire einen seiner Nachbarn, wer sind denn diese Personen, die dort unten in Reihen sitzen, wie Prälaten im Concilium?

Herr, erwiederte dieser, rechts sitzen die Räthe

der großen Kammer, und links die Untersuchungsrichter.

Wer ist denn jener Dicke dort im rothen Kleide, der so schwizt?

Das ist der Herr Präsident.

Und jene Schöpse dort hinter ihm? fuhr Peter Gringoire fort, der den Richterstand nicht liebte.

Das sind die Requeten-Meister des Königl. Hofs.

Und vor ihm, dieser Keuler?

Das ist der Gerichtsschreiber des Parlaments.

Und rechts, dieses Krokodill?

Meister Philipp Lheulier, außerordentlicher Advokat des Königs.

Und links, diese dicke schwarze Katze?

Meister Jakob Charmolue, Prokurator des Königs in Kirchensachen, mit den Herren vom heil. Officium.

Was machen denn alle diese wackeren Leute da?

Sie richten.

Wen denn? Ich sehe ja keinen Angeklagten.

Es ist eine Weibsperson; Ihr könnt sie nicht sehen, sie bietet uns den Rücken, und ihr Anblick wird uns durch die Menge entzogen. Dort ist sie, wo Ihr die vielen Lanzenspitzen seht.

Was ist es mit diesem Weib! Wißt Ihr ihren Namen?

Nein, ich komme eben erst. Ich vermuthe bloß, daß Zauberei im Spiele ist, weil der Official dem Prozesse anwohnt.

Wohlan, sagte unser Philosoph, wir wollen diese Richter da Menschenfleisch essen sehen. Das ist ein Schauspiel wie ein anderes.

Eben begann der Prozeß. Er wurde mit dem Zeugenverhör begonnen. Ein altes in Lumpen gekleidetes Weib machte folgende Aussage: Meine gnädigen Herrn! Die Sache ist so wahr, als ich die alte Falourdel bin, seit vierzig Jahren auf der Skt. Michels-Brücke wohnhaft und Steuern und Abgaben pünktlich bezahlend. Vormals ein schönes Mädchen, jezt ein armes altes Weib, meine gnädigen Herren! Man sagte mir seit einigen Tagen: Hört, Falourdel, dreht Abends Euer Rad nicht so rasch, denn der Teufel kämmt gerne mit seinen Hörnern die Kunkeln der alten Weiber. Der Knecht Ruprecht, der im vorigen Jahre in der Gegend des Tempels war, läßt sich jezt in der alten Stadt sehen. Nehmt Euch in Acht, Falourdel, daß er nicht an Eure Thüre pocht. — Was geschieht? Eines Abends drehe ich mein Rädchen, man klopft an meine Thüre. Wer ist da? rufe ich. Es flucht. Ich öffne: Zwei Männer treten ein. Ein Schwarzer mit einem schönen Offizier. Man sah vom Schwarzen nichts als die Augen, die glühten

wie brennende Kohlen. Den ganzen übrigen Körper bedeckten Mantel und Hut. Sie sagen zu mir: Das Zimmer zur Skt. Martha. Das ist meine obere Stube, meine gnädigen Herrn, ein schönes Zimmer. Sie geben mir einen Thaler. Ich lege ihn in meine Schublade und denke: Damit willst Du Dir morgen Kuttelflecke kaufen. Wir steigen hinauf. Der Schwarze war verschwunden, wie ich den Rücken wandte. Da wurde es mir ein wenig unheimlich. Der Offizier, ein schöner Mensch, das muß wahr seyn, ging mit mir wieder herab. Er geht fort. Ich setze mich an mein Rad, und nach einer Viertelstunde kommt er mit einem schönen jungen Mädchen, einer recht niedlichen Puppe, der nur die Kleider fehlten, um eine Dame aus ihr zu machen. Sie hatte einen Bock bei sich, einen mächtig großen Bock, ich weiß nicht mehr, ob er schwarz oder weiß war. Darüber wurde ich nachdenklich. Das Mädchen geht mich nichts an, aber der Bock. Diese Thiere sind mir zuwider, und zudem war es ein Samstag. Inzwischen, was kann eine arme Frau machen! Ich sagte nichts. Den Thaler hatte ich. Soweit war Alles in Ordnung. Nicht wahr, meine gnädigen Herrn? Ich führe den Offizier und das Mädchen in das obere Zimmer, und lasse sie allein, d. h. mit dem Bock. Ich gehe wieder herab

und setze mich an mein Spinnrad. Ihr müßt wissen, meine gnädigen Herrn, daß mein Haus einen oberen Stock hat. Von hinten stößt es, wie alle anderen Häuser der Brücke, an den Fluß, und zwei Fenster, eines oben, eines unten öffnen sich über dem Wasser. Ich saß also, wie gesagt, an meinem Spinnrad. Plötzlich höre ich oben einen Schrei; es fällt Etwas hart auf den Boden und das Fenster öffnet sich. Ich springe schnell an mein unteres Fenster, da fällt vor meinen leiblichen Augen eine schwarze Masse in das Wasser herab. Es war ein Gespenst, als Geistlicher verkleidet. Es war Mondschein und ich sah es recht gut. Es schwamm auf die Seite der alten Stadt. Ich zittere am ganzen Leibe und rufe der Nachtwache. Die Herren Gendarmen kommen und prügeln mich, weil sie etwas lustig waren und meinten, ich habe unnöthigen Lärm gemacht. Nachdem sie mich geprügelt haben, sage ich ihnen, wie es steht. Jezt steigen wir hinauf, und was finden wir? Den Offizier in seinem Blute schwimmend, das Mädchen sich todt stellend, und den Bock ganz wild. Gut, sage ich, da habe ich vierzehn Tage am Boden aufzuwaschen. Man trug den Offizier und das Mädchen fort. Jezt kommt aber das Schlimmste, meine gnädigen Herren! Als ich am anderen Morgen den Thaler nehmen wollte,

um Kuttelflecke zu kaufen, hatte er sich in ein dürres Laub verwandelt.

Die Alte schwieg. Ein Murmeln des Entsetzens lief durch die ganze Versammlung.

Dieses Gespenst, dieser Bock, das geht nicht mit rechten Dingen zu, da ist Hexerei im Spiele! sagte ein Nachbar zu Peter Gringoire.

Und dieses dürre Laub! fügte ein Anderer hinzu.

Es ist kein Zweifel, fuhr ein Dritter fort, sie ist eine Zauberin, die mit dem Knecht Ruprecht im Bunde steht, um die Offiziere auszuplündern und zu ermorden!

Peter Gringoire selbst war nicht ungeneigt, die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhang wahrscheinlich und schauerlich zu finden.

Wittwe Falourdel, sagte der Präsident mit Majestät, habt Ihr dem Gericht nichts weiter vorzutragen?

Nein, gnädigster Herr, außer daß man in dem Berichte mein Haus ein altes stinkendes Loch genannt hat, was schimpflich für mich ist. Die Häuser auf der Brücke haben zwar kein so großes Aussehen, weil viel Volk da wohnt; aber es wohnen doch auch Schlächter da, die reiche Leute und mit recht hübschen Weibern verheirathet sind.

Der Advokat des Königs erhob sich: Schweigt!

sagte er, ich bitte die Herren Richter, nicht aus der Acht zu lassen, daß man bei der Angeklagten einen Dolch gefunden hat. Wittwe Falourdel, habt Ihr das dürre Laub mitgebracht, in welches sich der Thaler verwandelte, den Euch das Gespenst gegeben hat?

Ja, gnädigster Herr, ich habe es wieder gefunden, antwortete sie. Hier ist es.

Ein Gerichtsdiener übergab das Blatt dem Advokaten des Königs, der es tiefsinnig betrachtete und dann dem Präsidenten zuschickte. Von diesem ging es unter den Richtern von Hand zu Hand, bis es an den Prokurator des Königs in Kirchensachen kam.

Das ist ein Blatt von Birkenholz, aus welchem Holze man Besen macht, welches ein neuer Beweis für die Anschuldigung der Hexerei ist, sagte Meister Charmolue mit tiefer Gelehrsamkeit.

Ein Richter nahm das Wort: Zeugin, zwei Männer sind zu gleicher Zeit in Euer Haus gekommen: Der Schwarze, den Ihr zuerst verschwinden und dann durch die Seine schwimmen saht, und der Offizier. Welcher der Beiden hat Euch den Thaler gegeben?

Die Alte besann sich ein wenig und sagte: Der Offizier.

Ein Murmeln durchlief die Menge.

Ah! dachte Peter Gringoire, dieser Umstand macht mich doch wankend in meiner Ueberzeugung.

Der außerordentliche Advokat des Königs erhob sich. Ich bringe den Herren Richtern in Erinnerung, was in dem Protokoll steht, das an dem Krankenbette des verwundeten Offiziers aufgenommen worden ist: Derselbe erklärt: daß er, als besagter schwarze Mann zu ihm trat, den Gedanken gehabt, daß solcher gar wohl der Knecht Ruprecht seyn könne, daß derselbe schwarze Mann ihn lebhaft angetrieben, sich mit der Angeklagten einzulassen, und als er, der Hauptmann, hierauf bemerkt, daß er kein Geld habe, ihm denselben Thaler gegeben, womit der besagte Offizier die Falourdel bezahlt hat. Es folgt hieraus klar, daß der gedachte Thaler ein Geldstück aus der Hölle ist.

Diese schlagende Bemerkung machte allen Zweifeln unseres Peter's und der übrigen Sceptiker in der Versammlung ein Ende.

Sämmtliche Akten liegen vor, fügte der Advokat des Königs, sich wieder setzend, hinzu, die Herren Richter können selbst die Aussagen des Phöbus de Chateaupers nachsehen.

Als dieser Name ausgesprochen wurde, erhob sich die Angeklagte; ihr Kopf wurde sichtbar.

Peter Gringoire erkannte mit Schrecken Esmeralda.

Sie war bleich, ihre Haare, sonst so niedlich geordnet, fielen verwirrt über die Schultern herab; ihre Lippen waren blau, ihre Augen hohl.

Phöbus! sagte sie in einer Art Geistesverwirrung. Oh, gnädige Herrn! ehe Ihr mich tödten laßt, sagt mir um Gotteswillen, ob er noch lebt!

Schweigt, Weib! antwortete der Präsident, das ist nicht unsere Sache.

Oh, um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt mir, ob er noch lebt! fuhr sie fort und faltete ihre abgemagerten Hände. Ihre Ketten klirrten, als sie die beiden Arme erhob.

Nun, sagte trocken der Advokat des Königs, er stirbt. Seyd Ihr jezt zufrieden?

Die Unglückliche fiel auf ihren Schemel zurück, lautlos, ohne Thränen, weiß wie ein Wachsbild.

Der Präsident beugte sich zu einem Manne hinab, der unterhalb seines Sitzes stund, ein schwarzes Kleid und eine goldene Mütze trug, und einen Stab in der Hand führte: Gerichtsbote, führt die zweite Angeklagte herein!

Aller Augen wandten sich einer kleinen Thüre zu, durch die man eine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern hereinführte. Peter Gringoire's

Herz pochte. Das niedliche Thier blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und streckte seinen schlanken Hals aus, als ob es, von der Spitze eines Felsen herab, einen unermeßlichen Horizont zu überschauen hätte. Jezt erblickte es die Zigeunerin, sprang über die Tafel und den Kopf eines Gerichtsschreibers weg und war in wenigen Sätzen bei ihr. Die Ziege legte sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder, als ob sie um ein Wort oder eine Liebkosung bitten wollte; aber die Unglückliche blieb unbeweglich, und selbst die arme Djali konnte keinen Blick von ihr erlangen.

Richtig, sagte die alte Falourdel, das ist der weiße Bock, ich erkenne beide ganz genau wieder.

Wenn es den Herren gefällig ist, sprach Jakob Charmolue, so wollen wir zum Verhör der Ziege schreiten.

Dieses Thier war in der That die zweite Angeklagte. Es war zu jenen Zeiten nichts Seltenes, daß man einem Thier wegen Hexerei den Prozeß machte.

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen rief nun mit lauter Stimme: Wenn der Teufel, von dem diese Ziege besessen ist, und der bisher allen Beschwörungen widerstanden hat, in seiner Boßheit verharren sollte, so thun wir ihm hiemit

kund und zu wissen, daß wir genöthigt seyn werden, die Strafe des Strangs oder des Scheiterhaufens gegen ihn verhängen zu lassen.

Peter Gringoire bekam den kalten Schweiß. Jakob Charmolue nahm den Tambourin der Zigeunerin von der Tafel, hielt ihn der Ziege auf eine gewisse Weise vor und fragte: Wie viel Uhr ist es?

Die Ziege sah ihn mit einem klugen Blicke an, hob ihren vergoldeten Fuß und gab damit sieben Schläge. Es war wirklich sieben Uhr. Die Zuschauer entsezten sich. Peter Gringoire war in Todesängsten.

Sie ist verloren! Sie richtet sich selbst zu Grunde! rief er mit lauter Stimme, Ihr seht ja, daß sie nicht weiß, was sie thut!

Jakob Charmolue ließ die Ziege noch mehrere Kunststücke ähnlicher Art machen, und durch eine optische Täuschung, die den gerichtl. Verhandlungen eigen ist, waren jezt die nämlichen Zuschauer, welche sonst den unschuldigen Künsten der Ziege auf der Straße Beifall geklatscht hatten, in den Hallen des Justizpalastes über dieselben Kunststücke voll Staunen und Entsetzen. Die Ziege war in ihren Augen Niemand Anderes als der Teufel.

Noch schlimmer war es, als der Prokurator des Königs den ledernen Sack mit beweglichen

Buchstaben, welchen die Ziege am Halse trug, auf den Boden ausschüttete, und nun das kunstreiche Thier mit seinen Pfoten die Buchstaben aussuchte und den unseligen Namen Phöbus schrieb. Die Zaubereien, deren Opfer Phöbus geworden war, erschienen nun unwidersprechlich bewiesen, und in Aller Augen war die Zigeunerin, diese niedliche Tänzerin, an deren Grazie sie sich so oft ergözt hatten, nichts weiter mehr als eine scheußliche Hexe.

Die Angeklagte gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Weder die Liebkosungen der Ziege, noch die Drohungen der Richter, noch die dumpfen Verwünschungen der Zuschauer, nichts vermochte sie aus ihrem Seelenschlummer zu wecken.

Man mußte sie durch einen Gerichtsboten unbarmherzig aufschütteln lassen, und dann erhob der Präsident laut und feierlich seine Stimme: Mädchen, Du gehörst dem Geschlecht der Zigeuner an, das der Zauberei obliegt. Du hast, in Vereinigung mit der verzauberten Ziege, welche gleichfalls in diesen Prozeß verwickelt ist, in der Nacht vom leztverflossenen 29. März, in Gemeinschaft mit den Mächten der Finsterniß, mittelst Zaubereien und höllischer Künste, einen Hauptmann der Bogenschützen des Königs, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet und

mit einem Dolche erstochen. Beharrst Du darauf, diese That noch ferner zu läugnen?

Entsetzlich! rief das Mädchen jammervoll aus, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. Mein Phöbus! Oh, das ist mehr als Höllenpein!

Beharrst Du darauf, diese That noch ferner zu läugnen? wiederholte kaltblütig der Präsident.

Ob ich sie läugne! sagte sie in furchtbarem Tone, und erhob sich mit blitzenden Augen.

Der Präsident erwiederte trocken: Wie willst Du dann die Thatsachen, welche Dir zur Last fallen, erklären?

Das Mädchen erwiederte schluchzend: Ich habe es schon gesagt. Ich weiß es nicht. Ein Priester, den ich nicht kenne, ein höllischer Priester verfolgt mich.

So ist es, fuhr der Richter fort: Der Knecht Ruprecht in Gestalt eines Priesters.

Oh, gnädige Herrn, habt Barmherzigkeit mit mir! Ich bin nur ein armes Mädchen....

Aus Aegyptenland, ergänzte der Richter.

Meister Jakob Charmolue nahm das Wort und sprach in süßlichem Tone: In Betracht der bedauernswerthen Härtnäckigkeit der Angeklagten trage ich auf die peinliche Frage an.

Bewilligt, sprach der Präsident.

Die Unglückliche zitterte am ganzen Körper. Gleichwohl erhob sie sich und ging mit ziem=

lich festem Schritte, zwischen zwei Reihen von Lanzen, einer kleinen Thüre zu, welche sich plötzlich öffnete und eben so schnell wieder hinter ihr schloß. Jakob Charmolue, der Prokurator des Königs in Kirchensachen, und einige Priester des heiligen Officiums begleiteten die Angeklagte in die Marterkammer.

Als die Angeklagte durch die Thüre verschwunden war, hörte man die Ziege traurig blöcken.

Die Sitzung wurde suspendirt. Auf die Bemerkung eines der Richter, daß man sehr lange werde warten müssen, bis die Tortur beendigt sey, erwiederte der Präsident, daß ein Richter sich seinen Pflichten opfern müsse, und sollte er darüber das Nachtessen versäumen.

Die verfluchte Hexe, brummte ein alter Richter in den Bart, läßt sich die Folter geben, wann man noch nicht zu Nacht gegessen hat!

Nachdem Esmeralda in einem finstern Gange, worin am hellen Tage Lampen brannten, einige Stufen hinauf und wieder andere herabgestiegen war, trat sie in ein düsteres, thurmähnliches Zimmer ohne Fenster oder irgend eine andere Oeffnung, als die ungeheure eiserne Thüre, zu der man hereinkam. Es fehlte gleichwohl nicht an Helle, denn in einer Art Backofen, der in der Mauer angebracht war, brannte ein großes Feuer, das seinen röthlichen Schein durch diese

Marterhöhle warf, und der Unglücklichen an den Wänden umher alle die furchtbaren Werkzeuge der Pein zeigte, welche sie an diesem Orte erleiden sollte.

Auf einer ledernen Matraze, die vom Gewölbe herabhing und fast den Boden berührte, saß Meister Pierrat Torterue, der geschworne Stockmeister. Seine Knechte, zwei Gnomen mit breiten Gesichtern, schürten das Feuer im Ofen, und machten die Zangen glühend. Die Gerichtsboten traten auf die eine, die Priester des heil. Officiums auf die andere Seite. Ein Gerichtsschreiber saß an einem Tisch in der Ecke. Meister Jakob Charmolue näherte sich der Angeklagten und sagte äußerst freundlich und verbindlich: Mein liebes Kind, Du beharrst also auf Deinem Läugnen?

Ja, antwortete sie mit halberstickter Stimme.

In diesem Falle, fuhr Meister Jakob freundlich fort, müssen wir, so schmerzlich es uns ist, zur peinlichen Frage schreiten. Wenn es Dir gefällig ist, mein Kind, auf jener Matraze Platz zu nehmen! Meister Pierrat, macht dem Frauenzimmer Platz und schließt die Thüre.

Meister Pierrat erhob sich grinsend. Wenn ich die Thüre schließe, murrte er, so wird mein Feuer ausgehen.

Je nun, lieber Freund, erwiederte der sanftmüthige Meister Jakob, so laßt sie offen.

Esmeralda war stehen geblieben. Dieses lederne Bett, auf dem sich schon so viele Unglückliche schmerzvoll gewunden hatten, erfüllte sie mit Entsetzen. Das Mark fror ihr in den Beinen, sie stund da wie vernichtet. Auf ein Zeichen, das Meister Jakob gab, faßten sie die beiden Knechte und sezten sie auf das Bett nieder. Sie thaten ihr kein Leid an, aber als ihre Hände sie berührten, als das Leder der Matraze sie berührte, fühlte sie all' ihr Blut dem Herzen zuströmen. Sie warf einen verwirrten Blick rings um sich her, alle die mißgestalteten Werkzeuge der Tortur, die an den Wänden hingen, schienen plötzlich in Bewegung zu kommen, sich ihr von allen Seiten zu nähern, ihren ganzen Körper zu zwicken und zu klemmen.

Wo ist der Arzt? fragte Meister Jakob.

Hier, erwiederte ein Schwarzrock, den die Angeklagte bisher noch nicht bemerkt hatte. Sie schauderte zusammen.

Mein liebes Kind, fuhr Meister Jakob mit seiner schmeichelnden Stimme fort, ich frage Dich zum Drittenmal, ob Du darauf beharrst, die Thatsachen zu läugnen, deren Du beschuldigt bist?

Die Angeklagte vermochte nur ein Zeichen mit dem Kopfe zu geben, die Stimme versagte ihr.

Du beharrst also, sagte Meister Jakob, das ist mir sehr leid, allein ich muß die Pflichten meines Amts erfüllen.

Herr Prokurator, fragte Meister Pierrat, womit machen wir den Anfang?

Meister Jakob besann sich eine Weile mit dem nachdenklichen Gesicht eines Dichters, der auf einen Reim sinnt; dann sagte er freundlich: Mit dem Halbstiefel.

Die Unglückliche fühlte sich so verlassen von Gott und den Menschen, daß ihr Haupt auf die Brust sank, wie etwas, das keine Kraft mehr hat, sich selbst zu tragen.

Der Stockmeister und der Arzt näherten sich ihr zumal. Die beiden Knechte suchten unter ihrem Vorrath die Werkzeuge der Marter aus. Bei dem Klirren dieser scheußlichen Instrumente zitterte das arme Mädchen am ganzen Körper und seufzte so leise, daß Niemand es hörte: Oh, mein Phöbus! Dann fiel sie wieder in ihre starre Unbeweglichkeit und ihr todtenähnliches Schweigen zurück. Dieses rührende Schauspiel hätte jedes andere Herz zerrissen, als das — unerbittlicher Richter.

Inzwischen hatten die Knechte des Stockmeisters, mit ihren räudigen Händen, der Unglücklichen den Strumpf ausgezogen und ihren niedlichen Fuß entblößt. Schade darum! murmelte

selbst der fühllose Stockmeister, als er ihn betrachtete.

Ein Flor, wie ein dichter Nebel, hing vor den Augen der Unglücklichen, und sie sah durch ihn, nur undeutlich, wie man die Marterwerkzeuge brachte und ihren Fuß zwischen den Eisen einkeilte. Der Schrecken gab ihr ihre Kraft zurück. Nehmt mir das weg! schrie sie laut auf. Gnade! Gnade!

Zum leztenmal, gestehst Du die Thatsachen ein, welche sich im Laufe des Prozesses ergeben haben? fragte Meister Jakob mit seiner unzerstörbaren Freundlichkeit.

Ich bin unschuldig.

Wie willst Du alsdann die Thatsachen erklären, die Dir zur Last fallen?

Ich weiß es nicht.

Du läugnest also fortwährend?

Alles.

Macht vorwärts! sprach Meister Jakob zu Meister Pierrat.

Meister Pierrat drehte die Schraube, und der Halbstiefel, in welchen der Fuß gespannt war, preßte sich zusammen. Die Unglückliche stieß einen jener furchtbaren Schreie aus, die in keiner menschlichen Sprache einen Namen haben.

Halt! sagte Meister Jakob. Willst Du gestehen?

Alles! rief das elende Wesen. Ich gestehe! Ich gestehe! Gnade!

Das arme Kind hatte seine Kräfte nicht berechnet, als sie der Folter trozte. Der erste Schmerz hatte ihren Widerstand besiegt.

Die Menschlichkeit verpflichtet mich, Dir zu sagen, fuhr Meister Jakob mit immer gleicher Freundlichkeit fort, daß Dein Geständniß den Tod nach sich zieht.

Das hoffe ich zu Gott, erwiederte sie und fiel erschöpft auf ihr Schmerzenslager zurück.

Meister Jakob erhob seine Stimme: Gerichtschreiber schreibt! Junges Zigeunermädchen, Du gestehst also Deine Theilnahme an den höllischen Festen, welche die Larven, die Masken und die Hexen halten. Antworte!

Ja, sagte sie so leise, daß ihre Stimme sich in ihrem Hauche verlor.

Du gestehst ferner, den Geisbock gesehen zu haben, den Beelzebub in den Wolken erscheinen läßt, um zum Hexentanze zu rufen, und den nur Diejenigen erblicken, welche Zauberkünste treiben?

Ja!

Du gestehst, Behemot's Haupt, dieses scheußliche Götzenbild der Tempelritter, angebetet zu haben?

Ja!

Mit dem Teufel, der Dir in Gestalt einer Ziege folgte, Umgang gepflogen zu haben?

Ja!

Du gestehst und bekennst endlich, mit Hülfe des Teufels und des Gespensts, das vulgo Knecht Ruprecht heißt, in der Nacht vom leztverflossenen 29. März einen Hauptmann der Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet zu haben?

Sie heftete ihre großen Augen auf den Richter und antwortete mechanisch: Ja! Sie war augenscheinlich ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

Schreibt Gerichtschreiber! sprach Meister Jakob. Man binde die Gefangene los und führe sie in den Gerichtssaal zurück!

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen nahm sofort den angeschwollenen Fuß der Patientin in Augenschein und sagte: Kleinigkeit! Du hast noch zu rechter Zeit geschrieen! Das würde Dich nicht am Tanzen hindern, wenn es sonst nichts wäre!

Dann wendete sich Meister Jakob zu den Herrn vom heiligen Officium und sprach mit Salbung: So ist endlich die Justiz aufgeklärt! Das ist ein Trost für das Herz eines Richters, und das liebe Kind wird uns das Zeugniß geben, daß wir mit aller möglichen Schonung verfahren sind.

Als die Unglückliche, bleich und hinkend, in den Gerichtssaal zurückkam, wurde sie mit allgemeinem beifälligem Murmeln empfangen. Von Seiten der Zuschauer bezeichnete dasselbe jenes Gefühl befriedigter Ungeduld, das man im Theater bei der endlichen Entwicklung eines Stücks empfindet, von Seiten der Richter die Hoffnung, jezt bald zu Nacht speisen zu können. Auch die kleine Ziege blöckte ihr freudig entgegen; sie konnte sich ihr nicht nähern, weil sie an die Bank gebunden war.

Die Angeklagte schleppte sich mühsam zu ihrem Sitze. Meister Jakob ging gravitätisch dem seinigen zu, sezte sich, erhob sich wieder und sprach mit Selbstgefühl: Die Angeklagte hat Alles gestanden.

Zigeuner=Mädchen, nahm der Präsident das Wort, Du bist also geständig aller Dir zur Last gelegten Thatsachen, Zauberei, Prostitution und Meuchelmord betreffend, verübt an der Person eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt?

Das Herz der Angeklagten war zum Sprengen voll und sie antwortete schluchzend. Alles, was Ihr wollt, aber laßt mich schnell tödten!

Herr Prkourator des Königs in Kirchensachen, sprach der Präsident feierlich, der Gerichtshof ist bereit, Euer Requisitorium anzuhören.

Meister Jakob zog einen ungeheuern Aktenstoß hervor und begann mit vieler Salbung seinen Vortrag in lateinischer Sprache. Er hatte noch nicht den Eingang vollendet, als schon dicke Schweißtropfen über seine Stirne rannen. Plötzlich, mitten in einer Periode, unterbrach er seinen Vortrag und rief in französischer Sprache: Meine Herren, der Teufel ist bei dieser Sache so sehr im Spiele, daß er in eigener Person unseren Debatten anwohnt und die Majestät des Gerichts verhöhnt. Seht dorthin!

Mit diesen Worten deutete er auf die weiße Ziege, die, als sie den Meister Jakob Charmolue gestikuliren und mit den Händen fechten sah, sich auf den Hintern gesezt und ihn mit ihren Vorderfüßen nachgeäfft hatte. Dieser Zwischenfall wurde als lezter Beweispunkt angesehen und that große Wirkung. Man band der Ziege die Füße zusammen und der Prokurator des Königs nahm den Faden seines Vortrags wieder auf. Der Schluß seines Requisitoriums war der Antrag: Die hier gegenwärtige Angeklagte, als der Zauberei und des Mords überwiesen, zur Kirchenbuße auf dem Platz der Liebfrauenkirche zu verurtheilen und sofort dieselbe auf dem Greveplatz durch den Strang vom Leben zum Tod bringen zu lassen.

Ein anderer Schwarzrock in der Nähe der

Angeklagten erhob sich; es war ihr Advokat. Die hungrigen Richter fingen an zu murren.

Advokat, faßt Euch kurz, sprach der Präsident.

Herr Präsident, antwortete der Advokat, dieweil die Angeklagte des Verbrechens geständig ist, so habe ich den Herrn Richtern nur noch einen Text des salischen Gesetzes in Erinnerung zu bringen. Wenn eine Hexe einen Menschen gefressen hat, und dessen überwiesen ist, so hat sie eine Strafe von achttausend Silberlingen zu bezahlen. — Möge es nun dem Gerichtshof gefällig seyn, meine Clientin zu dieser Strafe zu verurtheilen.

Abgeschaffter Text, erwiederte der Advokat des Königs.

Nego, versezte der Vertheidiger der Angeklagten.

Zur Abstimmung! Zur Abstimmung! riefen mehrere Richter zumal, das Verbrechen ist offenbar, und es ist schon spät.

Der Präsident ließ alsbald zur Abstimmung schreiten. Der Gerichtschreiber schrieb das Urtheil nieder und eröffnete es der Angeklagten in folgenden Worten:

Zigeunermädchen, an dem Tage, da es dem Herrn unserem König gefallen wird, um die Mittagsstunde, werdet Ihr in einem Karren, in bloßem Hemd und nackten Füßen, den Strick um den Hals, vor den großen Eingang der Lieb=

Frauenkirche gebracht werden, daselbst Buße zu thun, mit einer zweipfündigen Wachskerze in der Hand, und werdet von dort auf den Greveplatz geführt werden, wo man Euch an gemeinem Stadtgalgen henken wird, bis der Tod erfolgt, und ein Gleiches wird dieser Euerer Ziege geschehen; und habt dem Official drei goldene Löwen zu bezahlen, um der von Euch begangenen und gestandenen Verbrechen der Zauberei und des Meuchelmords willen, so Ihr an der Person des Phöbus de Chateaupers, Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, verübt habt. Gott sey Eurer armen Seele gnädig.

Oh, es ist ein Traum! sagte die Unglückliche halb besinnungslos für sich. In demselben Augenblick wurde sie von plumpen Fäusten ergriffen und weggetragen.

Inhalt.

		Seite.
I.	Der große Saal	5
II.	Pierre Gringoire	27
III.	Der Cardinal	40
IV.	Meister Jakob Coppenole	48
V.	Quasimodo	62
VI.	Die Esmeralda	72
VII.	Wie Peter Gringoire zur Nachtzeit einem schönen Mädchen nachlief und wie es ihm übel erging.	88
VIII.	Der zerbrochene Krug	95
IX.	Eine Hochzeit-Nacht	121
X.	Claude Frollo	136
XI.	Der Hund und sein Herr	150
XII.	Der Abt von St. Martin	155
XIII.	Der Buchstabe tödtet den Stein	170
XIV.	Das unpartheiische Urtheil	188
XV.	Das Rattenloch	196
XVI.	Geschichte eines Fladens	199
XVII.	Eine Thräne für einen Tropfen Wasser	226
XVIII.	Wie es gefährlich ist, sein Geheimniß einer Ziege anzuvertrauen	241
XIX.	Ein Priester und ein Philosoph sind ihrer Zwei	266
XX.	Die Glocken	280
XXI.	Das Verhängniß	285
XXII.	Die beiden Schwarzröcke	302
XXIII.	Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen	312
XXIV.	Der Knecht Ruprecht	319
XXV.	Der verwandelte Thaler	341

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hugo, Victor,

Victos Hugo's ausgewählte Schriften

Bd.: 1[,1]

Stuttgart [u.a.] 1835

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Gall.231(1#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11300072-6